

Darstellungen  
und  
Charakteristiken

aus meinem Leben

von

**Dr. G. Merkel.**

Licht ist Leben! Licht ist Glück  
und für Staaten Macht.

Zweiter Band.



*Acc. 4752.*

---

Leipzig 1840,  
bei R. F. Köhler.

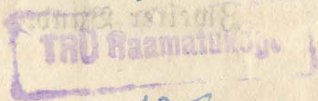
---

Nisa und Mitau.  
In Commission bei E. Göttschel.

Parastatistik

aus meinem Leben

Dr. G. v. C. v. L.



9. St.

1256

Vorrede.

„Vorreden liest man nicht!“ Leider hab' ich selbst oft diesen etwas leichtsinnigen Grundsatz befolgt. Dennoch wag' ich für diese Vorrede um eine Ausnahme zu bitten. Bei einem zweiten Bande, dem noch mancher folgen soll, ist es doch wohl nöthig, daß die Leser erfahren, was der Verfasser leisten will, was er dabei hoffe und was er besorge. Das soll hier der Ordnung nach gesagt werden.

Ich will aus meinem Privatleben und nach meinen größtentheils unbefangenen Beobachtungen und Urtheilen eine Reihe von Schilderungen geben aus einer längst verflossenen Zeit. Ich hoffe, daß man sie vielleicht unterhaltend, vielleicht sogar nützlich finden wird, zur richtigern Würdigung jener Zeit, deren politischen Ereignisse zwar nicht vergessen sind, deren



Charakter man aber, besonders in literarischer Rücksicht, theils vergessen hat, theils verkennt, wohl auch aus gutmüthiger Unwissenheit verfälscht. — Ich besorge endlich, daß Feindselige manche dieser Schilderungen für partiisch, unrichtig, wo nicht gar für böswillig erklären möchten. Dergleichen Anschuldigungen zum voraus zu entkräften, glaub' ich, nachdem meine Bildungsge-  
schichte im ersten Bande gezeigt hat, wer oder richtiger was ich war, auch die Quellen anzeigen zu müssen, aus denen ich, außer meiner Erinnerung, bei dieser Schrift schöpfe.

Ich stand ungefähr in meinem 24ten Jahre, — eine Angabe, die hier nicht überflüssig ist, — als mir zum erstenmale die Anekdote von der verüchtigten Pompadour in die Hände fiel: Als sie wieder einmal eine ungeheure Verschwendung entworfen hatte und von einem Minister die Summen dazu forderte, wagte er ihr vorzustellen, welche furchtbaren Folgen dergleichen Vergeubungen bei den erschöpften und schon zum Uebermaasse verschuldeten Finanzen des Staates endlich für diesen herbeiführen müßten. „Qu'importe! antwortete sie. Après nous le déluge!“ — Der Unwille über die Schändlichkeit dieser Antwort bewegte mich lange, besonders da so eben die Greuel der Revolution

in Paris in ihrer furchtbarsten Gestalt wütheten. Endlich kam ich zu Betrachtungen über die Verkettung der Begebenheiten, die im Größten wie im Kleinsten immer eine unzerstörbare Folgenreihe sind. Das — führte mich endlich zu einem Rückblicke auf mein eigenes Leben. Eine Menge freundlicher, schon halbvergessener Erinnerungen aus meinen Kindheits- und Knabenjahren erwachten in mir und erfreueten mich sehr. — Um sie nicht noch einmal und ganz zu vergessen, beschloß ich sie nieder zu schreiben. Ich fand so viel Genuß dabei, daß ich das Geschäft für meine Jünglingszeit fortsetzte und endlich mein ganzes Leben hindurch, selbst bis in's hohe Alter, von Zeit zu Zeit eine Schilderung der Ereignisse und Personen niederschrieb, die mir wichtig gewesen. Daraus entstand nun kein eigentliches Tagebuch, aber Das, woraus ich diese „Darstellungen“ schöpfe, ein Magazin von Bildern und Ansichten, ganz rücksichtslos treu entworfen und ausgesprochen; denn sie waren ja nur für mich selbst bestimmt.

Als zweite Quelle dienen mir eine große Anzahl von Briefen, von denen ich, die Wahrheit zu sagen, die meisten nicht aufbewahrt hatte, sondern nur nicht hatte zerreißen mögen, die mir aber später durch ihr Schicksal sehr lieb wurden.



Bei meiner Flucht aus Berlin im Jahre 1806 waren sie nämlich mit allen meinen Papieren zurück geblieben und ich hielt sie für verloren. Als ich indes 1816 wieder nach Berlin kam, um dort schweigend den Gang der Verhandlungen abzuwarten, die so eben in den Russischen Ostsee-Provinzen über das definitive Aussprechen der Bauernfreiheit anfangen sollten, und mit dem geheimen Vorsatze, sie nöthigenfalls durch einen zweiten Band meiner „*Letten*“ zu unterstützen, — überraschte mich ein alter Freund, der Geheime Justizrath von Grevenitz, mit der Nachricht, daß alle meine Papiere geborgen seyen. Durch Wessen vorsorgende Güte Das geschehen war, wenn nicht durch ihn selbst, weiß ich nicht; genug, eines Tages brachte man mir einen großen, verschlossenen Kasten mit diesen Papieren in's Haus. Welch' hohes Interesse hatte jetzt Vieles darunter für mich, das ich vor zehn Jahren nur vergessen hatte, in's Feuer zu werfen!

Einige von diesen Briefen sind diesem Bande angehängt, Andere werden den folgenden Bänden mitgegeben werden; Viele sind in fremde Hand gekommen. Ich glaube auch davon erzählen zu dürfen, — um so mehr, da sie vielleicht böswillig Mißtrauenden Stoff geben können, hier und dort zu kontrolliren, ob ich

wahr erzähle. Da! Ich selbst weise ihnen das Mittel dazu nach!

In den ersten Monaten 1817 entschied es sich, zuerst in Kurland, daß die menschenfreundlichen Absichten des Kaisers Alexander in Rücksicht der Bauernfreiheit erfüllt werden sollten. Im Aufwallen der Freude vernichtete ich mein Manuscript und beschäftigte mich mit Anstalten, nach einer kurzen Reise an den Rhein in die Heimath zurück zu kehren. Zu diesen Anstalten gehörte, daß ich eine Auswahl derjenigen Papiere traf, die ich für den Fall, daß ich auf meiner Rückreise nicht durch Berlin ginge, gleich mitnehmen wollte. Indem ich damit beschäftigt war, trat ein Mann herein, der mir bei meinem frühern Aufenthalte in Berlin und wieder während meines jetzigen mit uneigennützigem, unermüdlicher Gefälligkeit sehr viele Dienste geleistet hatte, durch Herbeischaffung neuer und alter Bücher u. dgl. Es war der Besitzer einer Leihbibliothek, Namens Kralowsky. Als er mich in einer Masse von Briefen berühmter Männer kramen sah, sagte er, ich könne ihm eine ihm sehr wichtige Gabe gewähren. Er besitze kein Vermögen; um gleichwohl eine Summe zum künftigen Etablissement seines einzigen Sohnes zu gewinnen, habe er unter Andern



angefangen, eine Sammlung von Autographen zu machen. So Etwas würde zuweilen mit ein Paar hundert Thaler bezahlt. Ich hätte so viele Briefe von Gelehrten, von deren Handschrift er noch Nichts besäße.

— Ich würde mich für sehr undankbar gehalten haben, wenn ich nicht sogleich angefangen hätte, ihm hinzulegen, was ich ihm ohne Nachtheil für die Verfasser glaubte geben zu können. Mitunter waren es wirklich fast Unica, die ich ihm zutheilte; z. B. ein nicht völlig fingerlanges Gedächtnißchen von Kant, worin er aufgezeichnet hatte, daß eine Maus in seinem Pulte wirthschafte, daß er eine neue Schnalle brauche; mitunter aber auch einen wichtigen Gedanken. Beigefügt war ein Büschel Haare von dem Kopfe des großen Philosophen und der Brief des Herrn Predigers Wastiansky, mit dem er diese Curiosa mir zuschickte, der ich keinen Werth auf dergleichen legte. Wichtiger schien mir ein Brief des berühmten Dichters Chr. F. Weiße, den er mir über Engels Tod geschrieben; ein anderer von Engel selbst, der mir einmal mit verdrießlichem Gesichte im December sagte, er habe heute schon den vierten Brief in diesem Jahre schreiben müssen; ein dritter vom Dichter Matthiesson, worin er mir klagte, ich habe in meinen „Briefen an ein Frauen-

zimmer“ zwei Dessauer Hofdamen, deren Existenz ich nicht kannte, so treu geschildert, daß sie ihn für den Verfasser der Schilderung hielten u. Was übrigens aus dem braven Kr. und seiner Autographen-Sammlung geworden ist, weiß ich nicht.

— Ich glaube dargethan zu haben, daß ich mit Wahrheit schildern konnte, und habe mich bemüht, es zu thun. Wenn Andere anders sahen, fühlten, urtheilten, — es kommt darauf an, wer von uns irrte!

Noch einige Worte über den zweiten Anhang dieses Bandes! Die kleine Schrift wurde im Frühjahr 1839 geschrieben und nach Deutschland geschickt, nicht gedruckt, wohl aber gelesen. — Sollte der Hauptgedanke derselben, wie es mir scheint, in einer in diesem Winter erschienenen Flugschrift auch ausgeführt seyn, wie mich der Titel der Letztern vermuthen läßt, so ist mir Das ein Beweis seiner Wichtigkeit und ich gebe auch meine Behandlung desselben, — so flüchtig sie ist.



# Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes der „Darstellungen u. von Dr.  
G. Merkel.

	Seite
Vorrede . . . . .	ni
Erstes Buch:	
Meine Ueberfahrt . . . . .	1
Lübeck . . . . .	5
Postwagen- Theologie . . . . .	13
Politische Betrachtungen . . . . .	16
Von der Universität zu Leipzig . . . . .	29
Seume . . . . .	41
Der Schauspieler Christ . . . . .	52
Lustreisen . . . . .	60
Meine „Letten“ . . . . .	62
Andere Schriftstellerei . . . . .	69
Geglückter Scherz . . . . .	72
Nus Jena . . . . .	76
Die musikalischen Brüder P. . . . .	81
Die Universität zu Jena . . . . .	86
Der berühmte Anatom Justus Ch. Loder . . . . .	90
Goethe . . . . .	98
Schiller . . . . .	103
Paulus . . . . .	110
Pichte . . . . .	114
Der berühmte Philolog Schüz und die Allgemeine Literatur- zeitung . . . . .	132
Der Chemiker A. N. Scherer . . . . .	144
Meine Uebersiedelung nach Weimar . . . . .	147
Ansichten von Weimar . . . . .	152
Mein erstes Eintreten in die Gesellschaft zu Weimar . . . . .	155



Beitrag zur Schriftsteller-Statistik . . . . .	160
Der Polyhistor Böttiger . . . . .	164
Herder, seine Gattin und sein Haus . . . . .	167
Elisa von der Recke, geborne Gräfin von Medem . . . . .	180
Pilgerreise zum Harz. — Gleim . . . . .	185
Die Besteigung des Brockens u. s. w. . . . .	199

## Zweites Buch.

Aus Dänemark . . . . .	206
Antritt meiner Reise . . . . .	206
Aus Halle . . . . .	209
Reise durch Holstein . . . . .	218
Der Premier-Minister Graf Schimmelmann . . . . .	226
Aus Kopenhagen . . . . .	248
Die öffentliche Stimmung . . . . .	258
Der Einsiedler . . . . .	260
Erster Tag . . . . .	264
Theater . . . . .	269
Der König . . . . .	274
Meine Bekanntschaften . . . . .	278
Friederike Brun, geborne Münster . . . . .	287
Die entscheidende Stunde . . . . .	284

## Erster Anhang.

Briefe . . . . .	299
Vorbemerkung . . . . .	299
Von Karl F. D. Grohmann . . . . .	300
Von Friedrich v. Meck . . . . .	303
Von Karl Graf . . . . .	306
Von Dr. Karl Gottlob Sonntag . . . . .	312
Von Seume . . . . .	318
Von der Frau Elise von der Recke . . . . .	322
Vom Herrn Baron von — . . . . .	328
Von Böttiger . . . . .	331
Von v. Schmidt-Whifeldack . . . . .	337
Von Wieland an Böttiger . . . . .	341

## Zweiter Anhang.

Ueber die kirchlichen Wirren in Deutschland . . . . .	342
---	-----

## Druckfehler im ersten Bande der „Darstellungen von Merkel.“

Auf dem Titel im Motto steht „Nacht“ statt Nacht; S. IV. 3. 1 steht „da“ st. Da; 3. 17 „ich“ st. Ich; 3. 20 „erviederte“ st. erwiderete; S. VIII. 3. 1 „von“ st. von — ?; S. X. 3. 17 fehlt vor „Generationen“ literarischen; 3. 21 steht „von“ st. Von; XI. 3. 6 „Versal“ st. Versel; S. XII. 3. 20 „meiznem“ st. meinen; S. XIX. 3. 4 „Bjålem“ st. Bjålem; S. XX. 3. 16 „Dolbeschen“ st. Dolbeschew; S. XXI. 3. 4 „Tranzsche“ st. Transehe; 3. 8 „Consel“ st. Consul; S. XXII. 3. 21 „Thre“ st. Threr; S. XXIII. 3. 3 „Akademika“ st. Akademiker; 3. 26 „Magnificens“ st. Magnificenz; S. XXVI. 3. 28 „Sürgensona“ st. Sürgenjonn.

S. 4 3. 19 fehlt vor „seinem“ in; S. 12 3. 11 fehlt nach „glaube“ mich; S. 19 3. 14 steht „Silberschrift“ st. Silberstift; S. 25 3. 16 „meine“ st. einen; 3. 17 „Knabenstreich“ st. Knabenstreich; S. 26 3. 3 fehlt nach „Gutes“ mehr; S. 33 3. 7 steht „derselben“ st. dritte; S. 37 3. 5 „den“ st. dem; S. 45 3. 12 fehlt nach „eine“ Stelle; S. 51 3. 20 steht „Liver“ st. Liven; 3. 21 „Wanema“ st. Wannem; S. 57 3. 13 „Marty“ st. Marty; S. 59 3. 11 „rohen“ st. hohen; S. 60 3. 12 „Baderreisen“ st. Baderweisen; S. 65 zweimal „Winbingshof“ st. Vietinghof; 3. 23 „Anständige“ st. Ausländer; S. 91 3. 9 „ohne“ st. oder; S. 93 3. 19 „ihn“ st. ihm; S. 95 3. 14 „Lebensstagen“ st. Lebenslagen; S. 99 3. 2 „Verdinge“ st. Ferdinge; 3. 14 „um“ st. nun; S. 101 3. 19 „man sterer“ st. mein Vater; S. 102 3. 14 „weichend“ st. weihend; S. 104 3. 8 „Musen“ st. Mussen; 3. 4 v. u. „bange“ st. lange; S. 105 3. 11 „redliche“ st. endliche; S. 106 3. 5 v. u. „Camöns“ st. Camöns; 3. 2 v. u. „Arßen“ st. Affen; S. 107 3. 6 v. u. „giebt“ st. gab; S. 109 3. 10 „Ordnner“ st. Drbnen; S. 111. 3. 12 „sehen“ st. sahen; 3. 15 „Halbthierische“ st. halbtierische; S. 112 3. 6 „ihnen“ st. ihrem; 3. 4 v. u. „es“ st. das; S. 117 3. 4 „Preis“ st. preis; S. 118 3. 5 „dann“ st. denn; S. 121 3. 8 „anthropologischen“ st. anthropologischen; 3. 6 v. u. fehlt n. „folgenden“ Tages; 3. 5 v. u. steht „Pacten“ st. Pecten; S. 130 3. 12 „Kanzel“ st. Kugel; S. 131 3. 14 „sein“ st. ein; 3. 6 v. u. „Das“ st. Daß; „Herrn“ st. Herren; S. 132 3. 7 „Wichtiges“ st. Wichtiger; S. 133 3. 14 muß „er“ weg-



bleiben; 3. 4 v. u. fehlt n. „Fragen“ und; S. 136 3. 8 steht „geschlossen“ st. gestiftet; S. 137 3. 5 muß „erschöpfen“ st. wegbleiben; S. 138 3. 14 steht „einen Solchen“ st. ein Solches; S. 143 3. 2 „Stigh“ st. Bing; S. 149 3. 2 „E“ st. S; S. 155 3. 6 „struses“ st. steifes; S. 158 3. 7 v. u. „nur“ st. mir; S. 162 3. 7 „Et“ st. El; S. 164 3. 9 v. u. „Banema“ st. Wannem; S. 165 3. 2 v. u. „Mozsen“ st. Mopsen; S. 169 3. 2 „ihn“ st. ihm; S. 170 3. 1 und öfter „Melangus“ st. Melampus; 3. 10 „jauchzend“ st. juchzend; S. 173 3. 4 v. u. „umgreuln“ st. umgreuzeln; S. 174 3. 8 „singt“ st. siegt; S. 178 3. 12 „Louggin“ st. Longin; S. 180 3. 12 „schränken“ st. schmücken; S. 183 3. 2 „den“ st. dem; 3. 7 „einzigem“ st. einziger; S. 190 3. 6 v. u. „obige“ st. adlige; 194 3. 4 und überall „Groß“ für Graß; S. 197 3. 5 v. u. „geschickt“ st. getheilt; S. 198 letzte Zeile muß das „\*)“ wegfallen und S. 199 3. 4 stehen; S. 204 3. 6 steht „Daß“ st. Das; S. 211 3. 6 v. u. „einen“ st. Einen; S. 217 3. 10 „dem“ st. den; 3. 5 v. u. „Fehlenden“ st. fehlenden; S. 218 3. 9 v. u. „Asteraden“ st. Afscheraden; 3. 2 v. u. „debattiren“ st. debattirten; S. 224 3. 4 „meinem“ st. einem; 3. 5 v. u. „dem“ st. den; S. 230 3. 15 „erste“ st. bloße; „leines“ st. eines; S. 232 3. 2 „wahr“ st. war; S. 254 letzte Zeile „G. v. B.“ st. **G. v. B.**; S. 255 3. 2 und 9 „Güstrin“ st. Gotberg; S. 263 3. 5 v. u. „notirt“ st. votirt; S. 271 3. 10 v. u. „1808“ st. **1806**; S. 307 3. 4 „um“ st. nur; 3. 4 v. u. „eveur“ st. coeur; S. 310 3. 7 „Martensleben“ st. Wartensleben; S. 317 3. 10 „westlichen“ st. östlichen; 3. 11 „östlichen“ st. westlichen.

#### Verichtigungen zum II. Bande der Darstellungen etc.

Es mußte stehen:

S. 18 3. 16 ft. „Hierarchie“ Pie-	S. 53 3. 5 ft. „Pirsch“ Porsch;
rarchien;	= 37 3. 1 ft. „davor“ dafür;
= 20 3. 14 ft. „Also“ Aber;	= 95 3. 4 ft. „dieser Zeit“ diesem
= 22 3. 16 ft. „Fond“ Fonds;	Zwecke;
= 27 3. 3 v. u. ft. „Staat“ Senat;	= 100 3. 18 u. 22 ft. „Stuck“ Stue;
= 31 3. 12 ft. „Pythagor.“ Py-	= 113 3. ft. „mit“ mir;
thag.;	= 215 3. 15 ft. „Rabossenring“
= 34 3. 1 ft. „kühnlische“ künstlich;	Rabosseering.
= 52 3. 1 ft. „Sage“ Tage;	

## Erstes Buch.

### Aus Deutschland.

#### Meine Ueberfahrt.

Die Dichter versichern, die erste Liebe sei unvergeßbar. Ich will ihnen nicht widersprechen; aber die erste Seereise ist es auch, und tausend andere erste Eindrücke sind es ebenfalls; ja, indeß ich mich kaum erinnern kann, welches Frauenzimmer zuerst meine Phantasie reizte, steht das Bild immer noch lebhaft vor meiner Seele, wie mein Schiff sich, unter dem zehntausendfältigen Geschrei von Seevögeln, durch dichte Eisschollen aus der Mündung der Duna in die offene See hinausdrängte, und die ersten Wogen an ihm hinaufhüpften. Jede trug mich weiter hinweg von Allem, was ich bisher geliebt und gehofft

Merkel Denkw. II.



hatte, was meine Erinnerung füllte, was der Inhalt meines Lebens gewesen war, um mich in eine Welt hinüber zu führen, die ich nicht kannte, wo mich Niemand erwartete, und wo ich keinen Ersatz zu hoffen wußte für das, wovon ich mich auf immer losgerissen. Tieffschmerzlich fühlt' ich, daß ich nun allein stand, ganz allein, — mit meinem Entschlusse. Wär' es möglich gewesen, wer weiß, ob ich nicht ans Land gesprungen wäre, um meinem Plane zu entsagen. Aber ich hoffe, ich hätte bald einen Rücksprung gethan. Mich wenigstens haben dergleichen Stimmungen immer, wenn sie vorübergegangen, gestärkt und kräftiger zurückgelassen.

Nie war mir so poetisch zu Muth, als an dem trüben Abende, da ich meine Reise antrat, und an dem herrlich heitern, sonnenwarmen Morgen, an dem ich darauf zuerst aus der Kajüte heraufstieg. Ich konnte mich meinen Gefühlen und Betrachtungen ungestört überlassen, da mich kein Uebelbefinden ergriff. Man hatte mir gerathen, sobald das Meer erreicht sey, ein Glas Seewasser zu trinken, und wenn ich es von mir gegeben, ein Glas feurigen Wein. Ich will es nicht als ein unfehlbares Specificum empfehlen, aber ich that, wie man gerathen,

und wurde nicht seefrank; weder diesmal, noch auf meinen spätern Seereisen.

Die Ueberfahrt dauerte lange; zehn Tage, glaub' ich. Am 21. April alten Styls war das Schiff aus der Bolderaa abgesegelt. Als ich vor Travemünde ans Land stieg, rief ich mit einem ahnenden Frohgefühl aus: Heut ist der erste Mai! — „Um Vergebung, antwortete Jemand; wir schreiben heut den zwölften.“ Diese Bemerkung erinnerte mich so lebhaft daran, daß ich in der Fremde sey; ich sah mit einer Art Heimweh nach dem Schiffe zurück. Mir war es auf demselben gar nicht übel ergangen. Der Schiffer, der Steuermann und die drei oder vier Matrosen waren alle Lübecker, damals wenigstens ein treuherziger Menschenschlag. Noch dazu war der Steuermann, ein junger verständiger Mensch, nach Seemanns Weise von seinem Betragen, und Bräutigam der Tochter des Schiffers. So hatte denn das Leben auf dem Schiffe einen Anstrich von Häuslichkeit, in die ich, der einzige Kajüten-Passagier, mich gleichsam einlebte. So etwas ist leicht, in einer abgeschlossenen Lage, wie die auf einem Schiffe. Ich hatte den Schiffer als Mensch hochachten gelernt, und selbst so freundschaftliches



Gefühl für ihn bekommen, daß ich es bedauerte, als wir zum Abschied die Hände schüttelten. Mehrere Jahre später, da ich wieder nach Lübeck kam, erkundigte ich mich nach ihm. Er war, sagte man mir, bei einem Schiffbruche ertrunken; sein Schwiegersohn aber längst Führer eines großen Fahrzeuges und Versorger der nachgebliebenen Familie. —

Es war ein schöner Maitemorgen im Jahre 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um; da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu seyn. — In dem Augenblicke schmetterte zehn Schritte vor mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Fink sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Liesländischen Wäldern über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank, und ging ruhig in's Wirthshaus, mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Das Frühstück war aber eigentlich ein Frühstück,

bei dem auch der vielgepriesene Travemünder Dorsch glänzte. Ich fand ihn um Nichts wohlschmeckender, als den ich in Riga häufig gegessen. Der Ruhm der Leckerbissen des Seestrandes rührt eigentlich von Einwohnern der Binnen-Provinzen her, die ihn zum erstenmale sahn und sie zum erstenmale kosteten, und — schrieben.

#### L ü b e c k.

Die erste ausländische, aber auch die erste Stadt des alten Stammlandes, die ich betreten sollte, erfüllte mich mit mannigfachen Erwartungen. Sie galt mir, wenn ich — *navita de ventis!* — eine schriftstellerische Vergleichung wagen darf, für das Titelblatt Deutschlands. In gewissem Sinne irrte ich nicht; nur stand auf dem Titel und in dem Werke selbst etwas ganz Anderes, als ich zu lesen gehofft. Ich erinnerte mich auf der Fahrt von Travemünde, ich würde eine Republik besuchen, die schon ihr sechstes Jahrhundert (seit 1182) überlebte, einst hochberühmt durch ihren wichtigen Handel, einst mächtig im Kriege gewesen, auch manchen großen Mann zu ihren Söhnen zählte, und ihn, nach hergebrachtem Rechte der Kleinen, sobald ihn das Glück verließ, auf's Schaffot geschickt hatte. — Ich dachte an Rom,



dann an die Handels-Republiken Tyrus, Corinth, Carthago. — Eben fuhren wir durch das Stadthor. Vor einem Häuschen, das einige hingelehnte Flinten als eine Wachstube bezeichneten, saß ein Offizier und las; das Aeußere des Buches verrieth seinen Ursprung aus einer Leihbibliothek. Er stand auf und grüßte den Schiffer, der mit mir zur Stadt gefahren war, aber erhielt fast nur ein Kopfnicken zum Dank. Als ich später gegen einen Handwerker, der Etwas für mich zu thun hatte, über die geringe Aufmerksamkeit für das Militair meine Verwunderung äußerte, antwortete er: „die Leute stehen ja in unserm Lohn und Brodt.“ — Aber sie verbürgen doch die Existenz der Republik! rief ich aus. — Republik! wiederholte er langsam. — Der Republikaner schien das Wort nicht zu verstehen. — Ich meine, erklärte ich mich, sie bewachen die Stadt. — „Ih ja, bei Tage; antwortete er. Bei Nacht thun wir es selbst.“ — Am Abend sah ich ein Duzend Kerle in alten, schmutzigen Friesröcken einzeln vorüber schlendern, von denen Jeder eine Flinte in der Hand neben sich herschleppte. Am andern Morgen wiederholte sich die Erscheinung. Ich fragte. Es ist die Bürgerwache, die von der Bewachung der Thore kommt, antwortete man.

„Sind diese schmutzigen, zerlumpten Kerle Lübecker Bürger?“ — Nicht doch, sagte man lachend. Die schicken meistens ihre Hausknechte zur Wache. Diese spießbürgerliche Sorglosigkeit des kleinen Staates, indeß vielleicht kaum 50 Meilen entfernt das westliche Deutschland in blutigem Kriege um sein Daseyn kämpfte, erfüllte mich mit einem fast schauernden Erstaunen. Als ich zwei Jahre nachher Hamburg und Bremen besuchte, fand ich, obgleich diese Städte der indeß noch höher angewachsenen Gefahr noch viel näher lagen, eine ähnliche, doch geringere Versunkenheit in das Vertrauen auf das Herkommen, geschont zu werden; ja, sie betrachteten ihr Loos für so getrennt von dem Schicksal des übrigen Deutschlands, daß die Franzosen, wie man laut erzählte, aus Hamburg und Bremen Zufuhr an Munition und Kriegsbedürfnissen zur Ueberwältigung der Deutschen erhielten. Freie Handels speculation, ohne politische Rücksicht auf das Schicksal des deutschen Reichs, von dem doch zuletzt das Ihrige abhing! Die Gleichgültigkeit der Hansestädte gegen das übrige Deutschland hatte im Frieden wie im Kriege es vorbereitet, daß sie endlich sehr bedrückte „gute Städte Frankreichs“ wurden. Lübeck büßte seine philiströse Zuversicht



auf herkömmliche Sicherheit zuerst im Jahre 1806. Eine reiche Handelsstadt, die zugleich eine Festung seyn soll, ist freilich ein Säbel mit goldner Klinge, der den Räuber mehr anlocken, als schrecken, und zur Abwehr nicht taugen würde. Da aber die Stadt einmal Wälle, Artillerie, eine zur Wehrhaftigkeit verpflichtete Bürgerschaft besaß: hätte die Stadt die Artillerie und die Mannschaft auf die Wälle geführt und so die Thore geschlossen, Blücher hätte sie nicht zur gebrechlichen Nothwehr brauchen können, und die Franzosen hätten sie nicht geplündert und — so weiter. Hamburg und Bremen entgingen wenigstens dem letztern Schicksale, da es, wie ich glaube, nur einer Kapitulation bedurfte, sie zu besetzen, keiner Erstürmung. Ihre Buße kam später. —

Die Hanseaten zu Ende des vorigen Jahrhunderts hab' ich in mehrern Schriften geschildert, und sie haben es mir sehr übel gedeutet. Und ich sprach doch wirklich im Ganzen mit Achtung und Zuneigung von ihnen! Aber sie wollten nicht abgezeichnet, sie wollten bewundert, wenigstens nur gepriesen seyn. Jede öffentlich erwähnte Schwäche schien ihnen, auch wenn sie sie eingestanden, ein Familiengeheimniß, von einem Fremden erspäht und ausgeplaudert.

Rechten darf man mit ihnen über diese Ansicht nicht; es war im Grunde ein Beweis des Gemeinfinns und des Ehrgefühls für ihren kleinen Staat, nur in Maas und Aeußerung eine Schwäche.

Die jetzigen Hanseaten scheinen nicht weniger reizbar, als ihre Großväter oder Väter, die auf mich schalten; nämlich nach einer Beschwerde des Herrn Beurmann in seiner Schrift: „Deutschland und die Deutschen.“ Ich weiß Nichts von ihnen zu sagen, als daß ich bei meiner Durchreise vor 21 Jahren, Lübeck in vielen Punkten sehr verändert fand. Gleich die Antwort, die ich auf meine erste Erkundigung erhielt, konnte mich darauf vorbereiten. Sie betraf eine sehr unbedeutende Person. Als meine Sachen 1817 zum Theil durch eine Aufwärterin ins Zimmer des Gasthofes geschafft wurden: ich weiß nicht, wie Bild und Namen des Hausknechts vor mein Gedächtniß traten, der dasselbe Geschäft und einen Theil der Aufwartung 18 Jahr früher bei mir, in demselben Zimmer, besorgt hatte. Er war mir durch eine sonderbare Mischung von Treuherzigkeit und Schlaueit aufgefallen und hatte dadurch manche Mark über die Gebühr von mir verdient. Ich fragte, ob er nicht mehr hier diene? Nein, sagte die Aufwärterin,



und deutete auf ein gegenüberstehendes, recht stattliches Gasthaus. „Das gehört ihm, sagte die Aufwärterin, und er nimmt uns viele Gäste.“ Welchen Umschwung ließ das erwarten! Ich fand ihn überall. Von meiner Wirthin anzufangen: 1799 war sie ein recht artiges, aber anspruchsvolles Mädchen, das, so gut es denn ging, mit der Aesthetik coquettirte. Jetzt schilderte man mir sie als eine herrschsüchtige, geizige Hausfrau, deren Mann sich entfernt habe, weil er ihr Gebieten nicht ertragen könne. Ich forschte nach mehreren angesehenen Familien, in denen ich früher Zutritt gehabt, nach verschiedenen ausgezeichneten Männern, die ich gekannt hatte. Diese waren fast alle todt, Jene theils verarmt, theils weggezogen. Eine reizende Frau, die mich lebhaft interessirt hatte und ein glänzendes Leben führte, war von ihrem Gatten geschieden worden, und besorgte jetzt die Wirthschaft Eines ihrer ehemaligen Verehrer. — Selbst den einnehmenden Dichter Overbeck, dem Deutschland so manches seelenvolle Lied verdankt, fand ich sehr verändert. Er schien zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen zu seyn und seinen moralischen Teint verdorben zu haben. Er hatte als Delegirter der Stadt lange in Paris gelebt, oft Napoleon gesehn, und seine

ehemalige einfache Liebenswürdigkeit hatte einem Anstrich höfischer Vornehmheit Platz gemacht. Weltlauf! dachte ich und war beruhigt.

Im Ganzen glaubte ich zu sehn, daß mit dem alten Reichthum Lübeck's, den die Französischen Gewalthaber an sich zu bringen gewußt, auch die alte, heitre und in mehreren Rücksichten achtungswerthe Spießbürgerei verschwunden sey, die im Grunde Nichts ist, als der nationale Patriotismus sehr kleiner Staaten. In diesem Sinne war der größte Theil Deutschlands im vorigen Jahrhundert voll Spießbürgerei. — Die Lübecker waren jetzt durch die Gewalt der Ereignisse aus ihrer alten Beschränktheit fortgerissen, zur Verknüpfung ihres Interesse, ihrer Sitten und Gebräuche mit vielseitigen Fremden. Sie dachten geringer von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stadt, aber strebten eben deshalb vernünftiger darnach, vielartige Verbindungen außer derselben anzuknüpfen. Ihr alter Handel war zerrüttet und ihr Reichthum dahin; dafür war sichtlich eine umfassendere Industrie erwacht, und die Hoffnung erhielt ihren Muth, das Verlorne ließe sich wiedergewinnen.

Ich kann nicht sagen, daß das kleine, achtungswerthe Völkchen mir durch die Verwischung seiner



herkömmlichen Individualität im Jahre 1817 interessanter schien, als bei meinen Besuchen im vorigen Jahrhundert; aber ich freute mich über die Entschlossenheit, mit der es Bege suchte, sich wieder empor zu helfen. Nur seine Hoffnungen konnte ich nicht theilen. Ganz Nord-Deutschland fühlte sich mit ihm von gleichem Nachweh des Unglücks gedrückt, von gleichen Motiven des lebhaften, industriellern Aufstrebens gedrängt. Ließ sich nicht erwarten, daß jede Regierung in demselben, mit Beiseitesetzung aller kleinlichen Berechnungen und Verhältnisse, die sonst den Verkehr beschränkten, Alles ausbieten würde, Industrie und Handelsverkehr ihrer Unterthanen zu beleben, und alle Vortheile dazu zu benutzen, welche ihr Land darbot? Und zu diesen Vortheilen gehören vorzugsweise die vielen Häfen, welche die Nordküste Deutschlands besitzet. Ihr Handel, von dem Uebergewicht, vorzüglich Hamburgs, niedergedrückt, von ihren Regierungen wenig begünstigt, schwand ehemals immer mehr. Jetzt wird jeder dieser Häfen, nach Maßgabe seiner Lage und seiner Mittel, mit den Hansestädten rivalisiren und Lübeck wird in zwanzig, Hamburg in sechzig Jahren — doch ich mag nicht die Kassandra spielen. Es sey genug an dem Wunsche,

daß diese Städte um ihres Heiles willen bald der That nach ganz Deutsche Städte werden mögen.

### Postwagen = Theologie.

Ueber meine Fahrt von Lübeck nach Leipzig spricht mein Tagebuch sehr wenig. Es thut mir leid. Eine Schilderung des Schleichens vor 43 Jahren durch Gegenden, die man jetzt durchfliegt, müßte manchen piquanten Zug darbieten. Um ganz zu begreifen, welche Fortschritte Deutschland gemacht hat, muß man im vorigen Jahrhundert dort mit der fahrenden Post gereist seyn. Für Alle, die nicht reich genug waren, ein eignes Fahrzeug zu besitzen und Extrapost zu bezahlen, gab es kein anderes Reisemittel. Die Gestalt der Einrichtungen aber zum Dienst der ärmern Klassen hat mir immer ein untrüglicher Maassstab davon geschienen, wie viel Achtung eine Regierung für ihr Volk hat. — Man hatte mir den Postwagen in Lübeck als vorzüglich bequem gerühmt. Ich glaube, das Ding hieß sogar die „gelbe Kutsche.“ Mich schauderte, da ich es sah. In Piesland gab es freilich damals gar keine öffentliche



Passagierwagen; aber eben daher fuhr Jedermann, der nicht Bauer war, in mehr oder weniger bequemen Equipagen. Hier stand ein ungeheuer langer, schwerer, unsaubrer Rumpelkasten vor mir, der auf den Achsen ruhte, und in dem für die Reisenden durch Nichts gesorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder bestehenden Seitenwände und dadurch, daß die ungepolsterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geschnallt waren.

Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Jünglingen aus Holstein, die nach Jena wollten, einem Leinwandhändler aus Gera, zwei Juden und — mehreren Kästchen und Körben voll übelriechender Seefische, Krabben u. s. w., die als Leckerbissen des Strandes ins Innere Deutschlands versendet wurden. Weiterhin wechselten sie mit andern Provisionen ab. Ich erinnere mich, später einmal in einem solchen Wagen mit zwei todtten Rehen gefahren zu seyn. — Bald knüpfte sich eine allgemeine Unterhaltung an, aber sie wurde mir durch ihre Abgeschmacktheit fast noch unerträglicher, als der Geruch der rohen Leckerbissen. Glücklicherweise besaß ich damals die Gabe, wenn mich Etwas sehr bedrängte oder ärgerte, in

eine sarkastische Laune zu gerathen, die mich über Alles hinweg setzte. Eine Scene, in der es geschah, will ich mittheilen.

Der Postwagen hielt in Mölln an und wir stiegen aus. Dem Hause, wo es geschah, gegenüber stand ein altes Gothisches Kirchlein auf einem Hügel, an dem eine Treppe hinaufführte. Wir gingen ihr näher. Als wenn jeder Reisende sogleich mit der Glorie ihres Städtchens bekannt gemacht werden sollte, hatten die Möllner Eulenspiegels Grabstein, mit der auf einem runden Spiegel sitzenden Eule, außen an die Kirchenmauer gelehnt. Wir freuten uns lachend, ihn gesehn zu haben, aber es hatte die schlimme Folge, daß, als wir wieder im Wagen saßen, Jeder einige der meistens albernen Streiche des argen Schalksnarren erzählte. Alle hatten den bekannten Pöbelroman gelesen, aber Jeder schien voraus zu setzen, daß er allein so glücklich gewesen. Endlich machte der Leinwandhändler den unglücklichen Spaß, zu fragen, ob wohl Eulenspiegel auch im Himmel noch Spaß treiben möge? und das führte zu einer so faden, anfangs scherzenden, bald aber ernsthaften und so immer fadern, endlich eifrig werdenden Debatte über die Freuden der Seligkeit, die



mich an die mitgetheilte Scene im Propheten-Clubb erinnerte und mich mit der Bemerkung überraschte, wie leicht Menschen auf jeder Stufe der Bildung sich für ein Thema interessiren können, das so durchaus unauflöslich und daher läppisch ist. Auch die Juden nahmen zuletzt Theil und da das Gespräch anfang, in einen Streit auszuarten, verlor ich endlich die Geduld. Ich forderte, man möge nun auch meine Meinung hören, und hielt aus dem Stegreif eine Rede in Knittelversen, in der ich nach einander jede der aufgestellten Hypothesen von dem, was im Himmel geschehe, persifflirte. Nach jeder Abfertigung einer solchen lachten Alle, bis auf Den, der sie aufgestellt hatte; als ich aber schloß

Nur die Vermuthung hat Gewicht —

In solchen Wagen fährt man nicht.

rief die ganze Reisegesellschaft lachend: Nein! Nein! Nein! denn wir hatten so eben ein Paar entsefliche Stöße erhalten. Allgemeinen Beifall hatte ich indeß doch nicht erworben. Der Schirmmeister murrte.

### Politische Betrachtungen.

Eine andre Erscheinung belustigte mich anfangs, versenkte mich aber nachher in trübe Betrachtungen.

Da ich aus einem Reiche kam, von dessen einer Grenze zur entgegengesetzten man wohl viele Monate zu reisen hat, schien es mir sonderbar, daß ich in meinem Postwagen jeden Morgen beinahe in eines andern Monarchen Lande erwachte, als in dessen Grenzen ich mich am Abend zum Schlafen zurecht gesetzt hatte, und mein Abendessen in anderm Gelde bezahlen sollte, als mein Frühstück. Bald indeß stieg mir der traurige Gedanke auf: die große, ehrwürdige Deutsche Nation ist also kein Stamm, der durch seine Stärke Widerstand leisten kann, sondern ein Gebüsch, von dem Jeder mit leichter Mühe abbricht, so viel er zu erfassen vermag! — Der Föderalismus ist die gefährlichste Form, die ein Staat haben kann. Nie hat ein so gestalteter auf die Dauer mächtigen und zugleich klugen Feinden zu widerstehen vermocht. Man erinnere sich Griechenlands und in neuerer Zeit Polens. Ich vertiefte mich in die Geschichte Deutschlands. Die Deutschen haben hohen Kriegsrühm. Gegen wen erfochten sie ihn? Größtentheils gegen Brüder. Sie besäßen hohes Wissen und hohe Industrie; aber ihre tiefen Denker, ihre großen Gelehrten schmachten unter armen Regierungen in enger Dürftigkeit, und ihre



Industrie kann in manchen Gegenden ihr Bestreben nicht über wenige Quadratmeilen hinaus erstrecken, so stößt sie schon an Grenzen eifersüchtig beschränkender — Brüder. Und woher diese Zersüffelung? Die Geschichte verräth es mehr, als sie es erzählt. Die Römische Hierarchie führte sie herbei. Sie stiftete innern Zwiespalt und gab sich dann das Ansehn, die Beschützerin der Schwächeren zu seyn, indeß sie sie nur aufreizte, um alle Vortheile und die Oberherrschaft über Alle zu erlangen. Priester, die zugleich unumschränkte Landesfürsten waren! Priester, die sich unterstanden, die Völker und die Lehensträger vom Gehorsam gegen den Monarchen frei zu sprechen! Die Welt-Geschichte ist reich an Absurditäten, aber ich kenne wenige, die jenen gleich kämen, welche die Hierarchie ausbrüteten. Und leider kann die Ausartung der Kirchen in Hierarchien als der Marasmus senilis der Nationen betrachtet werden, der unausbleiblich die Macht, die Cultur und das Glück derselben zu Grunde richtet. Vor der Römischen hat es schon viele Hierarchien gegeben, die ihr in allen Punkten glichen: die Alt-Egyptische, die Israelitische, die Brahmanische, die Buddhistische etc., von denen Jede die allein seligmachende Religion zu

lehren, ihren Himmel den Gläubigen öffnen zu können behauptete, und dadurch die Völker bethörte, immer mit demselben kläglichen Resultate! In Deutschland begann der hierarchische Unfug seit dem unglücklichen Augenblicke, da Karl der Große sich dazu herabließ, die Kaiserkrone vom Papste anzunehmen. — Seit dem Weihnachtsfeste des Jahres 800, wo die Römische Kirche in Hierarchie überging, welches Unheil hat das über die Generationen von mehr als einem Jahrtausende in allen Welttheilen überall verbreitet, wo nicht dem Eindringen der Römischen Hierarchie eine Andre, mit einem andern unfehlbaren Stellvertreter Gottes und einem andern allein seligmachenden Glauben, mit lokaler Uebermacht in den Weg trat, wie in Tibet, in Japan und den Ländern des Islam.

In Europa scheint sie jetzt der Lächerlichkeit und dem Gehässigen ihrer theokratischen, zur Unzeit erneuten Anmaßungen zu erliegen. Sie fing damit an, die Lehrfreiheit einer Preussischen Universität beschränken zu wollen, und ist nun durch ihre beständigen Vorschritte dahin gekommen, die Millionen unirter Griechen von ihrem Joche befreit zu sehn. Selbst in katholischen Ländern wird schon ihr Ansehn



gering geachtet, und die Reichthümer ihrer Mönche werden eingezogen. — Es giebt eine Krankheit — wenn der damit Behaftete fest aufzutreten versucht, zersplittert der Knochen im Beine; stützt der Gefallene sich auf den Arm, so knickt dieser gebrochen zusammen, und wenn der Elende auf den Rückgrad stürzt, wird auch dieser zermalmt.

Das glückliche Zurückweisen der neuesten Angriffe auf die Vernunft der Völker und die Rechte der Fürsten sichert indeß nicht dawider, daß sie wiederholt werden. Der Jesuitismus ist ein bleibender Bestandtheil aller Hierarchien. Er ist „der Wurm, der niemals stirbt,“ — als mit dem Körper, in dem er lebt. Also — — die jetzigen Bemühungen der Möncherei, den Völkern wieder den Wunderglauben, die allein seligmachende Kraft desselben und die Unfehlbarkeit des Hierarchen aufzuschwären, sind um Nichts klüger, als wenn eine Kinderfrau ihrem erwachsenen Böglinge nachliefe, um ihm die Cigarre aus dem Munde zu reißen und den Zulp wieder hineinzustopfen.

Aus Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nach einer Reise von mehrern Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Haus, das man das Posthörnchen nannte und das, glaub' ich, vorzüglich zur Einkehr für Postpassagiere bestimmt war. Ich erhielt ein artiges Zimmerchen und ein bequemes Bett mit einem ungeheuern Deckpfuhl von Dunen. Ich bebtte anfangs vor ihm zurück, aber nach der langen, kalten Nachtfahrt that es mir wohl.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beschäftigte, das man mir so oft wegen seiner anziehenden Gestalt, seines Reichthums, seines Geschmacks, der Bildung seiner Einwohner und der Gelehrsamkeit seiner Universität gerühmt hatte, erhielt ich wenigstens einen Beweis der artigsten Zuorkommenheit. Die Wirthin meldete mir den Herrn Magister Du — an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa 40jähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas sehr langen Ueberrocke, schön frisiert und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Gesichter, denen man beim ersten Blick unterwürfiges und gefasstes Ertragen



unangenehmer Lagen ansieht. Der Magister hieß mich willkommen in Leipzig, bezeugte sein Vergnügen, mein erster Bekannter zu werden, und erbot sich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Ich glaubte im ersten Augenblicke, er wolle mir Cicerone seyn. Das war aber nicht der Fall. Ich habe nie erfahren, was ihn zu seiner gütigen Aufmerksamkeit bewog, wenn es nicht etwa war, eine leere Wohnung in dem benachbarten Hause einer Freundin durch mich zu besetzen. Seine Bekanntschaft wurde mir indeß in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geist und kein großer Gelehrter, aber besaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wissen und aufgeklärten Verstand. Ueber seine persönliche Lage erfuhr ich schon im Laufe des ersten Gesprächs, daß er unverheirathet sey, einen Gehalt aus einem Fond der Universität besitze, die Leipziger — damals sehr unbedeutende — Zeitung redigire und außerdem Corrector für Buchhandlungen sey.

Das Geschäft eines Solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf, von dem Fache, zu dem die im Drucke stehende Schrift gehörte. Sie trieben es mit oft ängstlicher Gewissenhaftigkeit, schlugen wegen der Schreibart einzelner

Wörter viele Bücher nach, ja, correspondirten darüber.\*) Als Götschen, ein trefflicher, selbst hoch gebildeter Mann, nachdem er Wielands Werke verlegt hatte, auch Klopstocks sämtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er seinem Freunde Seume dort Wohnung und ein jährliches Correctur-Honorar von 3 bis 400 Thalern Sächsisch; ja, als er das neue Testament Griechisch mit neuer, für jeden Buchstaben gewählter und frisch gegossener Schrift drucken ließ, wurde die Correctur von drei in verschiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen besorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Dukaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbesserung nachwies. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine schimpfliche, den Verleger selbst herabsetzende Erscheinung. — Mit Unrecht? — ? —

Mein guter Magister Du — war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit

\*) Sie brachten zu ihrem Geschäfte Federn *mai vovv* und verbesserten selbst wohl Versen der Verfasser. So that Sander mit Lafontaine's Romanen und Seume mit Klopstocks Schriften, und Lafontaine und Klopstock dankten ihnen dafür.



für Wahrheiten haben und sie begreifen, aber nicht die Geisteskraft, selbst eine neue zu entdecken, oder eine erlernte geltend zu machen. Die kritische Philosophie war damals Mode, wiewohl noch lebhaft von den Leipziger Eklektikern bestritten. Die Verhandlungen über sie reizten Du —. Auch er trat einige Jahre später mit einer philosophischen Schrift auf. Für welche Seite, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß er mir sie nach Berlin schickte, und mich um Hülfe bat gegen Diejenigen, die sie als unbedeutend behandelten. Gern hätte ich ihm dadurch für seine frühere Gefälligkeit gedankt; ich gestehe indes, es schien mir, jene Leute hätten Recht.

Auch körperlich war mein armer neuer Freund stiefmütterlich ausgestattet. Seine schiefen Schultern bemerkte ich sogleich, und als bei seinem Fortgehen der lange Ueberrock etwas auseinander schlug, zeigte sich, daß an den Beinen Etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirthin äußerte, sagte sie: „Ja freilich! Er ist ein Leipziger Kind.“ Und Sie? fragte ich. „Ich bin aus — —“ Ich weiß nicht mehr, woher, aber sie war, wenn auch etwas zu dick, doch wohlgestaltet.

Was sie mit ihrer Bemerkung sagen wollen,

errieth ich bald. Ich brachte der Professorin El. eine Empfehlung von Graß. Sie nahm mich äußerst gütig auf; um so mehr that es mir leid, daß sie bucklig war. Ich wandte das Gespräch so, daß sie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborne Leipzigerin!“ sagte sie mit Selbstgefühl. — Der erste Professor, bei dem ich mich zum Collegium einschreiben ließ, war der als medicinischer Schriftsteller damals sehr geachtete Hebenstreit. Der Vortrag des wackern Mannes, obgleich in einem sehr eintönigen Wörterflusse, war lehrreich und klar; er selbst aber klein und sehr verschoben gewachsen. Ich erfuhr bald, daß schon sein Vater ein berühmter Arzt zu — Leipzig gewesen. — Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gasse begegneten, und fand zu meinem Erstaunen, daß ein sehr großer Theil derselben ausgewachsen war oder verdrehte Glieder hatte; fast so oft ich aber Gelegenheit hatte, Solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: Leipzig. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mittheilte, behandelte den Gegenstand als allbekannt, und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Uebel hier bis vor Kurzem die am meisten herrschenden Kinderkrankheiten gewesen. „Bis vor Kurzem!“



fuhr ich freudig auf. Ja! sagte er. Sehen Sie nur, wie hoch viele unserer Häuser und wie eng unsere Gassen sind; denken Sie sich die eigentlich kleine Stadt noch mit stinkenden Gräben und jenseit derselben mit verschlossenen Gärten der Reichen umgeben: so wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeschlossene Leben die Kinder der Armern aller Klassen führen mußten. Seit aber der Kriegsrath Müller, unser Bürgermeister, die Stadtgräben zuwerfen ließ und sie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt sich die Kinderwelt fröhlich darin umher und — bleibt gesund. Ich als ein seit lange hier practicirender Arzt kann es beurtheilen.

Vortrefflich! rief ich aus. Und wie ist der Mann belohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung sicherte?

„Der Churfürst hat ihn zum Kriegsrath gemacht.“ Zum Kriegsrath? Also ist er nicht mehr an dem Plage, wo er so nützlich war?

„Nicht doch, erwiederte er lächelnd; Müller ist geblieben, was er war; er wird nur Kriegsrath genannt.“

Und das ist eine Belohnung? Ein Wort, das keine Bedeutung hat!

Doch! Ein Titel ist eine öffentliche Anerkennung des Verdienstes.“

Freilich, wenn er wirklich und nur allein Verdienstvollen ertheilt wird. Aber man sagt, in Deutschland könnten alle Titel nach einer bestimmten Tare verkauft werden. Wie unterscheidet man einen durch Verdienst erworbenen von einem bezahlten?

Er zuckte die Achseln. Nach einigen Augenblicken aber sagte er in einem Tone der Berichtigung: „Im Churfürstenthume Sachsen werden die Titel nicht verkauft. Nur die kleinen Staaten machen sich eine Revenue daraus.“

Die Belohnungen des Verdienstes zu verfälschen!! — Aber wie hat die Stadt Müllern gedankt?

„Er wird allgemein sehr geachtet.“

Das ist ein schuldiger Tribut, keine Belohnung. Wie wollte man es wohl anfangen, einen solchen Mann nicht zu achten?

„Gewiß wird man ihm nach seinem Tode ein Denkmal setzen!“

Recht! rief ich lachend; so ist es in der Ordnung! Schon der Römische Staat zerriß erst den Romulus, eh' er ihn vergötterte.

Hr. — wandte sich mit sichtbarer Empfindlichkeit



ab; doch als ich am folgenden Tage wieder mit ihm bei seinem Patienten, einem jungen Russen, zusammen traf, reichte er mir sehr freundschaftlich die Hand, und ich muß Werth auf seine Versöhnung gelegt haben, da ich sie in meinem Tagebuche notirt finde.

Ich kehre zu meinem guten Magister Du — zurück. Der wackre Mann war von unermüdlicher Gefälligkeit. Er orientirte mich in Rücksicht der ersten Maßregeln, die ich zu nehmen hatte, und verschaffte mir in seiner Nachbarschaft ein sehr artiges Meßquartier, d. h. freilich ein solches, das ich nur zwischen den Messen bewohnen konnte, weil es während derselben viel theurer an Kaufleute vermiiethet wurde. Es bestand indeß aus zwei artig meublirten Zimmern, eine Treppe hoch, in der Grimmaischen Gasse und kostete nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich auch an seinen Genüssen Theil nehmen lassen, und führte mich auf die Funkenburg, wo es, nach seinem Ausspruche, ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk, das bei einem fade säuerlichen Geschmacke und wenig Geist, die Unverschämtheit hatte, stärker zu moussiren, als Champagner, und habe, nach dem ersten Kosten, seiner nie wieder begehrt. Mein freundschaftlicher Führer

wurde mir wegen dieser Verschiedenheit des Geschmacks nicht böse; er ging in seiner Theilnahme so weit, daß er mir, als er erfuhr, daß ich kein Vermögen besäße, vorschlug, mich um die Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Universität eine Art Pension erhalten. Diese vier Nationen waren oder sind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißner, die Sachsen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieser Nationen abzustammen. Er sann einen Augenblick nach und meinte dann, da Biesland einmal zu Polen gehört habe, ließe sich die Sache wohl machen. Es wurde mir schwer, nicht laut aufzulachen. Biesland war seit 200 Jahren von Polen getrennt und Polen selbst existirte seit zwei Jahren nicht mehr. Späterhin leitete es mich zu ernsthaften Betrachtungen, daß ein Magister noster selbst solche Deutungen bei der Universität für möglich hielt.

#### Von der Universität zu Leipzig.

Wie sie zu jener Zeit war, bin ich nicht im Stande, eine Schilderung zu geben; nur meine Erfahrungen auf derselben kann ich erzählen.



Ich ging zum Rector, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum ansah, und zahlte die Gebühr der Inscription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Gesetze der Universität, versprach sie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medicin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiste, in welchem man einst Universitäten stiftete. Sie sollten Nichts seyn, als Anstalten, wo Jeder, der gelehrte Bildung wünscht, die Gelegenheit findet, sie zu erwerben. Wie und mit welchen Ansichten er sie benutzen wolle, wurde dem Bedürfnisse seines Geistes überlassen; wer sie aber nicht benutzte, trug die Folgen seiner Nachlässigkeit. So bildeten sich die großen originellen Geister, durch welche die Wissenschaften und die Geistesbildung im Allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erstaunenswerthe Fortschritte machten.

Jetzt ist, besonders auf den Preussischen Universitäten, eine andre Einrichtung getroffen, wahrscheinlich in Folge der politischen Verirrungen mancher studirenden Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl weil sich die Aspiranten nach Staatsämtern zu sehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Attestate gefordert und in vielen Fällen muß er sich noch

einem Examen in allen Wissenschaften unterwerfen, und dieses ist nach Umständen so strenge, daß der berühmte Philolog Wolf, als er einmal ein solches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott sey Dank, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren Professor bin. Student könnt' ich nicht werden.“ Ich glaub' es selbst. Wie jedes große, in einem Fache eminente Talent, hatte er ganz für das Seinige gelebt, und sich um viele andere Wissenschaften fast nur so viel bekümmert, als sie für jenes erfordert wurden. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß er in einem Gespräche verrieth, die beiden Pythagorischen Lehrsätze nicht zu kennen, und Chile für eine Brasilianische Provinz zu halten. Was mich betrifft, ich bin gewiß, daß man mich hätte abweisen müssen, ungeachtet ich wegen des Druckes einer Schrift nach Deutschland gekommen war, die bald darauf ein sehr verbreitetes Interesse erregte. Ich hatte z. B. zwar mehrere Griechische, und fast alle Römische Klassiker mit Genuß und um des Genusses willen gelesen; aber es war mir nie eingefallen, Lateinische oder gar Griechische Aufsätze zu machen, und ich hätte sicherlich keinen zu Stande gebracht und in der Mathematik mochte ich nicht viel weiter seyn als Wolf.



Es ist gewiß, daß die Aussicht auf strenge, allgemeine Prüfungen bei der Aufnahme zum Studiren zum Fleiß in den Schulen sehr ansporne, und dazu diene, unterrichtete Staatsdiener zu bilden, wiewohl die Brauchbarkeit derselben nicht durch die Vielseitigkeit ihres Wissens bestimmt wird; aber dem Fortschreiten der Wissenschaften scheint es mir nachtheilig, wenn man Jünglinge zwingt, die wichtigsten Bildungsjahre, in denen der Geist eigentlich seinen Charakter und seine bleibende Richtung gewinnt, an eine Vielseitigkeit des Lernens zu verschwenden, die nur für's Dienst-Leben taugt. Die vielseitige Höhe der Wissenschaft wurde nur durch die Einseitigkeit eminenter Köpfe erreicht, und läßt sich nur dadurch noch vermehren. — Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Wissenschaften einst in Europa wieder untergehen könnten? Wenn es geschieht, kann es erst nach einem solchen Stillstande derselben geschehen, wie er in Ostindien eintrat und jetzt noch in China fort dauert, — und nach meiner Ansicht auf vielen Punkten Europa's, durch Einrichtungen, wie die erwähnten, vorbereitet zu werden scheint. — Das gehört zum Naturgange der menschlichen Gesellschaft und Cultur, und mag unvermeidlich seyn; erfreuend ist es

nicht. — Ich hielt nun meinen Umgang in den Collegien, doch nicht mit sonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenstreit ließ ich mich einschreiben zur Physiologie. Etwa funfzehn Zuhörer fanden sich täglich für zwei Stunden zusammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines, engbrüstiges Männchen am Fenster hinter einem Tischchen saß und leise und höchst eintönig, sehr wichtige und verständige Dinge vortrug, die ich zwar meistens schon aus Hallers klassischem Lehrbuche wußte, er aber so bereichert und erweitert aufstellte, daß ich vielleicht keine Vorlesung versäumte. Ob Einer von den Hörern nachschrieb, erinnere ich mich nicht; ich that es nicht, ob ich mir gleich dazu Hallers Physiologie in mehrere Hefte hatte zerlegen und mit Papier durchschießen lassen. — Ich hospitierte bei dem Professor der Anatomie. In einem dunkeln, unheimlichen Saale des Paulinums saßen ungefähr eben so Viele, als bei Hebenstreit, aber nicht auf Stühlen, sondern Bänken, die Raum für mehr als die zehnfache Zahl darboten. Ein kleiner alter Mann mit einer etwas schief sitzenden Perücke, bewegte sich vor dem Katheder hin und her und sprach; sein Famulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel



einer alten Weibsperson herum, die kühnlich genug gewesen, sich in der Pleiße zu ertränken, wahrscheinlich bei hohem Frühlingsstande des Wassers. Dafür hatte sie nun das Schicksal, daß Herr Professor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pincette hervorzupfte. Ich nahm Priße auf Priße, die meine Nachbarn mir boten und kam nicht wieder. — Die Botanik hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und Leipzig hatte einen berühmten Professor derselben, Hedwig, den Entdecker der Natur der Kryptogamen. Ohne erst zu hospitiren, ging ich zu ihm in's Haus, mich aufschreiben zu lassen. Ich fand einen ältlichen Mann, dessen etwas finstre, sinnige Miene beim ersten Blicke den mühsamen, stillen Forscher verrieth, aber zugleich, wie es mir schien, etwas Sorgenvolles hatte. Sein Gespräch war freundlich und einfach; seine Aussprache verrieth, wie es mir schien, den Ausländer; auch war er ein Ungar. Daß ich sogleich mein Honorar mit zwei Dukaten pränumerirte, was ungewöhnlich seyn mochte, erwiderte er durch eine Einladung, am folgenden Tage, einem Sonntage, bei ihm zu Mittag zu essen. Ich kam und begrüßte ihn in der Mitte einer kleinen, aber liebenswürdigen Familie, mit der ich indeß nicht in nähere Bekanntschaft

kam. Weniger, als diese, gefiel mir sein Collegium. Es wurde in dem Geräthschafthäuschen des botanischen Gartens gehalten. Dieser Garten selbst war ein zwischen Häusern eingeschlossenes Plätzchen, etwa dreißig Schritt lang und noch weniger breit. Das Merkwürdigste, was ich darin fand, war ein Prachtexemplar der *Aselepias Syriaca*, das in der eingeschlossenen heißen Luft zu einer ungewöhnlichen Höhe und Blüthenfülle gelangt war. Hedwig's Vortrag war gründlich, aber einfach und schmucklos. Er selbst schien zu bemerken, daß ich nicht sehr davon angezogen wurde, und als er die allgemeine Physiologie der Pflanzen und ihre Klassifikation vollendet hatte, sagte er mir, den er schon wegen meiner höhern Altersreise nicht mit den andern Studenten in Eine Klasse setzte, im Vertrauen, er käme jetzt zur Erklärung der Nomenclatur, die für mich nicht belehrend seyn könne. Er würde mich es wissen lassen, wenn er zum Botanisiren in's Freie ginge. Es geschah pünktlich, und mit der Mappe unterm Arme, zum Einlegen der Pflanzen, mach' ich einige seiner Ausflüge mit, ermüdete aber bald.

Ich setzte meine Professoren-Schau in mehreren medicinischen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu



fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages indeß sah ich eine sich fast drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geschmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen besetzt waren, und eine große Anzahl Hörer noch standen. Endlich kam ein schon ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur Einen jungen Professor, — modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Kabinette, ging raschen, leichten Schrittes durch die Versammelten, bestieg ein zierliches, mahagonifarbenes Katheder, begrüßte die Gesellschaft, legte einige Blätter vor sich hin, zog in Gold gefasste Augengläser heraus, blickte einen Augenblick auf seine Papiere und begann nun einen glänzenden, geistreichen Vortrag, nur selten durch einen flüchtigen Blick auf seine Blätter unterbrochen. Offenbar improvisirte er nur, aber der Fluß treffender Lichtgedanken und witziger Einfälle, meistens Sarkasmen gegen Kant und dessen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder, froher Spannung.

Ich blickte in der Versammlung umher; alle Gesichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genusses. Viel zu bald für mich und Alle, glaub' ich, schlug die Glocke. Der Professor schob seine Papiere zusammen,

grüßte die Versammlung und kehrte so rüstigen Ganges, als er gekommen war, in's Kabinet zurück. Dies stand offen und ich konnte mir nicht versagen, hinein zu blicken. Es war leer, und ich ging hinein. Ich fand es sehr elegant meublirt, mit seidnem Sopha, Spiegeln, Kupferstichen. Einer dieser Leßtern zeigte eine Eule, die mit einer Brille auf dem Schnabel, neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing — Kant's Porträt. Der Anblick und die Nachbarschaft machte lachen, aber ich gestehe, daß ich den Sinn des satyrischen Einfalles nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurtheil und Pedanterie — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig passender Vorwurf, da die kritische Philosophie grade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerstören, — jene Brille zu zerschlagen, und jene Lampe auszulöschen. Ich erfuhr später, dies Kabinet sey für Damen und hohe Durchreisende bestimmt, die der Ruhm der Beredsamkeit und des Witzes, den der Professor besaß, nicht selten bewöge, bei ihm einmal zu hospitiren. — Jetzt ist sein Ruhm vergessen und die „kritische Philosophie“ so sehr aus der Mode



gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie selber ist unsterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner liest vortrefflich?“ — Hinreißend! antwortete ich. Aber worüber las er denn heute? — „Nun, über medizinische Anthropologie.“ So, so. Ich habe nichts Medizinisches bemerkt. —

Was übrigens Platners Philosophie, oder vielmehr sein Philosophiren anbetrifft: er erinnerte mich immer an die Tummeler, denen ich während meiner Seereise oft lange mit Vergnügen zusah. Ihr Element ist freilich das Meer, aber sie treiben ihr ergötzliches Spiel nur an der Oberfläche desselben. Auch die plattesten Kantianer waren gründlicher, als Platner; doch freilich tauchten sie nur mit dem Kraken oder Leviathan Kant, an dem sie sich wie Auster und Steinsauger festgesetzt hatten, zum Grunde. Platner tummelte selbstständig auf der Oberfläche.

Als ich später Seume meine Erfahrungen bei der medizinischen Fakultät zu Leipzig klagte, runzelte er die Stirn und antwortete: „Gehn Sie zu unsern Philologen und Juristen, und Sie werden Leipzigs gelehrten Glanz anerkennen.“ Dazu fühlte ich denn keinen Beruf. Eben so wenig kann ich über den Ton

unter den Studenten Etwas sagen. Sie mochten mich zu alt finden, wie ich sie zu jung fand, und so kamen wir nicht in Berührung. Von Viesländern waren nur einige junge Edelleute dort, und mit einer neuen lesbarern Abschrift meiner „Letten“ beschäftigt, fand ich es nicht passend, ihre Bekanntschaft zu suchen.

Interessanter war es mir, das Verhältniß der Universität und der Gelehrten zu dem Handelsstande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klassen freundschaftlich in einander zu fließen schienen. Die Professoren nahmen an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen gleich lebhaften Theil, als die Kaufleute, und hatten selbst für die städtischen Verwaltungs-Angelegenheiten rege Theilnahme; der Handelsstand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wissenschaftlich Gebildete gab, als ich später in einer Handelsstadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit scheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beschüßermiene. Freilich gab es unter den Professoren sehr reiche, und Einige besaßen sogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbst die schönen Geister, sonst die ungesüßigsten gegen die Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft, und daher



meistentheils am schlimmsten situiert, befanden sich, wenigstens die älteren, in Leipzig sehr wohl, und standen häufig in bürgerlichen Geschäften und Ehren. Daß ein geistreicher Dichter Bürgermeister war, nämlich Müller, hab' ich schon angeführt. Den berühmten Verfasser des Kinderfreundes, der Amazonenlieder u. Weisse, fand ich bei meinem ersten Besuche, in der Steuer-Expedition hinter großen Folianten voll Zahlen. Weisse war bekanntlich Kreis-Steuer-einnehmer, was vor ihm ein noch mehr glänzender Kopf, sein Freund Rabener, gewesen war. Bei dem ersten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwaaren-Laden machte, war es einer der beliebtesten Deutschen Lustspiel-Dichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumas, Brehner. Genug, die Autoritäten in Stadt und Staat hielten die dichterischen Köpfe nicht unfähig zu ernstern Geschäften, und die Poeten glaubten nicht ihren Geistesberuf herabzuwürdigen, wenn sie ihn mit prosaischer Nützlichkeit in Verbindung brachten. Beides ist gar nicht so alltäglich, als es vernünftig ist.

### S e u m e.

Mein gesellschaftlicher Umgang in Leipzig war sehr beschränkt. Mir hat immer die Fähigkeit gefehlt, leicht Verbindungen anzuknüpfen. Nur in besonders lebhafter Stimmung geschah es zuweilen, daß ich nicht mit einem neuen Bekannten eben so fremd auseinander ging, als wir zusammen getroffen waren. Ich erinnere mich fast nur noch zweier nahen Freunde, mit denen ich meine freien Stunden in Leipzig zubachte.

Die erste dieser Bekanntschaften — Doch ich habe die Art, wie sie gemacht wurde, und ihren Fortgang vor beinahe einem Menschenalter geschildert, und darf nicht hoffen, es im 70sten Jahre besser zu thun, als ich es im 40sten vermochte; das Buch aber, worin es geschah, meine schon angeführten „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche“ (Mga 1812) ist in Deutschland wenig bekannt geworden und so trage ich kein Bedenken, die Schilderung hier zu wiederholen. „Graß, der Maler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geistes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt' es



ihr hinein, mit der Bezeichnung meiner Wohnung, und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging, einen kleinen magren Mann, in einem sehr bescheidenen Ueberrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Professorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach zu kommen, wenn es möglich sey. „Was, möglich!“ erwiderte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen, und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich; ich werde gewiß die Ehre haben. Mit diesen Worten schloß ich meine Thür auf. — Der Fremde ging rasch vor mir hinein, warf seine Pandurenmütze auf den Tisch, und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So seyn Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich heiße Seume.“ Wir hatten uns während seines Aufenthalts in Biesland dem Namen nach kennen

gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch seine Freundin war, besucht; sie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er war nun darauf bestanden, ihre Botschaft an mich zu übernehmen.

Unsere Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz eine Menge ausgezeichnete Männer und merkwürdiger Dinge; aber ich fing bald an, ihn mit diesen großen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, daß sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen großen, oder nur neuen Gedanken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachslieberchen, Erzählungen und Mode-Romanzen geschrieben hatten, diesen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der Deutschen Literatur oder eines berühmten Schriftstellers verdankten. Er wurde böse und demonstirte; aber bald lachte er mit. Der Maassstab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der seine, sobald er sich besann. Er war aus den ältern,



gleichsam abgeschlossenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer solchen ist von dem Anblick einer Lebenden verschieden, wie ein Spaziergang durch den Wald im Winter, von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die großen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blätterpuke breit.

Seume's Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heißt, zwischen dem Vermögen zu widerstehn, und jenem, zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Tagen und dann wieder aus sehr glänzenden, durchaus unverändert hervorgehen zu sehn, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging — wie kam es doch, daß er sich nie eine bedeutende, selbstständige Rolle nahm, nie auch nur Eine große, oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des

Geistes ist Vernunft und Gefühl; alle seine Schriften sind voll hellen Raisonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie; nach großen, neuen Ansichten sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften ist sein Spaziergang; aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen und die Britten es theuer haben bezahlen lassen, daß sie ihn wider seinen Willen dahin transportirten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie seiner Vernunft und seinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker, im edelsten Sinne des Worts, genannt. Das ist eine Bezeichnung meines Urtheils. Der Triumph der Stoa



war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daß Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurtheilte. In einem unserer vertrauten Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhaftes Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen sey, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit, zu behaupten, daß es Größe sey, allenfalls selbst jene Individualität der Ausübung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können.“ Dieses Gefühl selbst mag die Ursache gewesen seyn, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens so gern und so oft: „Ich will!“ sagte, und dabei unerschütterlich beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: „Ich will nicht!“

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als seine Vaterstadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden

Fremden. Der General und Ambassadeur Igelfström, dessen Sohn er ein Paar Jahr auf der Universität zu leiten bemüht gewesen und bei dem selber er später in Warschau Sekretair für die militairischen Dienstfachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Russen aus vornehmer Familie als Führer und Vorsorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warschau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Brust erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen, und durch die Kapitulation der Stadt befreit worden. Da seine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde verzweifelten, hatten sie ihn in's Ausland geschickt, um dort dem Tode entgegen zu weilen; doch eh' es geschah, führte ihn Kaiser Paul's Befehl an alle Russen im Auslande nach Hause, wo er wenigstens im Zirkel seiner Familie gestorben seyn wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausspruche des geschicktesten Wundarztes in Leipzig, nicht. Es war ein lebhafter, geistreicher Jüngling, von hoher Gutmüthigkeit und brennender Begier, seine etwas vernachlässigte Bildung zu vervollkommen. Er war überzeugt, daß er gesund werden würde. Oft rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von



seiner Zukunft sprechen zu hören, indeß sein schönes Auge fieberhaft glänzte und ein rother Flecken auf seiner Wange die Wichtigkeit aller Hoffnungen für ihn aussprach. Fiebrischer Eifer war in Allem, was er trieb, auch in dem Eifer, mit dem er zu seiner Belehrung las, wodurch er oft wunderliche Uebereilungen dabei beging. Eines Tages, da ich ihn besuchte, kam er mir mit der lebhaften Frage entgegen, was denn die Antipolen in Afrika für Leute seyen? — Antipolen, antwortete ich ihm lächelnd, sollen wir beide ex officio seyn, als Russen; aber von Antipolen in Afrika weiß ich nichts. — Sehen Sie! rief er und hielt mir Baillant's Reise hin. Dort stand — Antilope. — Dies erinnerte mich an ein anderes drolliges Beispiel vom Falschlesen durch das Gemüth. Meinem alten adeligen Gönner in Liesland, zur Zeit meiner ersten Hofmeisterei, hatte ein Bekannter in Riga, der ihm zuweilen Bücher lieh, ich weiß nicht ob aus Unbedacht oder aus Schadenfreude, eine Satyre auf den Adel, vorzüglich in Mecklenburg, geschickt. Ich glaube, es hieß: „Geschichte eines Planeten.“ Der gute Greis ergötzte sich köstlich an dem Witz darin, nur, sagte er mir, könne er nicht errathen, was der Verfasser mit dem Pilzadel meine, von dem

er immer spreche? Ich nahm das Buch, und fand überall Pilzadel, aber ich hütete mich wohl, das Versehen zu berichtigen. Das Vergnügen des wackern Alten wäre Verdruß geworden. —

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major; sein 36jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Lieutenant, beide im Dienst; aber sie waren ein Paar sonderbare Militairs! Der Major, wahrscheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, so bei der Entlassung daraus zu seinem Range gelangt, und dann sogleich aus dem Vaterhause der Gesandtschaft in Warschau beigegeben, hatte eine fast kindliche Naivetät und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienste kannte er selbst die meisten Ausdrücke nicht, und schwerlich hatte er jemals in einer feindlichen Absicht den Degen gezogen. Er selbst versicherte einmal, er sey ganz unschuldiger Weise zu seiner Wunde gekommen, und war deshalb am meisten gegen die Polen erbittert.

Seume wiederum hatte ursprünglich Theologie studirt, war aber aus Vorliebe für die Griechischen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreise, die er, noch ganz frischer Magister, machte, von den Hessen mit Gewalt enrollirt und



nach Amerika geschickt als gemeiner Soldat. Ob er als solcher sich im Dienst auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieser Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu studiren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlassen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enröllirt, desertirte aus Wesel, wurde gefangen, pardonirt und endlich, schon mit der schweigenden Voraussetzung, daß er nicht zurückkehren würde, beurlaubt. In Leipzig machte er seinen Magistergrad geltend, erlangte aber Nichts durch denselben, als die Hofmeister-Stelle bei dem jungen Baron Tgelström; dann wurde er vom Vater desselben als brauchbarer *Secrétaire* angestellt und trat in Russische Dienste als Lieutenant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, so hat er gewiß mit Unerschrockenheit Stand gehalten; als Russischer Militair hat er, selbst zur Zeit der Revolution in Warschau, nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Russen vergessen, steckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Käsern und kam erst, als der Lärm vorüber war, hervor, um seinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich sehr vernünftig finde, und das eben kein nachtheiliges Licht auf seinen Muth wirft. Ob er viel

vom Russischen Dienstreglement wußte, kann ich nicht sagen; aber er hatte als Lieutenant nothwendig gefunden, neben den alten Dichtern auch Cäsar und Polybius eifrig zu studiren. Er demonstirte mir einmal nach diesen, daß der Erstere höchst wahrscheinlich mit seinen Römern die meisten jetzigen Heere schlagen würde, gab mir aber doch Recht, als ich meinte, des Imperators erste Maßnahmen dazu würden seyn, sich Artillerie zu verschaffen, seiner Infanterie aber Flinten und seiner Reuterei Steigbügel zu geben. Er selbst wäre, glaub' ich, nicht zum Militair zurückgekehrt, selbst wenn man ihn zum Obersten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienste mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barschen, soldatischen Ton im Sprechen und Benehmen, der seinen oft zarten, immer edeln Aeußerungen einen ganz eigenthümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbst 1796 nach Genua gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegenseitig zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein Paar Tage mit einander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland war fast auch der letzte derselben, den ich sah. Er hatte mich im Oktober



1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

### Der Schauspieler Christ.

Nächst Seume machte der Schauspieler Christ, trotz der großen Verschiedenheit unsers Alters, mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns schon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborner Leipziger, doch höchst wahrscheinlich ein Sachse; denn ich besitze noch ein Briefchen von ihm, in welchem er mich versicherte, es sey ihm sehr gleichgültig, ob er einmal „die Verleendore des Paradieses“ zu sehen bekäme, aber er hoffe von der „Rute Gottes,“ daß sie ihm seine muthwilligen „Streiche verfeben“ werde. Merkwürdig war es, daß er nicht so fehlerhaft sprach, als er schrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauspieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erst in seinem weit vorgeschrittenen Alter kennen lernte, neben Iffland und Fleck zu stellen. Er war Meister in seiner Kunst, sowohl in den geistigsten Theilen derselben,

als in den niedrigsten. Sein Gedächtniß war schwach geworden; seine Stimme hatte den Klang verloren; seine Stirne durchzogen schon Runzeln, aber sein Geist war noch lebhaft und sein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch und Virsch stand, war es immer für Gebildete eine wirksame Lockung, wenn sie seinen Namen auf dem Komödien-Zettel fanden. Helden und erste Liebhaber konnte er schon damals längst nicht mehr spielen, aber in den verschiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle, und wußte auch der geringsten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er einst in Einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer Schauder erregenden Würde, hernach den Mohren im Fiesko gewandt wie ein Jüngling, und dann den alten berauschten Gärtner in Figaro's Hochzeit, zum lebendigsten Ergötzen spielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darstellung und der Ausrüstung der Rollen wahrer Künstler. Er malte z. B. auf seinem Gesichte den Charakter jeder derselben meisterhaft hin, so daß man immer ein anderes zu sehen glaubte. Er war schon mehrere Wochen in Riga, als der Geheimerath von Bietinghof — den die



Nachlässigkeit des Correctors im ersten Bande Dieb inghof nannte, — bei einem Gastmahle, das er den Schauspielern gab, ihm entgegen rief: „Es freut mich, nun einmal zu erfahren, wie Sie selbst aussehn.“

Christ hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunst, als die Allermeisten der seit vierzig Jahren hochgepriesenen, und dann wieder bald vergessenen Schauspieler, nie einige Berühmtheit besessen. Die Hauptursache war: es gab zur Zeit seiner Blüthe noch keine Tagesschriftstellerei in Deutschland, die, aus Mangel an Stoff, die Bühne und ihre Leistungen in allen Städten und Städtchen, als eine National-Angelegenheit behandelte. Lessing und Engel haben ihn wahrscheinlich nie gesehen, und ihre Stimme war es vorzüglich gewesen, die Eckhof's und Schröder's glänzendem, vielleicht unerreichbarem Talente Anerkennung verschaffte. Zudem fehlte seinem Charakter die lebenswürdige Einfachheit Eckhof's und die imponirende Persönlichkeit und Schriftstellergabe Schröder's. Er nahm das Leben leicht und froh, und sein reicher, sarkastischer Witz eignete sich mehr dazu, ihm Feinde, als Freunde zu machen. Besonders hatte er unverständlichen Gang zu — um seinen Ausdruck beizu-

behalten, — muthwilligen „Streechen.“ Mir selber spielte er einmal einen solchen, der uns, so lieb Christ mir war, auf immer hätte entzweien müssen, wenn ich geneigt gewesen, ihn ernsthaft zu nehmen.

Das Haus, in dem ich wohnte, hatte eine Treppe hoch einen großen Saal, den mehrere abgesonderte Wohnungen umgaben. Ich hatte hier zwei artige Zimmer und im Fond bewohnte meine Wirthin auch ein Paar. Sie war eine kinderlose Wittve über 30 Jahre, die in ihrer Jugend schön gewesen. Ihr Benehmen war immer ernst und anständig, und floss, von einem hohen Wuchse und einer klugen Miene unterstützt, Achtung ein. Wir wechselten, wenn wir im Saale zusammentrafen, oft einige Worte mit einander, indeß ich mein Zimmer aufschloß. Weiter ging unsere Bekanntschaft nicht. Eines Tages, da ich aus einem Collegio zurückkehrte, begegnete ich Christ, der aus meiner Hausthüre trat. Ich forderte ihn auf, in meine Wohnung zu kommen, aber er weigerte sich. „Ich habe, setzte er hinzu, lange auf Sie gewartet. Gehn Sie nur hinauf! Sie werden's kriegen!“ und so eilte er schadenfroh lachend fort. Ich sah ihm verwundert nach, aber meine Verwunderung flog, als ich in den Saal trat. Hier stand meine



Wirthin vor einem großen Schranke neben dem Eingange und kramte darin, offenbar nur, um mein Kommen, nach dem Glockenschlage, zu erwarten. So bald sie mich sah, erklärte sie mir, sie habe mich bisher für einen verständigen und guten jungen Mann gehalten; es thäte ihr leid, daß sie ihre Meinung ändern müsse. Nun folgte ein Strom von Vorwürfen über die üble Nachrede, die ich ihr mache. Worin diese bestände, sagte sie nicht; aber aus dem Zusammenhange ging hervor, ich hätte mich eines Glückes gerühmt, nach dem zu streben, mir nie eingefallen war. Vergebens versicherte ich sie, es sey nicht wahr. Sie antwortete, Herr Christ habe es ihr gesagt, und der sey ein zu alter Freund von ihrem Hause, als daß er sie täuschen würde. Sie mochte in der That eine frühere Liebchaft von ihm gewesen seyn, sonst hätte er sich wohl eine so leichtfertige Neckerei nicht erlaubt.

Da ich sah, daß ihr Wortfluß nicht zu unterbrechen war, faltete ich die Hände, lehnte mich an's Fenster und hörte zu; aber als sie einmal eine Pause machte, rief ich: „Stellen Sie sich vor, Madame B.! die Franzosen sind wieder total geschlagen!“ Sie zuckte die Achseln mit einer Miene, als wolle sie sagen:

Ich kann nichts davor! schämte sich aber den Augenblick darauf ihrer Ueberraschung, warf den Schrank zu und eilte fort. Ich ging still lachend in mein Zimmer. Späterhin hatte sie zu Christ gesagt, mein kaltblütiges Hinwerfen der Neuigkeit hätte sie so erbittert, daß sie mich hätte schlagen mögen. Mich vermied Christ ein Paar Tage, dann aber kam er wieder und wünschte mir Glück zu der Art, wie ich mich aus der Verlegenheit gezogen. Als ich ihm ernsthafte Vorwürfe machte, antwortete er, ich sey zu lange weggeblieben, und er habe lange Weile gehabt. Ich forderte, daß er seine Anklage bei der Wittve zurücknehmen solle, doch es war schon geschehen. Er hatte ihr gestanden, er habe sie nur necken wollen. Ich bat ihn, mich ein andermal bei dergleichen Späßen aus dem Spiele zu lassen, und die Sache war abgethan. Madame B. war eine so aufmerksame, gefällige Wirthin, und ich machte mit Christ so angenehme Spaziergänge im Rosenthal, wie vorher. Hier pflückte er zuweilen Pilze, die er roh aß; eines Abends aber, da wir spät herumgelaufen waren, sammelte er Johannis-Würmchen ein, um sie seinen Töchtern auf's Bett zu streuen. Vorzüglich dieser Einfall scheint mir an dem viel mehr, als funfzigjährigen Manne



sehr charakteristisch. — Er war übrigens ein verständiger und sorgfältiger Familienvater; nur das Leben außer dem Hause nahm er leicht, doch ohne Ausschweifung, selbst ohne irgend eine Verletzung des Anstands und der Sitte. Er genoß nicht nur als Künstler, sondern auch als Glied der bürgerlichen Gesellschaft, achtungsvolle Anerkennung. Geliebt war er nicht. Er war zu genialisch feck dazu.

Christ ist als pensionirter Hoffchauspieler zu Dresden in hohem Alter gestorben. Schade ist es, daß sein Geist und sein tiefes Studium der Darstellungskunst nicht lange, ehe seine Kraft für die Ausübung derselben schwand, ausschließlich zur Bildung junger Talente angewandt wurde. Er hätte als Professor der Schauspielkunst angestellt werden müssen. Das wäre eine Maßregel gewesen, um die vollkommenste Deutsche Bühne zu schaffen. Sein Scharfsinn durchblickte schnell den Charakter jeder dramatischen Dichtung und jeder Rolle, vielleicht in manchen Fällen klarer, als der Verfasser selbst, und ebenso die vortheilhafteste Weise, jede Rolle zu geben. Jede, auch die geringfügigste Regel des Anstandes auf der Bühne war ihm geläufig. Es giebt dergleichen für's Auftreten, für's Abgehen, selbst für das Dastehn,

deren Vernachlässigung auch diejenigen Zuschauer verlegt, die sie gar nicht kennen; sie fühlen sich mißfällig berührt, ohne angeben zu können, wodurch.

Christ that mir ein paarmal den Gefallen, als Zuschauer Darstellungen beizuwohnen, in denen er nicht zu thun hatte, was eigentlich sonst so wenig eine Liebhaberei der alten Schauspieler ist, als das Confectessen der Confituriers. Am folgenden Tage, beim Herumstreifen im Rosenthale, gab er mir dann eine genaue Kritik der Charaktere und der geleisteten Darstellung. Ich bekenne, dadurch mehr gelernt zu haben, als durch meine häufigen Unterhaltungen mit Engel über Schauspielkunst, und selbst aus dessen klassischer Schrift über Mimik, die Christ übrigens sehr schätzte. — Einen Beweis von dem, was er überhaupt als leitender Director hätte leisten können, gaben seine beiden von ihm gebildeten Töchter, in älterer Zeit Madame Mende, in späterer Madame Schirmer. Beide flößten in ihrer Blüthe nicht nur durch diese, sondern auch durch ihre Kunst eine Art Enthusiasmus ein.



## L u s t r e i s e n .

Meine Spaziergänge mit Christ, die wiewohl nur flüchtige Bekanntschaft mit dem trefflichen Menschen und genialischen Maler Schnorr von Karlsberg dem Vater, (der mir einmal erzählte, daß er im 13ten Jahre noch nicht lesen können, und mit bloßen Füßen auf Wiesen und in Wäldern herumgeschweift sey,) vor Allem aber der tägliche Umgang mit Seume, waren die Genüsse meines Aufenthalts in Leipzig. Ich machte mit Seume und dem Major Muromzow von Zeit zu Zeit kleine Lustfahrten von einigen Meilen, dergleichen in Deutschland Reisen hießen.

Eine dieser Fahrten ging nach Dessau und Borsig, dessen Park damals in Deutschland die höchste Bewunderung genoß, jetzt aber selten mehr erwähnt wird. Er war wirklich ein Kunstwerk aus geistreichen, gut ausgeführten Einfällen zusammen gesetzt. Ich gestehe indeß, daß mir die gemachte Natur solcher Schöpfungen nie lange anziehend war; ja, daß sie mir, wenn sie mit geschmackloser Empfindelei ausgepukt waren, anstößig wurden bis zum Aerger. So erinnere ich mich, daß, als man mir späterhin in einem Park, wo alle zehn Schritt ein Brett mit

einer poetischen Inschrift, oder eine Hütte mit hölzernem Einsiedler und dergleichen prangte, das Fremdenbuch voll ekstatischer Lobeserhebungen vorlegte, ich grob genug war, hinein zu schreiben:

Wer den Schmuck der Natur durch kindische Schnörkel verzieret,  
Was ihm gebühret? Je nun! Niesewurz täglich dreimal. \*)

Mit hoher Erbitterung aber durchwandelte ich zwanzig Jahr später die anspruchsvollen Herrlichkeiten der Wilhelmshöhe. Mitten in einem armen Lande schienen sie mir frevelhaft, und erinnert ich mich volends, wie die ungeheuern Summen, welche diese Spielereien kosteten, zur Zeit des Amerikanischen Freiheitskrieges gewonnen wurden, — dem guten und weisen Fürsten von Dessau warf man dergleichen nicht vor. Man sagte mir, er habe die Reichtümer einer ererbten Schatzkammer angewandt, fast alle Rittergüter seines Ländchens anzukaufen, sey ein sehr einsichtsvoller Landwirth, und habe als solcher

\*) Ich lernte die Dame später in Berlin kennen, die den Park angelegt hatte. Sie war ganz Huld und Gefühl. Ich glaube daher, daß meine Ungeschliffenheit aus dem Buche weggeschafft wurde, und sie sie gar nicht erfuhr.



erworben, was er zu seinem Garten aufwandte, und zwar auf eine Weise, daß seine, ohnehin vielfach von ihm unterstützten Landleute dabei an Wohlstand gewannen. Der Fürst von Dessau muß in der That ein Mann von vortrefflichem Charakter gewesen seyn. Auch seine Rangesgenossen erkannten das an. Der Herzog von Weimar, Karl August, selbst in so vielfacher Rücksicht ruhmvoll ausgezeichnet, sprach nur mit großer Hochachtung, fast mit Bewunderung von ihm.

### Meine „Letten.“

Bei meinen Collegien und freundschaftlichen Genüssen, vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutschland geführt. Ich theilte ihn, schon wenige Stunden nach Anknüpfung unserer Bekanntschaft, Seume mit und las ihm einige Stellen meiner Schrift. Er ging mit hoher Wärme auf den Gegenstand ein. Am folgenden Tage brachte er mir das Gedicht, das am Ende der ersten Auflage meiner „Letten“ steht, und erlaubte mir, es als seinen Beitrag, seine Stimme, der Schrift beizufügen. Doch es galt vornehmlich,

einen Verleger zu finden. Für jede erste Schrift hat das Schwierigkeit, und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literarischen Geschäftsgang gar nicht kannte.

Christian August Fischer, den ich in Riga einmal sprach, bot mir sogleich eine Empfehlung an einen Buchhändler an, für den Fall, daß ich Etwas herausgeben wolle. Fischer hatte damals eine Art von Celebrität in der Gegend, wegen eines kleinen Romans, der, wenn ich nicht irre, „die Savoyardische Familie“ hieß. Ich habe diesen wegen seiner erkünstelten Empfindsamkeit nie lesen können. Späterhin hat Fischer den angenommenen Namen „Althing“ durch eine Reihe bis zur Liederlichkeit schlüpfriger Romane verrufen gemacht, und seine literarische Laufbahn durch eine lange Reihe lebhaft geschriebener, aber mit flacher Ansicht zusammengestoppelter Reisebeschreibungen geendigt. — Der Buchhändler, an den er mich adressirt hatte, war der Verleger seiner Schriften, und unter den Buchhändlern, was Fischer unter den Schriftstellern. Die Hauptartikel seines Verlaages waren Dinge wie „Elisa oder das Weib, wie es seyn soll,“ und unendlich viele Brochüren, ich glaube gar ein Journal über den — Afazienbau; aber er



machte einen solchen Lärm über seine Verlags-Artikel, daß sie wirklich großen Abgang fanden. Von der elenden „Elisa“ erschienen sechs oder sieben Auflagen. \*)

Ich beging die Uebereilung, nicht vorher mit Seume oder Du — über den Mann und meinen Plan zu sprechen, sondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fische'sche Empfehlung, und trug, so wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich setzte ihm die Beschaffenheit und den Zweck derselben auseinander, und gab ihm endlich einen Theil derselben zur Ansicht. Doch es war kein Roman und handelte auch nicht vom Afazienbau; er verstand Nichts davon. Er bot mir — einen Dukaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an, für die mit Enthusiasmus und sorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum August, erscheinen

\*) Späterhin erhielt er, — man sagte, eben wegen der Charlatanerie mit seinen Artikeln, auch bessere Sachen, aber die Verfasser mußten sehr verblendet gewesen seyn, wenn sie sich nicht oft seiner läppischen Lobhudeleien geschämt hätten. Ein Andachtsbuch empfahl er unter Anderm durch die Versicherung, er selbst hab' es dreimal mit Bewunderung gelesen.

und gut gedruckt werden solle. Die erste Bedingung erfüllte er, da ich ihm gesagt hatte, der Absatz würde sehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbstlandtage zu Riga erschiene; was aber die typographische Ausstattung betrifft, — es war auf schlechtem Druckpapier in irgend einer kleinen Thüringschen Stadt gedruckt und so nachlässig behandelt, daß ich nur Eine Schrift kenne, die mit noch mehr Druckfehlern besetzt ist, nämlich — der erste Band dieser Darstellungen selbst. Diese Fehlerhaftigkeit des Neußern hat mich indessen zuweilen erfreut. Ich sah darin, daß sie der Wirkung der Schrift durchaus keinen Eintrag that, ein Zeugniß für den Werth der Lettern. Die Wirkung übertraf meine gespannteste Erwartung. Zuerst ward' ich ihrer in Leipzig gewahr, und zwar zu allererst in meiner eignen Wohnung. Ich hatte einen jungen und dürftigen Wundarzt, der bisher nur als Gehülfe eines Preussischen Regimentschirurgus gelernt hatte und sich jetzt wissenschaftlich ausbilden wollte, seit einigen Wochen als Gesellschafter aufgenommen. Der junge Mann war immer sehr bescheiden gewesen, aber seit er ein Buch mit meinem Namen auf meinem Tische gesehn und darin gelesen hatte, behandelte er mich mit einer Art scheuer



Ehrfurcht, auf die ich keinen Anspruch hatte und die mich oft heimlich lachen machte. Zunächst erhielt ich den Besuch zweier jungen Fiesländischen Edelleute, die, in dem frohen Bewußtseyn, daß die nachtheiligen Schilderungen in meiner Schrift nicht auf ihre Väter paßten, auf eine mich ehrende Weise meine Bekanntschaft suchten. Mit Stolz erinnere ich mich, daß Einer derselben, nachdem er durch eine Reihe auszeichnender Aemter gegangen, das thätigste Mitglied bei Verfassung der Bauerverordnung war, durch deren Kaiserliche Bestätigung 1819 die Leibeigenheit in Cur- Ples- und Eschland de jure aufgehoben wurde. Diesem ersten, mich durch seine Bedeutung sehr erfreuenden, Besuche folgten schnell so viele belästigende Besuche von Neugierigen, daß ich, um sie wenigstens abzukürzen, mit großen Buchstaben an meine Thür den Virgilischen Vers schrieb:

At fugit interea, fugit irreparabile tempus!

So bald nun ein Besuch zu lange währte, blickte ich wie von ungefähr ein paarmal auf jene Zeile, und er wurde, meistens mit einiger Verwirrung, geendigt.

Nachdem einige Zeitungen von der Schrift gesprochen hatten, liefen auch aus mehreren Gegenden

Deutschlands, aus der Schweiz und Kopenhagen Briefe an mich und Nachrichten ein, die von dem vortheilhaften Aufsehn zeugten, welches mein Buch gemacht hatte. Mein Aufenthalt war indeß damals so wechselnd und unbekannt, daß mich viele Briefe, die nicht an meinen Verleger adressirt wurden, verfehlten, und ich erst später erfuhr, daß sie geschrieben worden. Das geschah auch mit dem Schreiben eines jungen Fiesländischen Edelmanns, der sich damals im Hallischen Pädagogium befand. Es war einem ältern Schriftsteller Merkel zugesandt worden, der in Dresden lebte, und mir es erst ein Jahr nachher gab, da ich mit ihm im Walde bei Tharand zufällig zusammentraf. Indem ich dort nämlich mit dem Dichter Gries herumstreifte, ertönte mein Name plötzlich aus mehreren Büschen. Noch stritt ich mich mit Gries lachend darüber, ob es Nymphen oder Sylvane seyen, die mich ihrer Aufmerksamkeit so lebhaft würdigten, als ein Paar Frauen- und Kindergruppen aus den Gebüsch hervor kamen, ohne mich zu beachten, an mir vorüber gingen, und immerfort „Merkel!“ riefen. Ich erlaubte mir den Scherz, zu einer dieser Damen zu treten und zu sagen: „Hier bin ich, bereit, ihren Befehl zu vernehmen.“ Ach,



erwiederte sie verlegen, wir suchen nur meinen Mann, der einen andern Weg ging. — Eben kam er hinzu, wir machten Bekanntschaft und er gab mir nun diesen Brief, der ein schönes Zeugniß für den Charakter des jugendlichen Verfassers ist und ein interessantes Seitenstück zu dem oben erwähnten Besuche. Der Verfasser ist seitdem auch durch eine Reihe ehrenvoller und wichtiger Aemter in Viefland gegangen und, nach der öffentlichen Stimme, immer treu der Gesinnung, die aus diesem Schreiben spricht. Jetzt auch fast schon 60jähriger Greis, hat er wahrlich nicht Ursache, mit Mißfallen den Beweis zu lesen, wie rein und edel er schon als Jüngling dachte. Man findet daher das Schreiben im Anhange, mit Weglassung einiger Zeilen, die ein zu lebhafter Ausdruck jugendlicher Gefühle sind.

Den sprechendsten Beweis davon, daß mein Buch Sensation gemacht, gab mir der Verleger selbst. Als er von mir hörte, daß ich Leipzig bald verlassen wolle, bat er mich zu Gaste, und nach dem Ende der Mahlzeit zog er mich bei Seite und fragte: Wenn eine neue Auflage der Schrift nöthig würde, ob er darauf rechnen könne, sie zu erhalten? Ich versprach es ihm. Es ist wirklich eine, etwas besser honorirte und ge-

druckte Ausgabe erschienen, aber ich glaube, oder vielmehr ich hoffe, sie ist Maculatur geworden. In der ersten Ausgabe war die Schrift dem Inhalte und der Form nach, gerade, was sie seyn mußte, um Wirkung zu thun. Zur zweiten Ausgabe, die der Verleger erweitert wünschte, hatte ich mancherlei philosophisch-politisches Râsonnement hinzugefügt, das, wenn nicht überhaupt, doch hier gewiß müßig war und nur dem Hauptzwecke schaden konnte. Die Universitäts-Lust hatte mich pedantisirt. Sollte jemals ein neuer Abdruck aus literarischer Absicht gemacht werden, so wünsche und verlange ich hiermit, daß es nach der ersten Ausgabe geschehe, die mit der Jahreszahl 1797, im Sommer 1796 zu Leipzig erschien.

#### Andere Schriftstellerei.

Die „Letten“ waren nicht das einzige literarische Produkt, das ich in diesem Jahre in die Welt schickte. Indem ich meine Papiere ordnete, fiel mir meine Uebersetzung des „Lockenraubes“ in die Hände. Ich blätterte darin, als gerade Seume in mein Zimmer trat. Soll ich das drucken lassen? fragt ich ihn.



Er las darin. „Warum nicht?“ erwiderte er und setzte hinzu, daß ein Buchhändler von seiner Bekanntheit noch heute den Wunsch geäußert hätte, Etwas von mir zu verlegen. Ich gab ihm das Manuscript, empfing nach zwei Tagen ein Honorar und eine Einladung zum Abendessen vom Verleger. Ich weiß nicht, wie es mir einfiel, dem kleinen Produkt eine Dedikation vorzusetzen. Ich wählte dazu einen fingirten Namen, Amalie von L., aber man stelle sich meine Ueberraschung vor, als ich fünf und zwanzig Jahre später ein Exemplar des Büchelschens aus der Bibliothek eines sehr ehrwürdigen Greises zu Riga zu sehen bekam, worin er mit eigener Hand, als ganz unfehlbar, den Namen einer Dame in Liefland dem L. hinzu gesetzt hatte. Ich hatte sie nie gesehen, sie nie nennen gehört. Sollten auch Andre gerathen haben, wie der ehrwürdige Bürgermeister Schw. — und das muß wohl geschehen seyn, weil er sonst nicht so zuversichtlich verfahren wäre, — so bitte ich die Dame, wenn sie noch lebt, mir es nicht zuzuschreiben; „ich schoß meinen Pfeil über's Dach, und er traf sie.“ Diese kleine Arbeit, ein Spielwerk, bei dem ich mir hier und dort einigen Muthwillen erlaubt hatte, that mir beim Publikum vielleicht Schaden. Ihr Charakter

stach zu sehr von dem der „Letten“ ab; er mußte irre an dem meinigen machen.

Glücklicher war ein andres Produkt, zu dem ich hier in Leipzig den Anfang machte. Es schien mir, als müßten mir meine „Letten“ die Rückkehr nach Liefland auf immer verschließen. Meine Phantasie malte mir daher die verlornen Freuden einer solchen sehr reizend aus; aber bald ward ich müde, mich dabei mit mir selbst, mit meiner Wirklichkeit zu beschäftigen. Ich dichtete mir einen fremden Charakter, und dachte mir Verhältnisse, die interessanter waren, als die meinigen, und warf nun einzelne Aufsätze hin, in denen ich meine Gefühle jenen anpaßte. So entstand meine „Rückkehr ins Vaterland.“ — Die Aufsätze, aus denen das Buch besteht, sind übrigens einzeln, zum Theil nach langen Zwischenräumen, an sehr verschiedenen Orten geschrieben. Hier in Leipzig entstanden die ersten. Das Büchelschen erwarb mir eine ungehoffte, glänzende Ehre, die ich aber erst vierzig Jahre später erfuhr. Als eine solche betrachte ich mit hohem Rechte den Brief, den Wieland darüber an den berühmten Archäologen Böttiger schrieb. Er steht im zweiten Bande der „Literarischen Zustände von Böttiger“ und — ich



kann der Versuchung nicht widerstehn, ihn auch hier im Anhangе unbefangen mitzutheilen. Warum Böttiger, den ich doch in Weimar täglich sah, mich damals nicht den Brief lesen ließ, weiß ich nicht. Er hätte mich sehr glücklich gemacht! Aber vielleicht auch hochmüthig, und Böttiger wollte mich davor bewahren? Ich will annehmen, er habe diesen Unterlassungsgrund gehabt.

### Geglückter Scherz.

Die ersten Aufsätze des Buches schrieb ich in einem schönen, parkähnlichen Privatgarten in der Nähe der Stadt, der anständigen Besuchern offen war; denn in der Stadt selbst konnte ich, an das Land gewöhnt, nicht mit freiem Geiste arbeiten. Ich hatte mir einen etwas ausgehöhlten Baum ausgesucht, in dem ich mein Dintenglas und eine Feder versteckte, und ging bei schönem Wetter in heitern Stimmungen hin, um in einer Laube zu schreiben. Ich konnte es ungestört, denn der Garten wurde fast gar nicht besucht. Eines Tages indeß schlich ein ziemlich bejahrter, kränklich aussehender Mann in die Laube.

Er schien überrascht, mich darin zu finden, grüßte mich indeß höflich und setzte sich mir gegenüber, indem er um Verzeihung bat, daß er mich störe; aber er sei zu müde, um weiter zu gehn. Ich antwortete, wie sich's ziemte und es entspann sich ein Gespräch. Ich äußerte, meine Verwunderung, daß der Garten so wenig benutzt würde, und pries mehrere Schönheiten desselben. Er schien es mit Vergnügen anzuhören, stimmte aber nicht mit ein. Endlich stand er auf; ich that es auch, und erbot mich, ihm einige der reizendsten Partien zu zeigen. Er ließ sich führen und hörte meine Auseinandersetzung, warum ich Dies und Jenes reizend fände, mit gefälliger Aufmerksamkeit an; endlich aber sagte er: „Nun will ich doch nachsehn, was meine Arbeiter auf jener Seite gemacht haben.“ — Ihre Arbeiter? — „Ja; ich bin der Besitzer des Gartens.“ — Die Mystifikation, die ich mir vorschnell selbst bereitet hatte, verdroß mich gleichwohl. Ich erwiderte: Verzeihen Sie! Der Eigenthümer können Sie seyn, aber der Besitzer bin ich jetzt. — „Wie so?“ — Ich besuche den Garten seit mehreren Wochen; Sie aber hab' ich noch nie das Vergnügen gehabt, in demselben zu sehn. — Er machte Einwendungen, aber ich fuhr fort: Es ist, als wenn Sie eine schöne



Frau geheirathet hätten und sie vernachlässigten, ich aber wäre ihr glücklicher Liebhaber. — „Gut! sagte er. Da Sie der Besitzer sind, werd' ich Ihnen morgen, am Zahlungstage, die Arbeiter zuschicken.“ — Das geht nicht! erwiderte ich; Kutsch' und Pferde müssen Sie Ihrer Frau Gemahlin schon selbst halten, da sie Ihren Namen führt. — Der alte Mann ging auf meinen Scherz mit einer gefälligen Gewandtheit ein, die ich seinem matten Aussehn nicht zugetraut hätte. Wir schritten lächelnd fort, und als ich beim Hinausgehn ihn einlud, mich bald wieder mit seinem Besuche zu beehren, versprach er verbindlichst, die Erlaubniß zu benutzen. Ich habe indeß weder ihn, noch seinen Garten, noch — mein Dintenglas wieder gesehn. Am folgenden Tage fing die Michaelismesse an, und da ich die Ofter-Messe nicht mehr vorgefunden, beschäftigte mich jene, bis zu meiner Abreise nach Jena, zu viel, um wieder in den Garten zu kommen.

Es ist so selten, Menschen, besonders ältliche Männer zu finden, die, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, Spasß verstehen und ihn gefällig fortspinnen, daß mir dieser Vorgang psychologisch merkwürdig schien. Mir ist nur ein einziger ähnlicher vorgekommen, und ich will ihn erzählen.

Ich saß in Berlin bei einer kranken Freundin auf dem Sopha, als plötzlich mit raschen Schlägen an die Thür geklopft, diese dann eben so rasch geöffnet wurde, und ein nicht großer Mann herein trat, mit geistvollem Gesicht und ziemlich quecksilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: Wie geht's heute? Ich errieth, daß es der Arzt sey, und entfernte mich in's Vorzimmer. Als er wegging, redete er mich an. Es entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes Gespräch zwischen uns. Endlich fragte er: Wer sind Sie? nickte dann freundlich, lief fort ohne Hut, den er gewöhnlich im Wagen liegen ließ, und sprang in sein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte sich der Auftritt und schloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete sie lächelnd, aber als sie nach einigen Tagen zum dritten Male gethan wurde, verdroß sie mich, und ich sagte so bescheiden, als möglich: Ich bin der Hofrath Heim. — Er prallte einen Schritt zurück, sah mich einen Augenblick starr an und rief: „Seh'n Sie'n mal! Bis jetzt hab' ich geglaubt, ich sey der Hofrath Heim. Wer bin ich denn? „So viel ich weiß, antwortete ich, sind Sie der Doktor Merkel. „Gut, gut!“ rief er. Wie man so vergeßlich



seyn kann. Also ich bin der Doktor Merkel." Und er nickte so freundlich und lief so eilend fort, wie sonst.

### Aus Jena.

In Leipzig entsprachen die Hülfsmittel zum Studium der Medicin meinen Wünschen wenig, und der Aufenthalt daselbst war für mich zu theuer; ich ging also nach Jena, noch im Herbst 1796. Die Fahrt geschah im offenen, rumpelnden Wagen der Fahrpost. Auch zwei anständig gekleidete Frauen saßen im Wagen. Die Rücksichten, so burschikos diese waren, mit denen ein Paar mitfahrende Studenten sie behandelten, fielen mir auf. Ich fragte, und hörte, es seyen Schwestern, berühmt als Dichterinnen. Wirklich erinnerte ich mich, den Namen der Einen unter Liedern voll überzarter Gefühle gelesen zu haben. Ich kann nicht sagen, daß sie mir dadurch interessanter wurde, wohl aber ward sie mir merkwürdig durch einen Zug am folgenden Morgen; denn die kurze Strecke von neun Meilen forderte damals mit der Passagierpost eine Fahrt von nicht viel weniger

als 24 Stunden. Als der Wagen nach überstandener Nacht anhielt, winkte die ältere dieser Damen einem Aufwärter im Post- oder Wirthshause, und zog sich in einen Winkel zurück. Er brachte ihr ein Glas voll einer wasserhellen Flüssigkeit, die sie rasch austrank. Ich fühlte, daß ich auch der Stärkung bedurfte, und rief dem Menschen zu: Mir auch ein Glas! in der Meinung, etwas Köstliches zu erhalten. Er brachte das Glas, ich kostete und spuckte das Erhaltene schnell wieder aus, unwillkürlich mit einem Blick auf die Dame, den sie mir nie verzieh. Der Nektar, an dem diese Sappho sich labte, war der gemeinste Fusel. — Unter den Neugierigen, die mich in Leipzig besuchten, waren auch Jenaer Studenten gewesen. Einer von ihnen, ich glaube ein Herr von Jüngling aus St. Petersburg, übernahm es, mir vorläufig eine Wohnung in Jena zu besorgen. Er hatte die Gefälligkeit, mich bei dem Eintreffen des Postwagens zu erwarten und mich sogleich in meinen neuen Pallast einzuführen, im Hause des ehemaligen Seilermeisters Fuchs, in der Johannisgasse. Diese Umstände sind mir im Gedächtniß geblieben, denn ich betrat meine Wohnung mit einer Art Schaudern, zwei Treppen hoch, ein kleines, dunkles, schmutziges



Stübchen, mit einem anstoßenden Kästchen ohne Thüre oder Vorhang, das ich nach Belieben zum Schlafzimmer oder zum Holzstall benutzen konnte; kurz, ein Aufenthalt, wie ich mir ihn in der trübsten Stimmung nicht gedacht hätte. Neben an war ein völlig gleiches Stübchen, und darin wohnten gar zwei Studenten, Ungarn; aber sie hatten Raum genug zum Frohsenn, wie mir sehr bald das Anstimmen von Studentenliedern bewies. — Ich entschloß mich denn, auch genügsam zu seyn. Später schien mir meine Wohnung ein Probezeichen der ganzen Stadt.

Die jetzigen Leipziger müssen mir verzeihen, wenn ich ihnen gestehe, daß ihre Stadt vor 43 Jahren nicht meinen Erwartungen entsprach, trotz den schönen Promenaden in den ehemaligen Stadtgräben, den gepflanzten Gärten und der fruchtbaren und freundlichen Landschaft um sie her. Ich glaubte Glanz und Eleganz in ihr zu finden, im Außern der Stadt, wie im Geist und in der Lebensweise ihrer Bewohner. Ich fand eine Stadt, die überall neben den Spuren der Wohlhabenheit noch mehr die ihres Lebensprincipes, des Landhandels, zeigte, und diese waren nicht reizend. Ich fand ein Völkchen, das bei

vollem Beutel und oberflächlicher Bildung zwar viele Ansprüche auf feinem Lebensgenuß machte, und sie in manchen Häusern und Zirkeln mit Aufwand zu befriedigen suchte, doch ohne das Gepräge der Kleinstädterei irgendwo ganz verwischen zu können. Nur zur Zeit der Messen erschien Leipzig als große Handelsstadt. Als ich aber von dort nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hotel des quaternations in eine Dorfskneipe. Die schmalen, schmutzigen Gassen mit der Gasse in der Mitte, die altwärischen Häuser, unsauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armseligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Gesellschaftston, der, wenn er sich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus gerieth, der rohe Ton der Studenten und noch vieles Andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen Bojanus äußerte, (den nachmals rühmlich bekannten Naturforscher und Professor in Wilna,) der in jener Zeit hier studirte, und sich durch feinere Sitten lebenswürdig auszeichnete, gab er mir Recht, aber erwiderte: Dafür haben wir hier große Gelehrte und schöne Gegenden. Es ist wahr, Jena besaß damals Paulus und Griesbach, Loder, Hufeland, den Arzt,



und Hufeland, den Juristen, den Philologen oder vielmehr Polyhistor Schütz, der die Jenaische Literaturzeitung stiftete und redigirte, Fichte und mehrere damals Hochgepriesene. Auch Schiller lebte hier, als Professor besoldet, doch ohne Collegia zu lesen. Alle diese Gelehrten studirten und lehrten, schriftstellerten noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen sie fast Nichts bei, und selbst ihre Gesellschaften — und Loder gab zuweilen recht splendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Was die schönen Gegenden betrifft — es giebt zwischen den rauen, damals nackten Bergen umher Schluchten, die im Sommer eine üppig reiche Vegetation haben sollen, und manchen Hügel, der mit Reben bepflanzt ist, oder ein kleines Gehölz auf dem Scheitel trägt. (Eins dieser Wäldchen hieß das Schlägerhölzchen, weil die Studenten es zum Schauplatz ihrer fast wöchentlich vorkommenden Duelle gewählt hatten.) Ich kam in einem unfreundlichen Herbst nach Jena, und zog mit dem Eintritte des Frühlings weiter, kenne also von jenen schönen Gegenden wenige. Am meisten war daran schuld, daß gleich meine erste Wallfahrt zu ihnen mir sehr verbittert wurde.

### Die musikalischen Brüder P.

Jüngling und Bojanus hatten mich eines Tages durch allerlei Partien geführt, die sie schön fanden, und endlich auf einen Berg, ich glaube, er heißt der Landgraf, auf dem ein isolirter Thurm steht, der Fuchsthurm genannt. Wir gingen um ihn herum. Auf der einen Seite hatte er dicht an der Erde eine Oeffnung; wahrscheinlich die durch die Länge der Zeit verwehte und verwachsene Thüre. Hier, sagte Jüngling, kroch vor einigen Jahren ein Landsmann von uns hinein und erschöpfte sich drinnen. Seine Leiche wurde aber doch entdeckt. — Wie hieß er? fragte ich. — August P. — au. Ich erschrak so sehr, daß ich kaum Stimme genug hatte, zu fragen: Warum? Es sollte aus unerwiderter Liebe geschehen seyn zu — der schnapsenden Dichterin, oder ihrer Schwester. — Ach, der Verzweifelte, der sich hier Ruhe gegeben, war einst mein liebster Jugendfreund gewesen. Wir waren, ich weiß nicht, wie, von einander entfernt worden, und ich hatte seitdem Nichts von ihm gehört. — Der Schicksalsgang des Armen hat, wenn ich nicht irre, einiges Interesse und vielleicht noch mehr Lehrreiches.



August P — au war der Sohn einer nicht armen, aber sehr wirthschaftlichen Landpredigers-Wittwe, die in Riga lebte. Er sah gut aus, und hatte vorzüglich ein schönes, schwarzes Auge voll Feuer, seine Körperhaltung und sein Gang aber etwas unbeschreiblich Vernachlässigtes. Seine Mutter hatte ihn nicht zum Tanzmeister schicken mögen, weil ein künftiger Pastor nicht tanzen dürfe. — Er hatte viel Geist und viel gelesen, doch mit einiger Anstrengung lernen mochte er nicht. Er besaß entschiedene Vorliebe und Anlage für Musik; man ließ ihn kein Instrument spielen lernen, vielleicht auch aus Rücksicht auf seine künftigen theologischen Studien. — Das Band zwischen uns war das Schachspiel, das wir beide leidenschaftlich liebten, und eben seine Anlage zur Musik. Jenes trieben wir sehr eifrig, um so mehr, da wir nicht herausfinden konnten, wer dem Andern überlegen sey; denn spielten wir rasch, so gewann er jede Partie; spielten wir langsam, keine einzige. Sein unausgebildetes Talent aber für Musik und meine eben so unreife Anlage zur Poesie hatten uns einen sonderbar originellen Zeitvertreib erfinden lassen, der vielleicht bewies, daß er ein großer Componist hätte werden können. Wir streiften nämlich zuweilen im

Fichtenwalde jenseit der Duna umher, und setzten uns dann in einer Vertiefung oder im Philosophengange, dessen die Leser sich aus dem ersten Bande vielleicht erinnern, nieder. Zurückgelehnt, so daß wir einander nicht sahen, improvisirte ich nun über einen verabredeten Gegenstand, in willkürlichem Maasse einen Vers, und hielt inne; er sodann improvisirte ebenso, *mezza voce* summend, eine Melodie oder Begleitung, die dem Sinne des Verses entsprach. Wer unser Treiben angehört, hätte wahrscheinlich gelacht; aber wir begeisterten uns gegenseitig so annehmen, daß wir es zuweilen eine Stunde fortsetzten, bis zur Ermüdung. Meistentheils wählten wir ernste Themata, zuweilen selbst erhabne, was der Eifer erklärt, mit dem wir das Spiel trieben. —

In Jena hatte P — au die Theologie vernachlässigt, dafür den Generalbaß studirt und Streifereien in die benachbarten Städtchen gemacht, nach musikalischen Genüssen und Bekanntschaften, besonders aber kein Concert in Weimar versäumt. So waren die Jahre der Stipendiendauer verflossen, er sollte zurückkehren in die Vaterstadt, in den erwartungsvollen Kreis seiner Familie. — Als was? — Daß er hierauf keine Antwort fand, mag bei seinem



lebhaften Ehrgefühle ihn wohl eher zum Fuchsthurme geführt haben, als Liebe.

Glücklicher ging es auf demselben Irrwege seinem jüngern Bruder, weil er ihn, wenn auch mit wenigerem Talente, mit größerer Entschlossenheit verfolgte. Auch er hatte, ohne ein Instrument zu spielen, die theologischen Stipendien-Jahre zu Jena musikalisch verthan, aber er besaß eine schöne Stimme und hatte wenigstens die Theorie des Gesanges inne. So ausgerüstet begab er sich, statt nach Riga zu gehen und zu predigen, nach Hamburg, gab Unterricht im Gesange, sang selbst in Concerten und Gesellschaften, fand Zutritt in mehrere angesehenen Familien und erwarb endlich die Hand eines jungen Frauenzimmers, das Vermögen besaß. Aber die üble Folge eines inhaltsleeren Strebens blieb nicht aus. Er gab seinen Unterricht auf, da er dessen nicht mehr bedurfte. Seine Stimme schwand, und als Verheiratheter konnte er nicht mehr den angenehmen Gesellschafter in fremden Familienkreisen spielen. Er legte sich aufs Sammeln merkwürdiger Compositionen; doch eine Liebhaberei der Art füllt nicht das Leben. Seine Frau starb bald; ihr Vermögen ging, nach Hamburgischen Gesetzen, glaub' ich, auf das

schwächliche Töchterchen über, das sie ihm zurückließ. Ich traf zu Berlin 1817 einmal zu einem Mittagessen bei meinem Freunde, dem Kapellmeister, B. A. Weber, mit ihm zusammen. Ich fand ihn abgehärmt, bis zur Stumpfheit trübselig und selbst bei Tische ängstlich mit Abwartung seines Töchterchens, das er mitgebracht hatte, beschäftigt. Er schien durchaus eine wandelnde Ruine, geistig zerbröckelt. Sein einziges Geschäft zu Berlin soll, außer dem Kramen in seiner Sammlung, gewesen seyn, daß er in der Singakademie jenem musikalischen Maurermeister zuweilen Hülfe leistete, dem man bei seinem Tode nachrühmte, er habe (sich) rührende Mauern und sehr solide Melodien gearbeitet. Ein Haus, das er aufführte, war nämlich vor Kurzem während des Bauens eingestürzt. — Ueber des jüngern P — au Charakter weiß ich nichts Näheres zu sagen; wir waren nie genau bekannt.



### Die Universität zu Jena.

Als die Universität zu Berlin gestiftet wurde, debattirte man in Schriften darüber, ob solche Institute besser in kleinen oder in großen Städten angelegt würden? Ich erinnere mich nicht, wie der Standpunkt und der Charakter der Wissenschaft in den verschiedenen Zeitaltern dabei in Anschlag gebracht wurde, und dieser, glaub' ich, war doch das entscheidendste Moment. Als Griechisch und Latein der Haupttheil der Gelehrsamkeit, Philologie die Königin der Gelahrtheit war, für Naturgeschichte Aristoteles und Plinius als die wichtigsten Quellen galten, in der Geschichte die fünf Universal-Monarchien des Alterthums als die Hauptsache behandelt wurden, kurz, da man in allen Wissenschaften schülerhaft befangen dem Alterthume gegenüber stillstand, und aus der neuern Zeit nur läppische Studien, als Genealogie, Heraldik &c., selbst die Kunst des Braten-Verlegens\*), zu entlehnen wußte: da waren die

\*) Ich entsinne mich, in der Bibliothek meines Vaters einen Quartanten mit vielen Kupfern gefunden zu haben, worin diese Kunst zum Behuf der Universitäten gründlich gelehrt wurde. Jedes Kupfer zeigte den Künstler in Position und eine Gattung von Braten, woran die einzelnen Theile, nach der Reihe, in der sie abgelöst werden sollten, numerirt waren.

Universitäten wirklich Nichts, als Schulen, und wurden am besten in kleinen Städten angelegt, und die ärmlich ausgestatteten Bibliotheken fast ohne Fonds zu ihrer Vergrößerung oder Fortsetzung. Die noch unbedeutendern Anstalten zur Unterstützung der Studien, anatomische Theater und Sammlungen, Krankenhäuser u. s. w. mochten damals als hinreichend betrachtet werden; doch seit die wahren Wissenschaften selbstständig fortschreiten und mit jedem Tage ihr Gebiet so rasch erweitern, daß die Gelehrsamkeit der Alten nur eine unbedeutende Provinz darin wird, und die Philologie täglich entbehrlicher, — seitdem werden auch die Universitäten armer Fürsten in kleinen Landstädtchen immer unzulänglicher. Ich glaube, daß die Meisten in wenig Jahrzehnden eingehen, nur die in den großen Residenzen Wien, Berlin und München übrig bleiben, und dann nicht bloß Schulen, sondern in jeder Rücksicht Bildungs-Anstalten seyn werden.

Jena besaß mancherlei Vorzüge. Derselbe offene, helle Sinn, mit dem der Herzog Karl August Weimar durch die Versammlung großer Dichter glänzend gemacht, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen so viele ausgezeichnete Gelehrte nach



Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, so weit seine Finanzen erlaubten, auch den öffentlichen Anstalten nach. Immer doch waren die Bibliothek und die Naturaliensammlung kaum nennenswerth, der botanische Garten, obgleich von dem verdienstvollen Batsch angelegt, zu neu und unbedeutend; eine Sternwarte und sogar ein allgemeines Krankenhaus fehlten ganz u.

Am verlegendsten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des ästhetischen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrschte, sondern auch bei mehreren Professoren, die in ihren Collegien sich der gemeinsten Ausdrücke bedienten, um populär zu seyn, wohl gar Boten rissen, um die Hörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hospitiren bei dem Professor der Naturgeschichte L., und bei dem durch einige medizinische Schriften sogar berühmten Gr — r, hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verschrecken, obgleich der Letzte mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, so lag eine Entschuldigung für sie darin, daß die Meisten von ihnen im väterlichen Hause selbst keine geistige Bildung genossen hatten, und sich ihnen in Jena keine andre Unterhaltung darbot, als nur sich die wilden Streiche

zu erlauben, die sie in der Schule nicht gewagt hatten. Die Anständigsten waren im Allgemeinen die Kur-, Tief- und Esthländer, aber auch unter diesen gab es gar Manchen, der etwa heute in einem der seltenen Gesellschafts-Kreise bei Eoder oder Schütz sich fein oder artig gezeigt, oder in einem Abonnements-Concert im schwarzen Bären, dem einzigen, sehr einfachen Gasthause, feinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im schmutzigen Flausrocke „zu Dorfe stieg,“ sich in Bier berauschte und mit Handwerksburschen und Bauern herumschlug. Man erzählte mir sogar von einem förmlichen Kriegszuge, den ein Paar Hundert Studenten nach einem Dorfe machten, und einer großen Prügelschlacht, die dabei vorfiel. Raufereien mit dem herzoglichen Militär, den Laubfröschen, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden, Duelle, Austrümmeln eines Professors, Rakenmusiken und Einwerfen von Fenstern waren ziemlich häufig. In Leipzig hatte ich Nichts der Art erlebt und ich hatte den Umgang mit den Studenten vermieden; es versteht sich, daß ich es in Jena eben so sorgfältig versuchte, doch ließ es sich weniger thun, da Professoren und Studenten hier ja fast das ganze Publikum ausmachten, und ich



unter den Lehrern viele Landsleute hatte; indeß hat mich in Riga noch mancher lebende Greis mit der Nachricht überrascht, daß er mit mir zugleich in Jena gewesen.

### Der berühmte Anatom Justus Ch. Loder

war in vielen — nicht allen — Rücksichten der ausgezeichnetste und interessanteste unter den Professoren. Obgleich schon tief in den Vierzigen, verband er mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft noch eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war sein Benehmen das eines in seiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena.

Sein Lebensgang ist merkwürdig. Er wurde 1753 zu Riga geboren. Sein Vater, einer der größten Gelehrten und der ehrwürdigsten Charaktere, welche die Stadt je besaßen, war Prediger und Rektor des durch ihn neu begründeten Lyceums. Von diesem weise geleitet, erwarb Loder, mit dem glücklichsten Gedächtniß begabt, frühe so viel Kenntnisse,

daß er schon als Gymnasiast eine mit Beifall aufgenommene Schrift herausgab. Im 17ten Jahre bezog er die Universität zu Göttingen, erhielt im 24sten die medizinische Doctorwürde, im 25sten die Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst zu Jena, machte auf Kosten des Herzogs von Weimar eine Reise nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch sehr viel zur Berühmtheit der Universität Jena bei, durch seine Schriften und seine Collegia, — ging dann als Professor nach Halle; als die Franzosen diese Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrath und Kaiserl. Leibarzt nach Moskau, leistete im Jahre 1812 große Dienste, indem er die Einrichtung der Armee-Spitäler leitete, und wurde Director des großen Militairhospitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zu gerichtlicher Untersuchung gebracht. Er besorgte dort den Bau eines anatomischen Theaters, hielt nach dessen Vollendung unentgeltlich Vorlesungen in demselben und starb als Geheimerath und mit vielen Orden geschmückt, über achtzig Jahre alt. Welch' ein wechselnder Lebensgang! Und er legte ihn immer und überall als edelgesinnter, reiner Charakter zurück.



Nie habe ich irgend einen Vorwurf gehört, den man ihm machte, als höchstens wegen Uebereilungen aus zu großer Lebhaftigkeit, die er aber schnell gut zu machen suchte und wußte.

Das Schriftsteller-Verikon nennt 57 Schriften von ihm, unter denen seine chirurgischen und noch mehr die anatomischen als glänzende Bereicherung seiner Wissenschaft erkannt wurden. Den ersten Rang darunter nehmen seine anatomischen Tafeln ein, 182 Kupfer in Folio, mit 4 Bänden Text, deutsch und lateinisch, die mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt sind. Er arbeitete zu Jena zehn Jahr daran, von 1794 bis 1803, und zwanzig Jahr später gab er zu Moskau, zum Gebrauch seiner dortigen Hörer, noch einen Nachtrag von 6 Tafeln, mit Russischem und Deutschem Text.

Merkwürdig ist es und war vielleicht gut, daß er erst bei herannahendem Greisenalter, nachdem er Deutschland verlassen hatte, einen großen praktischen Wirkungskreis fand. In Jena lebte er bloß seiner Wissenschaft, seinen Vorlesungen und der kleinen chirurgischen Heilanstalt, deren Anlegung, so wie den Bau eines trefflich eingerichteten anatomischen Theaters, er bei dem Herzoge ausgewirkt hatte. Er

bildete zugleich eine anatomische Präparaten-Sammlung, der man hohen Werth beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung thätig war, gab selbst zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menschen von seltner Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mulatten“, einen Monatsgehalt, gegen die kontraktmäßige Bedingung, daß das Skelett desselben dereinst in seine Sammlung käme. Der junge Mensch, der seitdem wegen seiner doppelt gekrümmten Beine bei den Studenten nur „Loder's Kaffeetisch“ hieß, versicherte, er hoffe seinen mehr als doppelt so alten Patron zu überleben, aber die Hoffnung täuschte. Der „Kaffeetisch“ hatte, trotz der Mißgestalt seiner Beine, einmal die Reckheit, einen störrischen Miethsgaul zu besteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob sein Skelett indeß seine Bestimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphysikus Starke, Professor der Chirurgie, der auch über Anatomie las, einen feindlich gesinnten Rival, der Anspruch auf die Leichen aller durch einen Unfall oder Selbstmord Umgekommenen machte, und das war um so ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur selten Kadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loder's half indeß



zuweilen aus. So war einst die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht, der sie in seinem Vorhause niederlegen ließ und selbst die Hausthüre verschloß. Zu seinem großen Erstaunen war die Leiche gleichwohl am andern Morgen verschwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in sein Auditorium eben so großes Erstaunen, als er sie auf seinem Tische daliegen sah. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Nun, meine Herren! werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeschlagenen Kopfe unterm Arme gegangen ist! Konnte doch dieser todte Schusterjunge da durch verschlossene Thüren spazieren, um sich auf unsern Tisch zu legen. Er soll uns willkommen seyn!“ und das Zerlegen fing an.

Es hieß, Starke habe eine Klage anhängig gemacht; es ließ sich indeß kein Thäter nachweisen und der Wunsch des Herzogs schlug die Sache nieder.

Von folgendem Vorgange war ich selbst Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittlern Jahren war, ich weiß nicht, wie, in die Saale gerathen und ertrunken. Loder hatte sogleich auf die Leiche speculirt und sie von dem wahrscheinlich dürstigen Chemanne

zur Deffnung im anatomischen Theater erhalten, gegen das Versprechen, sie sodann anständig auf eigene Kosten beerdigen zu lassen.

Zu dieser Zeit wurde unter den Studenten der Medicin eine Subscription eröffnet, die schnell das Nöthige zusammenbrachte; denn auf allen Gassen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „ganz himmlischen Kadaver geschossen.“ Daß ich in der Stunde der Deffnung nicht im anatomischen Theater fehlte, versteht sich. Unter den anwesenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erschien Loder mit einer hohen, seine Kleidung vorne, vom Halse ab bedeckenden schneeweißen Schürze und Wachstuch-Aermeln, und legte einen eleganten Secir-Apparat in Ordnung. Jetzt ergriff er den Laken, mit dem die Leiche bedeckt war — aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten Ha! den Laken wieder über, und setzte sich nieder, noch immer nach oben sehend. Alle folgten seinem Blicke, und siehe da! die obersten Reihen der amphitheatralischen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publikum gefüllt, das gar nicht burschikos aussah. Man staunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen und während eines allgemeinen



Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!“ zogen die Elegants beschämt davon. Wirklich hatten sich sämtliche Schneidergesellen Jena's in den Sonntagsputz geworfen und versammelt, die wohlbekannte Frau Meisterin in Parade liegen zu sehn. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dagelassen, und mit seiner goldnen Tabatiere gespielt. Jetzt stand er auf, legte die Tabatiere neben sich, zog die Decke ab, und ein Murren: „Göttlich! Göttlich!“ lief durch die Reihen. In der That war die Frau Meisterin ein wohl conditionirtes, sehr fleischiges Exemplar, woran sich besonders die Myologie und Synthesmologie sehr gut hätte demonstriren lassen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Section eine so seltsame Mißgestaltung, daß sie sein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte sie uns vor und erklärte ihre köstliche Merkwürdigkeit ausführlich. Als am andern Tage einige Wißbegierige sich früh einfanden und den Professor ersuchten, ihnen die Köstlichkeit zur nähern Prüfung noch einmal zu zeigen, war sie verschwunden. Wohin? ließ sich leicht errathen, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht so die Schneidergesellen. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der — Magen

der Frau Meisterin sey geraubt, und sie erklärten, die Beerdigung nicht zulassen zu wollen, wenn die Frau nicht vollständig wäre. Es war ein Skandal zu fürchten; doch Loder mußte Rath, dem vorzubeugen, und doch im Besitz der „Köstlichkeit“ zu bleiben. Zur plötzlich und am Abende festgesetzten Stunde der Beerdigung fanden sich sämtliche Studenten der Medicin und viele Andere, Manche mit Fackeln, bei dem anatomischen Theater ein und bildeten, als Procession geordnet, eine so zahlreiche Grab-Begleitung, daß sich kein Schneidergesell zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — Magen, sank die Frau Meisterin defekt in die Gruft.

Daß Loder in Jena ein Haus machte, hab' ich schon gesagt. Er hatte eine schöne Wohnung, wenn ich nicht irre, einen Theil des Schlosses, die elegant möblirt war, und gab oft Mahlzeiten, bei denen es stattlich herging. So oft ein ausgezeichnete Gelehrter aus der Fremde nach Jena kam, machte Loder gleichsam die Honneurs der Stadt, und die anständigen Studenten, vor Allen die Liesländer, hatten Zutritt bei ihm, so oft sie es wünschten. Gegen mich zeigte er viel freundschaftliche Güte. Als ich nach Weimar zog, bat er mich, so oft ich Jena besuchte,



bei ihm abzustiegen, was ich indeß nur einmal that. Selbst in seinen letzten Lebensjahren hatte er mir von Moskau aus noch Beweise seines freundschaftlichsten Andenkens gegeben.

In seinem Hause war es auch, daß ich zum ersten und einzigen Male mit

### G ö t h e

zusammentraf, aber leider auf eine Weise, die unsre persönliche Antipathie auf immer entschied. Noch in seinen Gesprächen mit Herrn Eckermann habe ich Spuren derselben gefunden. Wäre unsre erste Begegnung anderer Art gewesen, so glaube ich — doch man würde, was ich hier sagen wollte, für eitel erklären. Ich will lieber den Vorgang erzählen.

Ich las eines Abends gerade in dem Schiller'schen Taschenbuche auf 1797 die Xenien und las sie mit steigendem Unwillen. — Schon durch meine Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer berufen, war ich es am wenigsten für die Deutsche schöne Literatur, die mir noch immer fremder geblieben, als die Englische und Französische. — Ihre Tagesgeschichte, aus welcher die Veranlassung jener

Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So sah ich in diesen Nichts, als die insolente Anmaßung der Verfasser, einer großen Anzahl ausgezeichneten Männer Beleidigungen zu sagen; daß diese wichtig waren, machte die Sache noch schlimmer. Uebrigens herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht, daß, wenn Schiller auch Antheil an den Xenien habe, er doch nur von Göthe zu dem Muthwillen hingerissen seyn konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billet von Loder, mich ja so bald, als möglich, zur Abendgesellschaft bei ihm einzufinden; auch Göthe würde da seyn. Meine erste Regung war, zu antworten, ich würde eben deshalb nicht kommen; aber bald beschwichtigte mich die Betrachtung, daß durch mein Begleiben Niemand verlieren könnte, als ich selbst, und eine solche Erklärung meines Unwillens in meiner Lage lächerlich seyn würde. Ich kleidete mich an und ging hin.

Ich fand schon eine sehr zahlreiche Versammlung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Göthe mit ernster, stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter



beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehrern Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich so eben die Fenien gelesen, widerte mich jenes Schauspiel an. Ich glaubte den Triumph strafloser Insolenz feiern zu sehn. Loder stellte mich Göthe'n vor, als den Verfasser der Letten. Er nickte herablassend, und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der Fenien zu stehn. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein. Er sprach gerade in einem docirenden Tone über Raphaels Gemälde im Vatican. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt und sagte: „Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten.“ Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiderte Göthe: „Sie sind ja auf die Mauer gemalt.“ — Doch nur auf Stuck, antwortete ich, und zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück, und habe mich Göthe'n nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeschwebt, es müsse ein Mittel geben, die Stucklagen abzulösen, ohne Verletzung der Gemälde, die sie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel seyn könne,

ahnete ich freilich nicht; doch wenige Monate später erzählten die Zeitungen, daß die Franzosen Wandgemälde abgesägt hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten sie ihr Verfahren bis zum glücklichsten ausgebildet, wenn sich ihnen nicht bald die Aussicht eröffnet hätte, Rom selbst sammt seinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verstimmung gegen Göthe mit, als ich einige Monate später nach Weimar zog, und sie wurde durch das, was ich von seinem Verfahren in literarischen und nicht literarischen Rücksichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Theil von drei Jahren dort, ohne einen Versuch, ihm näher zu kommen. Er schien schon damals meine Abneigung zu erwidern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Tffland nach Weimar kam, wurde Morgenstern, der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Göthe Tffland gab, und an dem fast ganz Weimar Theil nahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröstete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich sollte noch eine Art Satisfaction erhalten. Kaum war Morgenstern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauspieler Graff



zu mir eintrat, ein ernster Mann, von achtungswerthem Charakter. Wie! rief ich ihm entgegen; Ihre ganze Gesellschaft ist bei Göthe versammelt, und Sie sind nicht da? — Nein! antwortete er. Da der Herr Geheimerath sonst außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, so mag ich die Ehre, die man mir um Jfflands willen zu erzeigen geruht, auch nicht. — Sie sind ein braver Mann, und Ihr Selbstgefühl ist gerecht, sagte ich, indem ich ihm die Hand schüttelte.

In kleinen Städtchen wird Alles bekannt. Göthe erfuhr Graffs Besuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Aeußerung, und beschuldigte mich nachher einmal, ich mache ihm die Schauspieler aufsfässig. Die Unschuldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonniert, aber, außer Graff, mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch diesen sah ich selten.

Da ich späterhin als Kritiker austrat und mit freier Unbefangenheit auch über seine Schriften urtheilte, zürnte er heftig und sein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Rozebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimuthigen verband. So lange ich in Deutschland war, that mir das keinen

Schaden, wohl aber sehr großen, seit ich es 1806 verlassen hatte, besonders seit die Bewunderung für ihn eine Art Uberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden sich gegen mich, um meinen Namen beim Publikum verhasst zu machen, und hatten immer dabei Göthe selbst oder das Berufen auf ihn zum Rückhalt. Zwanzigmal hab' ich den Vorwurf gehört: „Selbst Göthe hat er getadelt oder angegriffen.“ Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zu der Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber sprach ich sehr offen.

### Schiller.

Auch meine persönliche Bekanntschaft mit Schiller beschränkt sich auf Jena. Es lag nicht in meiner Individualität, die Celebritäten aufzusuchen und ihnen den Hof zu machen. Das Nil admirari war mir nicht sowohl Grundsatz, als natürlich. So hatte ich denn schon ein Paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller nur gesehen zu haben, als mir Graß, der sich mit Schiller's Freundschaft schmückte, einen Brief



an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich that es eines Vormittags um elf Uhr, und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sopha. Er war so eben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete, und sich dabei durch Wein begeisterte. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen. Man weiß ja aus seinen Biographien, daß sein glänzendes Dichtergenie mancherlei Schwächen zu übersehen zwang.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich, oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserm ersten Gespräche Nichts in mir, als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Complimentes, das ich ihm

gesagt hätte. Der Gegenstand unsers Gespräches war größtentheils nur Graß, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, fast mit Bedauern, daß ich Graß's Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühlinge Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen in lebhafterem Gespräch im Gärtchen umher. Seitdem sah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo? aber damals war er schon wegen meiner Kritiken feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.



Hier scheint es mir am Ort, eine schiefe Darstellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indeß bisher über sie sprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Göthe's Darstellungsweise und schöner Vortrag nicht zu verkennen war, berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schiller's Wallenstein zum erstenmale zu geben, über die Art, wie es geschah, und den Enthusiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel,“ heißt es darin, „ging am Ende des dritten Actes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und sogar poetischer, nach Hause zu gehn und einen Sardellen-Salat zu essen.“ Jene erste Darstellung geschah im Herbst 1799. Der fragliche Aufsatz aber wurde spät in den Zwanzigern des jehigen Jahrhunderts gedruckt. Ich fühlte mich dem Verfasser sehr verbunden für das Schmeichelhafte, das darin lag, daß er sich nach so langer Zeit noch meiner unbedachtsamen Aeußerung erinnerte, und halte es für eine entsprechende Erwiederung, daß ich seine wichtige Nachricht erst zu Ende der Dreißiger ins rechte Licht setze. Das Factum ist übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen

Mantel umnahm, und dann erst bemerkte, daß Göthe drei Schritte von mir stand. Sie waren indeß nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und dessen Darstellung zu sehn, ich meine Abreise nach Berlin um mehrere Tage aufgeschoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens darüber, daß Göthe, als Director der Bühne, mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit auf Andre, jenen Genuß dem einheimischen Publikum dadurch verbittert hatte, daß er eine ganz unbestimmte Menge von Billeten an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erstickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellen-Salat nicht vernünftiger und poetischer, als Schiller's Wallenstein, sondern als das längere Ausbarren in einem unerträglichen Gedränge und einer Hitze, die den Athem versetzte; und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen solle. Und es hat so lange gewährt. Ich hatte längst meinen zum voraus bestellten Sardellen-Salat zu mir genommen, mich in die Kalesche geworfen und vielleicht schon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach wie schön!“

In jenem Aufsatz wurden aber meine Worte für einen Beweis der Feindseligkeit gegen Schiller



erklärt und es wurde versichert, erst später hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geschrieben und ihn über Göthe gesetzt, um — die beiden Freunde zu veruneinigen. Das ist ein Proßchen von den boshaft niedrigen Deutungen, durch die man mich so lange beim Publikum verunglimpfte. Wie unglücklich, daß ich sie, weit von Deutschland entfernt, immer so spät erfuhr, daß sie, nachdem sie ihre Wirkung gethan, schon veraltet waren! Warum hätte ich Feindseligkeiten gegen Schiller haben sollen? Den Dichter bewunderte ich; der Mensch war mir gleichgültig. Und welchen Vortheil hätte es mir bringen können, Schiller und Göthe uneins zu machen? —

Die Wahrheit ist, daß ich immer Schiller bei gleichem Genie, für einen viel größern Künstler gehalten habe, als Göthe war. Unter Schillers gedruckten Dichtungen kenne ich keine, zu der sich Göthe nicht hätte mit Ehren bekennen können, aber unter den Seinigen sehr viele, die Schiller, wenn es ihm widerfahren wäre, sie zu schreiben, sicher nicht hätte bekannt werden lassen, z. B. Stella, der Großcophtha, der westöstliche Divan, und besonders die ungeschlachte Fortsetzung des herrlichen Faust. Hätte aber wohl, im Gegensatz, Göthe vermocht, einen

Charakter, wie der des Marquis Posa, zu schaffen? Ich wage ein unbedingtes „Nein!“ denn er war keines Enthusiasmus fähig.

Schillers Dichtungen hab' ich immer mit wahrer Bewunderung genossen, doch ohne ihre Fehler zu übersehn, — und wenn ich sie beurtheilen mußte, auch nachzuweisen. Den Wallenstein selbst z. B. hab' ich in meinen Briefen an ein Frauenzimmer mit großer Wärme gepriesen, aber die, — wunderbar ergreifende — Episode der Liebe zwischen Max und Thekla getadelt, weil sie nicht, was Episoden sollen, in die Handlung eingreift, sie motiviren hilft. Ich nannte sie deshalb „ein wunderschönes — drittes Bein.“ Striche man die Rollen der beiden Liebenden weg, so verlöre das Stück den größten Theil seines Interesse, aber von seinem Zusammenhange Nichts.

Ein zweiter, noch größerer Fehlgriff, den ich aber eben deshalb nicht rügen mochte, hat mit immer die Weise geschienen, wie Max endet. Hätte er, nachdem er seinen idealischen Glauben an Wallenstein und seine Liebeshoffnung getäuscht sah, von seinem Kammerdiener gefordert, er solle sich zur Gesellschaft mit ihm er-schießen, so würde man das ohne Weiteres als eine



tyrannische Tollhändlererei verabscheut, oder belacht haben. Und er opfert seinem Unmuth tausend tapfere Männer, die ihm innig ergeben, und von seinem Monarchen ihm anvertraut sind! Vorsätzlich! Man erinnere sich nur der Worte, mit denen er scheidet, und der Aeußerung des Schwedischen Officiers: „Man sagt, er wollte sterben!“ Freilich! Sonst hätte er nicht eine ganze Armee mit Einem Regimente angefallen. Es ist wohl einer der glänzendsten Beweise von der Zaubergewalt des Schillerschen Genies, daß das Stück, trotz solchen Fehlgriffen, so allgemeine — und übrigens gerechte — Bewunderung erwerben und behalten konnte.

### Paulus.

Unter den ausgezeichneten Gelehrten, die Jena damals besaß, war mir der berühmte Theolog Paulus besonders hochachtungswerth, und ist es mir immer geblieben; denn sein edler Charakter und reiner Eifer für Recht und Wahrheit hat sich nie verleugnet.

Er war der erste Deutsche Schriftsteller von großem Rufe, der sein Publikum auf meine „Letten“ aufmerksam machte und mit Wärme darüber sprach und zwar in einer Zeitschrift, die eigentlich keinen Beruf dazu hatte, in den „Theologischen Annalen.“ Dieses hatte mich indeß nicht bewogen, ihn zu besuchen; der Anlaß dazu kam von einer anderen Seite.

Ein Student aus Frankfurt am Mayn, B., hatte einen Unfug getrieben, worauf die Relegation stand. Ich hatte ihn nie gesehen, aber ein Paar unter den wenigen Studenten, mit denen ich Umgang hatte, vorzüglich Jüngling, interessirten sich lebhaft für ihn, und weil sich Paulus so gütig über mich geäußert, glaubten sie, mein Fürwort könne ihn, der gerade Prorector war, zur Nachsicht bewegen. Ich wehrte mich lange gegen das Ansinnen, endlich aber hatte ich doch die Schwachheit, es zu bewilligen. Ich ging zu Paulus und fand in ihm einen Mann von schlichtem Aeußern, der sogar sein lang geschnittenes, ungepudertes Haar gescheitelt trug, indeß die anderen Professoren, so viel ich mich erinnere, alle frisirt waren oder Perrücken trugen. So einfach wie sein Aeußeres, war auch sein Benehmen, aber sein schönes Auge sprach lebhaft, voll Verstand und Kraft. Ich



danckte ihm mit Wärme für sein Urtheil über meine Schrift, und trug endlich mein — eigentlich unbescheidenes — Anliegen vor. Er sah mich überrascht an und fragte mich nach kurzem Schweigen, ob ich B. kenne? Ich sagte ihm offen, daß das nicht der Fall sey, und wie ich dazu gekommen, für ihn zu sprechen. Paulus nickte schweigend mit dem Kopfe, als hätte er gesagt: „das vermuth' ich!“ und setzte mir auseinander, daß die Gesetze zu bestimmt über den Fall sprächen, als daß er eine Milde rung könne eintreten lassen. Bei der dringenderen Wiederholung meines Anliegens versprach er freundlich, bei der Verhandlung sich meiner Fürbitte zu erinnern. Mehr konnte meine unbesonnene Verwendung nicht hoffen lassen. So oft ich seitdem mit Paulus zusammen traf, war er sehr freundschaftlich, und ich folgte auch nach meiner Rückkehr nach Rußland und während meiner Entfernung von dem Tagesleben der Deutschen Literatur, seinem Gange durch dasselbe mit hohem Interesse. Es ist so ermuthigend und erfreuend, dem Kampfe eines hellen und edeln Geistes gegen die Dämonen der Finsterniß zuzusehn! — Als ich zwanzig Jahr später einen halben Tag in Heidelberg zubrachte, war der Hauptgenuß, den ich suchte,

Paulus wieder zu sehn. Ich fand ihn so muthig und aufrecht, als jemals und eben so freundlich gesinnt.

— Was jenen Herrn B. betrifft, wie der akademische Handel ausging, weiß ich nicht. Wahrscheinlich wurde durch Göthe's Verwendung die Relegation erlassen, denn man erzählte mit folgenden, später von B. in Jena geübten Streich. Er wollte ein Buch schreiben, aber sein armer Kopf kam zu kurz an — Einfällen; denn um reise Gedanken war es ihm wohl nicht zu thun. Er veranlaßte daher einige die Universität verlassende Liesländer, einen großen „Commerch“, d. h. ein Trinkgelag, zu geben, während dessen er selbst die Unterhaltung leitete, aber zugleich in einem Nebenzimmer oder Alkoven die wichtigsten Unbesonnenheiten der Versammelten aufschreiben ließ. Er mochte das Verfahren für genialisch halten; mir hat es immer ein schlechter Streich geschienen. Denn was sprechen Jünglinge nicht im Rausche, besonders wo sie sich ganz sicher halten! Er indeß knetete die wunderlichen Brocken zu einem Gebäcke zusammen, das unter dem Titel „Ursula, ein verwilderter Roman“ gedruckt seyn soll. Ich habe weder das Buch, noch seinen Verfasser jemals gesehn, und weiß von



Beiden Nichts mehr, wenn der Letztere nicht etwa derselbe Herr B. ist, der in der Schlegelschen Clique einige Pasquille gegen mich drucken ließ, — die ich ihm hiermit unbesehen verzeihe.

### S i c h t e.

— Seit ein großer Dichter, ich weiß nicht, ob Schiller oder Göthe, ausrief: „Vergänglich ist des Mimen Kunst!“ ist und wird das Sprüchelchen als ein weiser Gedanke unzähligemal wiederholt. Mich hat es oft ergötzt, als ein possirlicher Beweis, wie leicht Deutsche Schriftsteller, selbst große, es mit ihrer Sprache, und das Publikum mit den Gedanken derselben nehmen. Erstlich heißt es schimpfen, wenn man den Schauspieler einen Mimen nennt. Der Mime war auf der Bühne der Alten, von denen das Wort entlehnt ist, ein gemeiner Possenreißer; welcher Art, zeigt schon die Abstammung von Mimos, der Affe. \*) — Ferner ist der Gedanke falsch oder nichts

\*) Engel hat ein Werk von bleibendem Werthe über „die Mimik“ geschrieben. Ich wagte eines Abends — denn mit ihm war

sagend. Die Schauspielkunst im Allgemeinen ist unvergänglich; aber wird der Antheil des Einzelnen darunter verstanden, so ist seine Kunst nicht vergänglich, als die des Bildhauers selbst; nur seine Kunstgebilde gehören dem Moment. Um die ganze Schiefheit des Sprüchelchens zu fühlen, braucht man nur eine Uebersetzung desselben zu versuchen. Es ist keine möglich, ohne eine umschreibende, nähere Bestimmung, was unter „des Mimen Kunst“ verstanden werden soll. Das ist Krittelei! ruft vielleicht Mancher. Meinethalben; doch von solcher Krittelei hängt zuletzt die Gediegenheit der Sprachen ab — und der — Schriftstellerei. Doch zurück zu dem, was mich hier zu der Betrachtung führte.

Die Kunstleistungen der Schauspieler scheinen mir lange nicht so vergänglich, als die der Schulphilosophen. Der Ruhm eines Roscius, Cecain, Talma,

so Etwas gefährlich; er war nur zu geneigt, es durch eine Grobheit oder einen noch verlegenbern Sarkasmus zu beantworten — eine leichte Rüge des Titels. Er rief: Geben Sie mir ein ganz Deutsches Wort dafür! Das konnte ich freilich nicht sogleich; aber für die Nothwendigkeit, ein solches zu finden, führte ich an, daß selbst der Holländische Uebersetzer den Titel durch eine Umschreibung wiedergab: „De Konst van Nabossenring door Gebarden.“ Er lachte über den Holländer und wir brachen ab.



Garriß, Eckhof, Schröder dauert, und selbst die Ueberlieferung davon, wie sie diesen oder jenen großen Charakter, ja einzelne Momente gaben, erhält sich lange mit Bewunderung auf der Bühne; die Schulphilosophen überleben gewöhnlich die Geltung ihres Systems, und mit ihm sinkt auch die ihrige schlimmer, als in Vergessenheit, in Nichtachtung.

Das Auffallendste dabei ist Unbefangenen, daß Jeder von ihnen mit der Behauptung auftritt, er habe das Höchste der Wahrheit gefunden; weiter lasse sich nicht dringen. Nie hat wohl Einer das bestimmter und fecker verkündigt, als Fichte. Nach seiner Aeußerung, vielleicht auch wohl Ueberzeugung, gelangte seine Wissenschaftslehre an die höchste Gränze des Vermögens menschlichen Denkens. Das kam mir so drollig vor, daß ich dem Medailleur Abramson, der mir zuweilen die unverdiente und unverlangte Ehre erzeugte, mich um Ideen zu Arbeiten zu bitten, vorschlug, eine Medaille auf jene Lehre zu verfertigen: Ein Sackgäßchen und Fichte, der hineinlaufend, mit der Stirn an die Schlußmauer stößt und ruft: „Hier ist das Ende der Welt!“ Abramson meinte lachend, das ließe sich wirklich ausführen, that es aber weislich nicht.

Besonders gab Fichte's oberster Satz: „Ich setze mich schlechthin!“ im Grunde nur eine Verunstaltung des alten Cogito, ergo sum! viel Anlaß zu Spott. Baggesen persifflirte es in einem witzigen Trinkliede, das zu Jena selbst in einem frohen Zirkel von Professoren gesungen wurde. Es hieß, Fichte selber solle mitgesungen haben. Die Art, wie er einen andern leichten Scherz aufnahm, macht das wahrscheinlich. Er glitt in Weimar auf dem grade nassen Pflaster aus und fiel in einer sitzenden Stellung zu Boden. „Fichte setzt sich schlecht hin!“ rief ein Student, der hinter ihm ging. Die Begleitenden lachten hell auf, und Fichte lächelte wenigstens mit.

Er besaß unstreitig sehr viel Scharfsinn und Energie des Charakters. Er dachte hell und kräftig und besaß, sein Haupttalent, viel und feurige Beredsamkeit. Sein System war freilich dunkel und blieb es, wie man versicherte, selbst den Geweihtesten unter seinen Anhängern, aber es war ihm auch nur das mühsam gearbeitete Rüstzeug zum akademischen Lehrer. Kant war ein froher, feiner, witziger Lebemann und seit vielen Jahren ein gepriesener Lehrer, ehe er seine „Kritik der reinen Vernunft“ niederschrieb. Er that dieses nur, wie bekannt ist, weil sein Magen



ihm verbot, die Abendgesellschaften in der reichen und wohlhabenden Handelsstadt, in denen er bisher selten fehlte, länger mitzumachen. Bis dahin hatte er nur durch einige kleine Schriften („Ueber das Erhabne,“ „Träume eines Geistersehers“ etc.) seinen tiefdringenden und glänzenden Geist bewiesen; doch jetzt erst, ich glaube, im 56sten Jahre, fing er an, jene philosophischen Schriften herauszugeben, die eine so große Umwälzung in allen wissenschaftlichen Ansichten herbeiführten. Fichte dagegen, wahrscheinlich Kant's bester Schüler, übrigens in sehr bedrängten Vermögensumständen, mußte als junger Mann die Philosophie, fast sein einziges Studium, zum Broderwerb machen. Kantianer zu seyn, zeichnete nicht mehr aus, und genügte seinem Ehrgeiz nicht. Er versuchte und es gelang ihm, ein neues System aufzustellen, und davon lange zu subsistiren. „Kant, sagte Jemand, philosophirte, weil er nicht mehr essen konnte; Fichte, weil er essen wollte.“ Wenigstens konnte der Bohn, der ihn erfüllte und zu gemeinen Schimpfworten hinriß, wenn sein System angegriffen wurde, wohl zu der Vermuthung bewegen, daß er mehr für den Heerd stritt, als für den Altar der Wahrheit. Immer war seine Art des Streitens, und die

Arroganz, mit der er aufzutreten pflegte, ein Beweis jener Rohheit der Sitten, die zu jener Zeit nur zu häufig an den akademischen Lehrern, die selbst nur in kleinen Universitätsstädten gebildet waren, sich zeigte. Fichte scheint sie indeß in den letzten Jahrzehnden seines Aufenthalts in Berlin abgelegt und sich so ganz den Grad hoher Achtung erworben zu haben, den er in so mancher Rücksicht verdiente.

Sein Charakter erschien mir in Einem Punkte völlig der Gegensatz von Seume's Charakter. Wie dieser mehr Stärke als Kraft, besaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume fast Nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerschütterlich festhielt und keinem fremden Einflusse offen stand, unternahm Fichte Mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerstand fand, leicht auf, ging nicht selten zum Entgegengesetzten über, und gestattete untergeordneten Geistern, ihn zu lenken. Als er Professor zu Jena wurde, was seine erste Anstellung war, so viel ich weiß, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studenten-Orden vernichten, sprach heftig gegen sie und bemühte sich, officiële Maaßregeln gegen sie zu veranlassen. Studenten warfen ihm die



Fenster ein, versuchten in's Haus zu brechen und drohten, in der nächsten Nacht wieder zu kommen und Alles im Hause zu zerstören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Pistolen durchwachen, rief indeß doch die Hülfe des Senats auf, der strenge Sicherheitsanstalten traf. Seitdem gab er seinen Plan auf und selbst so ganz seinen Wunsch, den Gesetzgeber der Studenten zu spielen, daß er bald auf einem freundlich-gemüthlichen Fuße mit ihnen stand, auch mit den bekannten Seniores ihrer Orden. — In seiner Wissenschaftslehre und seinen Vorträgen kam Vieles vor, was gegen die Lehrsätze der Religion, oder doch der Kirche zu streiten schien. Der Superintendent und das Consistorium zu — Dresden klagte darüber bei der Oberbehörde, und diese konnte doch, geschah es auch nur Anstands halber, nicht umhin, ein ernstes Abmahnungsschreiben, obgleich in schonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu lassen, er möge sich solcher Aeußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu stolzes Selbstgefühl und eine zu hohe Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit an der Universität, um den Schritt der Nutritoren nicht als eine Beleidigung anzusehn. Statt durch eine ruhige Erklärung, daß es nicht seine

Absicht sey, die Religion herabzusetzen, und daß er sich bemühen wolle, solchem Mißverständnisse sorgfamer auszuweichen, womit man sich ohne Zweifel würde begnügt haben, — denn der Schritt des Dresdner Consistoriums hatte am Weimarer Hofe selbst großes Mißvergnügen erregt, — antwortete er trotzig: wolle man ihm Verweise ertheilen und die Lehr-Freiheit beschränken, so sähe er sich genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, und mehrere Professoren würden ihm folgen, zum großen Nachtheile der Universität.

Jetzt fand die Oberbehörde, sie sey es ihrer Ehre schuldig, ihm wirklich die Entlassung zu ertheilen, mit deren Forderung er gedrohet hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, sah sich plötzlich aus dem Wirkungskreise verstoßen, den er so lange gesucht und in dem er sich so wichtig, ja, unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungsorgen bloß gestellt. Was das Schlimmste war, der Anlaß dazu schien wenigstens der Art, daß seine Anstellung auf einer andern Universität dadurch erschwert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun gethan, damit jene Entlassung zurück genommen werde, und da diese vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzuthun suchte, der Sinn der Wis-



senschaftslehre stimme völlig überein mit der Christlichen Religion, ja sogar Gedichte schrieb, im Style der altfränkischen Tieck'schen Manier, die fromm aus-sahen. \*) In Berlin fand er glücklicherweise Viele, selbst unter den höchsten Beamten, die, wenn sie ihn auch nicht für sehr religiös hielten, doch seinen Scharfsinn und seine Talente zum akademischen Lehrer ge-bührend schätzten. Sie interessirten sich für die Vorlesungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach

\*) Sie bewiesen nur, daß der tiefe Denker keinen Beruf zum Dichten habe, und klangen gar ergötzlich. Mir schwebt ein Fragment eines derselben im Gedächtniß und ich will es hersetzen, als Beleg zu dem, was ich über sie sagte:

Niemals erquickender,

Niemals entzückender

Phöbus sich wies,

Als da erfunden ward,

Als da ward offenbart

Das Paradiese.

-----

-----

Lebensbaum Jesus ist,

Unser Herr Jesus Christ!

Geh'n wir in Garten! —

Diese merkwürdige Verwirrung eines sonst so ausgezeichneten Kopfes wurde in einem poetischen Taschenbuche gedruckt.

einigen Jahren eine neue Professur in Erlangen und später in Berlin selbst.

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren sehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hospitiren, stieg Abends um 7 Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf, in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beisammen fand. Mir schien sein Vortrag noch dunkler, als seine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er seine Entlassung erhalten hatte, besuchte er mich in Berlin, und schien mich zur öffentlichen Theilnahme für seine Angelegenheit anwerben zu wollen. Das setzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er sehr unrecht gethan, der Oberbehörde trozig zu antworten, und noch mehr, indem er später durch Sophismen in sein System hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Ueber das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der so eben ausgegeben wurde, gescherzt. Ich hatte nämlich von einer Philosophie gesprochen, die damit geprunket, „sine dis animosus infans zu seyn, aber so bald die Theologie gescholten, befehrt die Hände gefaltet habe.“ Ich mochte Fichte's Besuch nicht erwiedern, und er mußte



später meinen Scherz erfahren und sehr übel genommen haben, denn er schimpfte in mehrern Schriften, als Bundesgenosse der Schlegel'schen Schule, auf mich.

Schon früher hatte mich seine Angelegenheit in Anspruch genommen, glücklicherweise aber nur kurz und mit gutem Ausgange.

Die Herdern ließ mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich sollte sie besuchen. Sie führte mich, so bald ich kam, in ihr Kabinet, und theilte mir eine Besorgniß mit, die ihr Thränen in die Augen brachte. Aus Freundschaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, daß man den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza,“ eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäußert hatte. Welch' ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vice-Präsident des Ober-Consistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus vertheidigen mußte! Noch dazu war

es ihm, schon weil ruhiges Polemisiren nicht zu seinem Character paßte, wahrscheinlich nicht leicht gewesen.

Helfen Sie! sagte die Herdern; helfen Sie, wenn Sie können!

Ich! Der Gedanke schien mir anfangs sehr sonderbar; nach einigem Nachdenken versprach ich indeß, ihr am andern Tage um dieselbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am andern Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und sehr gedrungnem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, starkknochigem Gesicht, dessen Auge mit großer Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschafts-Complimenten brachte ich das Gespräch auf Fichte, dem man, sagte ich, sofern das Zeitalter es erlaube, Vanini's und Wolf's glorreiches Märtyrertum bereite. Schelling ging mit Wohlgefallen auf diese Ansicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieselben gerathen. Ich



versicherte ihn, Herder sey an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. „Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so Etwas nicht einzulassen.“ Nun fragt' ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhasste Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; daß es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdrießlichkeiten, vielleicht in's Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das größte Gewicht, ohne Fichten einigen Vortheil zu bringen. Ich stellte die Sache so, daß sie als das erschiene, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, daß er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich in das Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir

ein hoher Genuß. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab' ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte. —

Ueber Schelling's literarischen Gang und seine Naturphilosophie weiß ich den Lesern Nichts zu sagen; sie sind mir fremd geblieben. Ich glaube indeß, die Rechtlichkeit, mit welcher er seinen gut ersonnenen Plan aufgab, so bald er auf die allzu nachtheiligen Folgen desselben für — einen Gegner aufmerksam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er sein Wort erfüllte, ist so ehrenvoll, als die scharffinnigste Hypothese. Ich halte ihn für einen sehr wackern, edlen Mann. Das ist ein Lob, das gerade nicht jedem berühmten Schriftsteller ertheilt werden kann.

— Wie es zugeht, ist mir niemals recht klar geworden, aber Fichte's Vorhersagung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meisten berühmten Männer, welche den Glanz der Universität zu Jena gebildet hatten, verließen es in den nächsten Jahren, so bald sich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Niethammer, sogar Schüz, und mit ihm die allgemeine



Literatur-Zeitung. — Freundschaft für Fichte kann sie nicht dazu bewogen haben, ob sie gleich Alle ihn schätzten. Mißmuth über sein Schicksal, das ihren Standesgeist kränkte, konnte wohl dazu mitwirken, aber nicht die Hauptursache seyn. Wahrscheinlicher war es die Abberufung aller Schweizer durch die Zerrüttung ihres Vaterlandes, dann aller Lief- und Esthländer, die den Haupttheil der Studenten, besonders in Rücksicht des Aufwandes, ausmachten, und die Bemühung andrer Regierungen, besonders der Preussischen und Bairischen, ihre Universitäten durch die Berufung berühmter Männer blühender zu machen. Genug — Jena sank.

Zum Schlusse dieses Artikels muß ich eines Vorganges erwähnen, den Herr Lewald in seinen unterhaltenden „Aquarellen“ erzählt, aber wohl besser nicht erzählt hätte, da die Geschichte, dem größten Theile nach, von feindseliger Klatschsucht erfunden scheint. Schon vor drei Jahren bat mich der Hofrath von Roßebue, jetzt Geschäftsträger in Bucharest, ein Sohn des Dichters v. K., die Erzählung zu berichtigen; aber ich fand, trotz meinem eifrigen Bemühen, weder in meinem Gedächtnisse, noch in meinen Notizen, noch auch im Freimüthigen Data, diesem Vertrauen zu

entsprechen. Hier will ich meine Ansicht desselben geben, und muß es wohl, da man auch mich darein verwickelt hat.

Die Aquarellen erzählen, als der Dichter v. K. einmal zu Königsberg in's Theater gekommen, hätten Studenten ihn mit einem beleidigenden Tumulte empfangen und selbst mit Stöcken an seine Loge geschlagen, so daß er sich entfernen müssen. Möglich ist das wohl. Fichte selbst machte ja, wie oben erzählt wurde, eine ähnliche Erfahrung darüber, wie weit Studenten in ihrer jugendlichen Aufregung gehen können; und K. hatte sehr viele Feinde, so viele, daß ich zwanzig Jahre vor seiner Ermordung seine Mutter öfter mit Unwillen über seine Streitigkeiten aufrufen hörte: „Der August stirbt gewiß keines natürlichen Todes!“ Wenn aber die Aquarellen sagen, dieser Tumult sey aus Ergebenheit und Theilnahme für Fichte entsprungen, so scheint mir das unglaublich. Ich wenigstens habe 1806, also bald nach jenem angeblichen Lärmen, in Königsberg bei den Studenten keine Spur von Enthusiasmus für den auch dort anwesenden Fichte \*) bemerkt. — Als

\*) Er war dorthin geflohen, hieß es, wegen dessen, was er in Merkel Denkiv. II.



Anlaß des öffentlich geäußerten Unwillens wird angegeben:

Fichte habe in Berlin ein philosophisches Collegium gelesen, und K. sey auch unter den Zuhörern gewesen. (Ja! dessen erinnere ich mich.) In der ersten Stunde habe F. den Versammelten es zur Pflicht gemacht, sich aller beurtheilenden Aeußerungen über seine Vorträge zu enthalten, bis er sie geschlossen. Wer sich dazu nicht verbindlich mache, den ersuche er, sich zurück zu ziehen. (Das ist allerdings in F.'s Charakter. Ich glaub' es, ob ich mich gleich dessen nicht erinnere. Aber hatte er ein Recht zu dieser Forderung, da er sie nicht in seiner Ankündigung gethan, sondern ohne sie Subscription u. s. w. angenommen hatte?) Alle Anwesende hätten, ich weiß nicht mehr, ob schweigend oder ausdrücklich, die Bedingung angenommen; gleichwohl sey einige Tage nachher ein spöttischer Aufsatz über F.'s Vorlesungen anonym in einer Zeitschrift erschienen. In der nächsten Vorlesung habe sich F. darüber beschwert und deutlich zu verstehn gegeben, er halte K. für den Verfasser, doch dieser hab' es bethuernd abgelehnt und

seiner vor zwölf Jahren erschienenen Schrift „Ueber die Französische Revolution“ geschrieben.

geäußert, der Aufsatz könne ja von mir seyn. In der nächstfolgenden Vorlesung indeß habe F. geradezu K. dessen beschuldigt, und da er wieder bethuernd gelegnet, ein Billet von mir vorgelesen und herumgezeigt, worin ich erklärte, der Aufsatz sey mir von K. zum Abdrucke zugesandt, — der hierauf beschämt fortgegangen sey.

Diese letzte Anführung drückt der ganzen Erzählung in meinen Augen den Stempel der Unwahrheit auf. Nie hab' ich in meinem Leben an Fichte geschrieben, und was in aller Welt hätte mich wohl bewegen können, ihm, meinem offenem Feinde, einen Freund zu verrathen, der anonym bleiben wollte? Das Gesetz, die Anonymität so lange als möglich nicht zu verletzen, ist mir immer so unverbrüchlich gewesen, daß ich es 1817 sogar ablehnte, als die Königlich Bairische Regierung mich bei der Preussischen verklagte und der Staatskanzler Fürst Hardenberg in einem direkten Schreiben mich aufforderte, den Verfasser gewisser Correspondenz-Artikel anzugeben. — Die Verhandlung darüber zeigt die Humanität des Fürsten, auch gegen einen Fehlenden, der ich doch wohl, obgleich bona fide, war, in einem so schönen Lichte, daß — man Aktenstücke darüber im Anhange findet.



Der berühmte Philolog Schüz und die Allgemeine  
Literatur - Zeitung.

Zu den berühmtesten Gelehrten Jena's gehörte, und ohne Widerrede der Vielseitigste und Einflußreichste unter ihnen war Schüz. Von seiner philologischen Gelehrsamkeit sprachen selbst Wolf und der alte Voß, Uebersetzer des Homer's, Virgil's u. s. w., mit großer Achtung; aber er war auch zugleich, wie Wolf, ein witziger Kopf, ein philosophischer Denker und was Jener nicht war, ein gewandter literarischer Geschäftsmann, in den Lebensverhältnissen entschlossen und fest. Er soll in seinem Hause nicht glücklich gewesen seyn; aber man behauptete und führte Vorgänge als Beweise an, daß er nicht betrogen werde, sondern nur mit Verachtung übersehe, was er nicht verhindern konnte. Da sein Sohn als Student einem Colleggen seines Vaters eine Kagenmusik gebracht und die Fenster eingeworfen hatte, sagte Schüz zu ihm: „Wenn du noch Knabenstreiche machst, gehörst du nicht auf die Universität!“ und schickte ihn auf ein Jahr zurück in's Gymnasium zu Gotha.

So erzählte man, und diese und ähnliche Züge neben der Rhadamanthus-Rolle, die man ihm in der

Literatur beilegte, spannte meine Erwartung auf seine persönliche Erscheinung, die ich mir sehr stattlich und imponirend dachte. Ich fand mich sehr getäuscht, als mich, ich weiß nicht mehr, welcher Anlaß, zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartete, sah ich eine abgewerkte, mühselige Gestalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen schalkhafter Strahl in diesem und einige Raschheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geist seiner Reden entsprachen einigermaßen der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug Alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der sich, nach einem sehr entsprechenden Ausdrücke, den ich einmal hörte, am Pulte versessen hat. Selbst sein Gang zeugte von gelehrter Vernachlässigung; er trat immer zuerst mit den Hacken auf. Daß ich dergleichen Kleinigkeiten bemerkte, mag darthun, welchen Antheil mir der ausgezeichnete Mann einflößte. Sein Gespräch war lebhaft und voll witziger Gedanken, und bewies seine große Gelehrsamkeit nicht nur, sondern was sehr viel mehr ist, seinen durchdringenden Verstand; aber auch hier blickte eine gewisse Vernutzung durch, nämlich des Gemüths. Er hatte eine Welt von Gedanken und Gegenständen geprüft,



erwogen und bei ihnen gefühlt, es gebe nichts Neues für ihn, das ihn lebhaft interessiren könnte.

Er nahm mich sehr freundlich auf, ludete mich ein paarmal zu Gaste, wo es, ein Verdienst seiner geschmackvollen Gattin, fast so elegant zugeing, wie bei Eder, und auch als ich Weimar verlassen hatte, gab er mir mehr, als einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung. So war z. B. während meines Aufenthalts in Kopenhagen für das Intelligenz-Blatt der Literatur-Zeitung ein sehr verfänglicher Angriff auf mich aus Viesland eingekandt worden, und zwar in der Form von Fragen, bei denen ein Termin zur Beantwortung festgesetzt war, den ich in meiner großen Entfernung nicht hätte beobachten können. Schüz legte ihn bei Seite, bis ich wieder in Weimar eingetroffen war. Nun wurde er gedruckt und geziemend schnell zurückgewiesen.

Späterhin ließ er mich durch Böttiger auffordern, an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Theil zu nehmen, und sandte mir dazu Seume's Gedichte. Ich schrieb wirklich eine Beurtheilung, schickte sie aber, wie ich auch Böttiger sagte, mit der Ueberzeugung ob, daß sie nicht werde gebraucht werden, wie auch geschah. Mir hat immer die Gefügigkeit gefehlt,

mich einem fremden Charakter anzuschmiegen, und der damalige der Literatur-Zeitungen war mir sehr fremd und mißfiel mir. Später, da ich als ein Gegner dieses Charakters, in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer,“ in „Ernst und Scherz“ und im „Freimüthigen“ auftrat und unter meiner eignen Fahne socht, war ich mehr an meinem Plaze.

Der Universität leistete Schüz damals als Professor sehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er sehr spät ein einziges Collegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaub' ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorlesung erklärte er, seiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe Aufopferung, wenn Alle, die subscribirten, auch bezahlt hatten. Es waren über hundert und funfzig Zuhörer, und das bescheidene Honorar betrug doch 3 Laubthaler. Dies Abbrechen wurde allgemein bedauert, und ich that es gleichfalls. Schüz las so geistvoll und die Aufmerksamkeit fesselnd, wie Platner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen bessern Dozenten gehört. Nur Wolf mochte ihn übertreffen.



Schüz litt wirklich oft an hartnäckigen Beschwerden, wohl auch Folgen seines Sitzens beim Studiren und Schreiben; aber das Haupthinderniß seiner Vorlesungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaction ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieses viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens zu rechter Zeit. Wer diesen zuerst gehabt, ob Bertuch oder Schüz, weiß ich nicht; aber die Verbindung gerade dieser beiden Männer zu seiner Ausführung sicherte zum Voraus das Gelingen.

Am meisten wirkte zu ihrem Vortheil der damalige Zustand der Kritik in Deutschland. Es gab fast nur zwei kritische Zeitschriften von Ruf, welche die neuere Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Universität und zuerst vom großen Haller unterstützt oder vielmehr geleitet, hatten sich in würdigem Ansehn erhalten, und gaben noch immer sehr werthvolle Beurtheilungen in anständigem Tone; aber ihre wöchentlich erscheinenden Bogen in klein Octav waren viel zu eng, um ihre Leistungen weiter, als auf die wichtigsten Erscheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die All-

gemeine Deutsche Bibliothek, von Friedrich Nicolai zu Berlin gestiftet, redigirt und verlegt, umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rücksicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändlerischen Speculation. Sie sprach nur von solchen Schriften, die in Deutschland verlegt wurden; denn nur solche pflegten auf der Leipziger Messe zu erscheinen und verrechnet zu werden. Ihr Aeußeres, enge deutsche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend, und bewies zu deutlich, daß sie auf hohen Geldgewinn berechnet werde. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war nach dem Maassstabe zugeschnitten, der in der Mitte des Jahrhunderts gegolten hatte, und zu gering, um zu thätiger Theilnahme anzulocken und dafür zu entschädigen.

Ihr größtes Gebrechen war aber der einseitige, enge Sinn, in dem sie redigirt wurde. Nicolai, ein wohl unterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philosophischer Kopf, hielt sich gleichwohl für beides, weil einst Lessing und Mendelssohn seine Freunde gewesen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil sich, aus Mangel eines bessern Mittelpunktes, gute Köpfe ihm und seiner



Bibliothek angeschlossen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieser mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung der Wissenschaften und der Literatur sinken. Da er dieser Fortbildung bald nicht mehr folgen konnte, versielen er und die meisten seiner mit ihm gealterten Freunde in die Altersschwachheit, die Höhe, auf der sie standen, für den Gipfel des Wissens und Leistens anzusehn. Er suchte Stillstand zu gebieten, feindete Alles Neue mit vornehmer Tone an, — und zog sich bald vielfachen Spott zu.

Außer diesen beiden kritischen Schriften waren noch in Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städten, wo etwa ein geistvoller, mitunter auch ein geistloser Schriftsteller und ein Buchhändler einen Unternehmungsgeist besaßen, sogenannte gelehrte Zeitungen entstanden, und vegetirten eine kürzere oder längere Zeit, ohne viel beachtet zu werden. Selbst manche politische Zeitungen lieferten Recensionen. Alles dieses deutete nur das Bedürfniß eines gut organisirten kritischen Institutes an, ohne es zu befriedigen, und war verdunkelt, so wie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändlerischen, sondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte er die gesammte Literatur aller gebildeten Nationen und übernahm so die Fortschritte aller Wissenschaften zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und schnell Nachricht gab; denn täglich sollte ein halber Bogen in Quart erscheinen. An die Spitze jedes Faches stellte er einen berühmten Gelehrten desselben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Aeußerung ihrer Ansichten geschehen solle; es sollten nöthigenfalls mehrere Beurtheilungen desselben Gegenstandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Thaler im Golde für den Bogen, und selbst das durch seine Neuheit imponirende Aeußere des Blattes trugen dazu bei, ihm schnell eine Autorität zu verschaffen, vor der sich Alles beugte. Der größte Philosoph des Zeitalters Kant, eröffnete es durch die Beurtheilung des am meisten bewunderten Werkes der Zeit, der berühmten „Ideen“ Herder's, leider, indem er sie herabsetzte. — Zum Sitz der Haupt-Redaction wurde ein eignes großes Haus außerhalb Jena erbaut, in dem Schütz



wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern nur kurzweg „die Literatur“ hieß.

Die bei der Allgemeinen Literatur-Zeitung zum Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutschland jener Zeit großartig und einsichtsvoll, und eben so sehr die erste Ausführung derselben, bei der überall die Unterstützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wissenschaften ehrenden Fürsten und seines weisen Ministers, des Geheimen Rath Boigt, durchblickte. Dieser war eigentlich die Seele der Verwaltung des kleinen Staates, und berechnete mit eben so hellem, als edlem Sinne die Vortheile desselben. Göthe war in dieser Rücksicht fast nur, wie ich ihn in Weimar selbst einmal nennen hörte, Paradenminister.

Die Wirkungen, welche die Literatur-Zeitung anfangs that, waren entscheidend, groß und wohltätig. Durch sie erst gewann die Deutsche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptstädte und Residenzen Deutschlands zu geben vermochte, einen bestimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei andern Nationen; und diese Wirkungen waren dauernd und wuchsen fort, als das Blatt schon im Sinken war. Als ich nach Deutschland

kam, war dieses Sinken sehr bemerklich und die Ursache in der Stille anerkannt.

Schüz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange im Stande, der ungeheuren Arbeit der Redaction, neben den Geschäften seiner Professur, zu genügen. Er fühlte sich erschöpft und mußte Gehülfen suchen, nicht bloß für den geschäftlichen Theil, solche waren nicht gefährlich, sondern auch für den geistigen, für das Denken; — hier aber mußte Jedem Spielraum gelassen werden, sich und seine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachtheilig werden und ward es. Schüz's Wahl fiel auf junge Männer von Gelehrsamkeit und Geist; aber ihr Geist und ihre Zwecke waren nicht die ursprünglichen des Instituts, und so verfälschten sie seinen Charakter und führten es auf Abwege. Einer der frühesten Gehülfen war Reinhold, ein ehemaliger Mönch, der in Wielands Hause Aufnahme fand und sein Schwiegersohn wurde. Dazu mußte er sich ein Fach der Gelehrsamkeit wählen, und sich schnell darin so sehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verschaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritische Philosophie, studirte sie mit großem, aber, nach dem Urtheil von anderen Kantianern und



von Fichte, nicht mit dem glücklichsten Eifer, ließ ein Paar Schriften und Recensionen in ihrem Geiste drucken und fand nun als Professor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heirathen erlaubte. Diese hatte in ihrer ersten Nummer selbst die Fahne der Kantischen Philosophie aufgesteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold sie nun überall einflocht, sie als das Höchste behandelte, schien jetzt nur Consequenz und Kantische Principien wurden, da andere Recensenten den Charakter des Blattes darin zu sehn glaubten, gleichsam die Livrée der Kritiker. Man hat mich ganz ernsthaft versichert, daß sogar Kochbücher und Operntexte nach jenen Principien beurtheilt worden, — was indeß auf sich beruhen mag. Das ist gewiß, daß pedantische Spitzfinderei, die sich für Gründlichkeit ausgab, sich allmählig in der Zeitung festsetzte, und ihren anderweitigen Vorzügen großen Eintrag that. Reinhold wurde durch eine einträgliche Professur nach Kiel entfernt, aber der schwerfällige Charakter des Blattes war stehend geworden. Neue Helfer bei der Redaction brachten neue fremdartige Schattirungen desselben hinein, da Jedem das Wichtigste war, sich geltend zu machen.

Als ich nach Jena kam, führten ein Paar junge Männer das große Wort darin, deren Dünkel und verletzende, Nichts schonende Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte, und Schüz, den selber sie bei Seite zu schieben anfangen, endlich zwangen, sie von aller ferneren Mitarbeit geradezu auszuschließen. Sie wurden jetzt Feinde. Das that der Zeitung keinen Schaden; wohl aber daß sie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die sich nicht mit ihr messen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es ihr nachtheilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literarischen Geist in Deutschland zu lebendiger Thätigkeit aufgeregt, und diese war nun unermüdlich darin, neue Formen zu schaffen, durch welche ihre Form allmählig antiquirt wurde. Endlich ging sie in zwei, ein Livonism, der eigentlich und besonders hier richtiger ist, als das gebräuchliche Wort entzwei. Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schüz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe seiner allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; sein bisheriger Hauptgehülfe Eichstädt, unterstützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortsetzung derselben erscheinen, die den bisherigen Titel: Jena'sche allgemeine Lite-



ratur-Zeitung führte, und der Göthe und Schiller ihre Theilnahme zusicherten. Dem Publikum blieb es überlassen, welche es für die echte Fortsetzung ansehn wolle. Ich glaube, es ist noch nicht darüber auf dem Reinen.

Sollte sie auch in beiden Gestalten untergehen, ihr hohes Verdienst um die Deutsche Literatur, also um Deutschland selbst, kann ohne die entschiedenste Ungerechtigkeit nie vergessen werden.

#### Der Chemiker A. N. Scherer.

Loder war nicht der einzige Landsmann, den ich unter den akademischen Lehrern in Jena fand; auch Scherer gehörte schon zu ihnen. Freilich aber war die Lage Beider sehr verschieden. Loder genoß in großem und für Jena glänzendem Wohlseyn seines alten Ruhmes, der achtungsvollsten Auszeichnung selbst von Seiten des Hofes, und eines bedeutenden Vermögens. Sein Weg zu diesem Punkte war fast durch lauter glückliche Situationen und Wechsel gegangen. Scherer hatte sich aus drückender Dürftigkeit hervordrängen müssen, und kämpfte noch mit ihr.

Verwandte zu Riga, die selbst nicht reich, nur wohlhabend waren, hatten auch ihn, — wie die Brüder P — au, mit dem Auftrage nach Jena gesandt, Theologie zu studiren, und er, wie die Ebengenannten, hatte es vorgezogen, seiner Vorliebe für eine andere Wissenschaft zu folgen, doch klüger wie sie, hatte er es wirklich mit angestrengtem Fleiße gethan. Das setzte ihn in den Stand, als die heimatlichen Unterstützungen aufhörten, einen bestimmten Weg einzuschlagen, den er mit Muth und Beharrlichkeit ging. Er fand Mittel, im 23sten Jahre die philosophische Doctorwürde zu erlangen, arbeitete ein Paar Werke aus, („Versuch einer populären Chemie“ und „Grundzüge der neuern chemischen Theorie,“) die entschiedenen Beifall erwarben und hielt Vorlesungen, die von den jungen Freunden, zu deren Zirkel er so eben noch gehört hatte, so stark besucht wurden, daß es bei seinem alten Lehrer, der sich in mehreren Rücksichten von ihm überboten fühlte, collegialischen Verdruß erregte. Ein Paar Jahre später ließ der Herzog ihn, wie einst Loder, für seine Kosten eine Reise nach England machen, mit dem Plane, seine Kenntnisse für die Fabriken und den Bergbau in seinem Lande zu benutzen. Sein weiterer Lebensgang gehört nicht hierher.



In Riga hatte ich Scherer nur ein paarmal flüchtig gesehen, kaum gesprochen. In Jena besuchte ich den schon berühmt werdenden Landsmann. Ich freuete mich des lebhaften Eifers, mit dem ich ihn für seine Wissenschaft thätig sah, in literarischen Arbeiten, in der Vorbereitung zu seinem Collegium und mit Experimenten, denen auch Alexander von Humboldt seine Aufmerksamkeit schenkte. Ich sah ihn indeß nur selten. Erst in Weimar, wo er das Zutrauen hatte, mich um Aufnahme in meine Wohnung zu bitten, lernten wir uns näher kennen. Wir trafen später bei einer Fußreise auf dem Brocken, dann in Berlin, endlich in Petersburg zusammen, immer nur auf kurze Zeit, aber immer mit den freundschaftlichsten Gesinnungen.

Als ich 1824 die Nachricht von seinem Tode erhielt, belustigte es mich, trotz meinem Bedauern, in seinem Nekrolog einen Abschnitt aus meinem kleinen Romane: „Eine Reisegeschichte. Ein Halbroman vom Verfasser der Rückkehr in's Vaterland,“ als einen Beitrag zu seiner Biographie angeführt zu sehen. Der Abschnitt, wie alle die kleinen Abenteuer, die in dem Buche erzählt werden, ist eine romantische Fiction, aus der Nichts auf Scherer paßt, als daß

wir, nach vorhergegangener Abrede, in Wernigerode zusammentrafen, um den Harz zu durchwandern und daß er von dort aus nach England ging. Jene Deutung erinnert mich daran, daß die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ mir ganz ernstlich vorwarf, in dem Buche meine Reiseroute nicht angegeben zu haben. Man hätte eben so gut eine Topographie des Feenreichs fordern können.

Scherer's Vortrag lernte ich nicht kennen. Hätte ich einmal bei ihm hospitiert, so wär' es undelikat gewesen, nicht den ganzen Cursus mitzumachen; aber ich hatte schon in Leipzig bei dem nicht unberühmten Eschenbach Chemie gehört, ohne daß sie mich anzog, und meine Zeit war mir kostbar.

### Meine Uebersiedelung nach Weimar.

Ich hatte einen langweiligen und mühseligen Winter in Jena verbracht, theils mit Collegien und Studien über Medicin, theils mit Ausarbeitung der Schrift: „Hume und Rousseau über den Urvertrag, nebst einer Abhandlung über Leibeigenheit.“ Ich fühlte das Bedürfniß, eine andre Umgebung zu suchen,



als die halb pedantische, halb rohe Spießbürgerlichkeit Jena's. Nach Weimar war ich oft an Sonnenenden hinüber gefahren, hatte dort das Theater besucht, in einem Gasthose zu Abend gegessen und war dann in der Nacht wieder zurückgefahren. Das zu thun war ein gewöhnliches Vergnügen der Studenten, wozu drei oder vier eine bedeckte Kalesche mieteten. Die Stadt oder einen ihrer berühmten und unberühmten Bewohner hatte ich dabei nicht kennen gelernt, aber was ich von der erstern gesehen, stach so vortheilhaft von Jena ab, daß ich schon fast entschlossen war, hinüber zu ziehn, als ein Zufall es entschied. Ich hatte im Schauspiel neben einem etwa sechzehnjährigen Mädchen gegessen, dessen schönes Auge mich bewog, sie anzureden. Sie antwortete schüchtern, aber verständig, und ich unterhielt mich in den Zwischenacten viel mit ihr. Beim Hinausgehen bemerkten Bojanus und ich, daß sie allein vor der Thüre stehn blieb und sich mit einiger Ungestlichkeit umsah. Ich redete sie an. Sie klagte, zwei ihrer Freundinnen, mit denen sie in's Schauspiel gekommen war, die aber nur in einiger Entfernung von ihr Sitze gefunden, wären nicht zu erblicken, und — es wären viele Studenten nach Weimar herüber

gekommen. Ich bot ihr meinen Arm, sie nach Hause zu begleiten. Sie hatte es eben nach einigem Zögern angenommen, als ihre Freundinnen sich herbeifanden; Bojanus reichte einer von diesen den Arm und wir wanderten so durch die Stadt, in die jenseitige Vorstadt bis zu einem hohen, sehr gut aussehenden Hause. Ich hatte unterwegs erzählt, daß ich nach Weimar ziehen wolle, und sie, ohne Arg wie sich das auslegen ließe, die Bemerkung hingeworfen, daß in dem Hause, in dem sie mit ihren Aeltern wohne, ein Paar hübsche Wohnungen leer ständen. Statt uns nun bei der Hausthüre zu verabschieden, ging ich mit Bojanus zum Wirth, einem geschickten Instrumentmacher, wie ich nachher erfuhr, und ließen uns die Zimmer zeigen. Sie waren geräumig, hell, und gaben eine Aussicht in's freie Feld, — wie ich glaubte, aber es war der Kirchhof, auf den man sah. — Das Ameublement war gefällig, der Preis nicht hoch; ich schloß auf der Stelle einen Contract ab und gab ein Handgeld. Beim Weggehen neckte Bojanus mich mit der Bemerkung, die reizende Nachbarin habe meinen Entschluß so schnell bestimmt. Aber dem war nicht so; die von meinem Jenaer Stübchen so sehr abstechende Bequemlichkeit und Zierlichkeit der Zimmer



hatten mich angezogen. Das Frauenzimmerchen war noch halb Kind und, wie ich bald fand, die Bildung seiner Familie nicht von der Art, daß ihr Umgang mir gefallen konnte. Ich habe während der vier oder fünf Monate, die ich in dem Hause wohnte, das Mädchen kaum anders, als zufällig, im gesellschaftlichen Vorhause gesprochen. Sie reiste schon im Sommer nach Halle zu ihrem Schwager, dem Musikdirector Z., einem geschägten Componisten, und heirathete ein Jahr später einen dortigen akademischen Beamten, der wenigstens anderthalbmal älter war, als sie. Er wurde nach Potsdam versetzt. Als ich den Sommer 1800 dort zubrachte, besuchte ich sie, und fand sie allein an der Wiege ihres ersten Kindes sitzend. Sie war eine sehr schöne Frau geworden. Ich machte ihr ein Compliment darüber, und erwähnte dabei, wie reizend sie schon in Weimar gewesen. „Ach, antwortete sie, Sie haben mich doch nicht geliebt, sonst hätten Sie mich nicht, und sogar ohne Abschied, allein mit — nach Halle reisen lassen.“ Ich erinnerte sie, daß ich den Abend vor ihrer Abreise zu Herder gebeten und spät nach Hause gekommen, sie aber sehr früh abgereist sey. Sie meinte, ich hätte die Einladung gar nicht annehmen, und

auch früh aufstehen sollen. Das überraschte mich so sehr, daß ich ziemlich unziert fragte: Hab' ich denn jemals gesagt, daß ich Sie liebte? „Nein! erwiederte sie; aber ich glaubte es doch.“ Von einem naiven Geständnisse zum andern, kam es so weit, daß ich errathen konnte, bei jener Reise, so wie bei einem frühern Vorgange, der mir aufgefallen war, habe sie darauf gerechnet, mich zu beunruhigen und zu einer Erklärung zu bringen. Und ihr Hauptreiz war in meinen Augen ihre fast kindliche, unbefangene Anspruchslosigkeit gewesen! — Ich versicherte die Dame, so artig ich konnte und mit einem pflichtmäßig dazu gehörenden Seufzer, wenn ich in der Lage gewesen, zu heirathen, hätte es solcher Antriebe nicht bedurft, meine Bewerbung zu bewirken, und — empfahl mich. Gewiß ist's indeß, wären die Freundinnen des jungen Frauenzimmers mit den schönen Augen beim Austritt aus dem Schauspielhause näher zur Hand gewesen, unser beiderseitiger Lebensgang hätte eine ganz andere Richtung genommen. Was folgt daraus? — Was zu schließen man eben aufgelegt ist, oder — Nichts. Ich wäre auf andere Weise nach Weimar gezogen, oder gar nicht.



## Ansichten von Weimar.

„Gar nicht nach Weimar gezogen? Nach dem hochberühmten Weimar, das so viel große Männer, — mit Erlaubniß! Dichter! — enthielt; dem belletristischen Glanzpunkte Deutschlands, dessen Ruhm fast alle gelehrte und gebildete Ausländer, die nach Deutschland kamen, anzog, es zu besuchen nicht nur, sondern zum Theil sich dort anzusiedeln!“ — — Das aber, setz' ich hinzu, wie es mir schon damals schien und ich später fand, für das Leben alle Inconvenienzen einer kleinen Stadt besaß, ohne die Annehmlichkeiten einer solchen; das Ansprüche des großstädtischen Tones machte, ohne die Hülfsmittel einer großen Stadt darzubieten; das endlich den Zwang einer Residenz, und zwar einer so kleinen, auslegte, daß man sich immer unter den Augen des Hofes fühlte, ohne durch die Herrlichkeiten und die Aussichten eines solchen entschädigt zu werden. Um Alles zu sagen: ich theilte das Gefühl jener Deutschen Patrioten, die das literarische Gewicht und die Bedeutung der kleinen Landstadt nur mit geheimem Schmerz und Aerger betrachteten, als die Usurpation der Rechte

einer allgemeinen Hauptstadt Deutschlands, (die freilich nirgend vorhanden war,) und als ein Krankheits-Symptom seiner Zersüffelung und nationalen Schwäche. Was war denn Frankreich, als der König ohne Reich, René poetischen Gedächtnisses, an seinem kleinen Hofe in der Provence, alle ausgezeichneten Talente und Gelehrte der Franzosen versammeln konnte? — Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte für das gegolten, was es bald nachher zu werden anfang und jetzt ist, ich hätte Weimar acht Tage gesehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrschten noch — dunkle Gewalten, die sogar die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geistigwarm, und ich beschloß, dort zu bleiben, aber nur mir und der Arbeit, zu der ich mich vorbereitete, nämlich der „Vorzeit Vießlands.“ Das Haus, das ich bewohnte, war damals das letzte der Vorstadt, und gewährte mir, wie ich schon auf den ersten Spaziergängen herausfand, die Bequemlichkeit, das Weibich und Tieffurt, den Park und das Schloß Belvedere zu erreichen, ohne daß ich mehr, als die äußersten Gassen der Stadt, berührte. Für meinen Tisch u. s. w. sorgte mein Hauswirth. Ich konnte, glaubte ich, also die Annehmlichkeiten der



Gegend genießen, und zugleich unbemerkt und in abgeschlossener Einsamkeit studiren.

Unbemerkt? — Schon nach zwei Tagen wußte und anekdotelte ganz Weimar von mir, beobachtete und beurtheilte mich, zum Glück nicht unfreundlich. Was die Einsamkeit betraf — der droheten die Jenaer Studenten den Untergang. Es fing an Gewohnheit zu werden, daß frühere Bekannte und selbst mir bisher Unbekannte, von Jenen eingeführt, wenn sie nach Weimar kamen, mich jedesmal besuchten, als alte Kameraden. Ich half mir indeß bald durch ein ähnliches Kunststück, als das in Leipzig geübte. Ich nöthigte die Besuchenden auf's Sopha, setzte mich auf einen Stuhl ihnen gegenüber, sprach von Wind und Wetter, erkundigte mich ernsthaft nach den Collegien, die sie jetzt hörten, erwähnte der gelehrten Arbeit, mit der ich mich beschäftige, — bald erzählte Einer dem Andern: Merkel ist ein Philister geworden! und sie blieben weg. Nur Einer war mir zu lieb, als daß ich seine seltenen Besuche nicht immer mit alter, freundschaftlicher Herzlichkeit aufgenommen hätte, Bojanus. Er verband mit hellem Verstande seine Sitte und einen hohen Grad jener einnehmenden, lebhaften Offenheit, die mir den Rheinländern eigen-

thümlich scheint. Er war es auch, der mich aus meiner abentheuerlichen Einsamkeit hervor zu treten bewog.

### Mein erstes Eintreten in die Gesellschaft zu Weimar.

Ich setzte mein Einsiedlerleben in der Vorstadt von Weimar wirklich zwei Wochen fort, ohne mich um die Celebritäten der berühmten Stadt zu bekümmern. Es fing indeß an, mir allmählig langweilig und drückend zu werden, besonders seit auch meine Entdeckungsreisen in der Umgegend mir keine Ausbeute mehr gaben. Die Anlagen durch Kunst und Aufwand abgerechnet, fand ich sie arm an anziehenden Punkten, und den eigentlich nur kleinen Park durchwanderte ich, nach wenigen Morgen-Promenaden, schon ohne weitere Beachtung. Vorstellungen im Theater gab es jetzt nicht, oder ich besuchte sie doch nicht. Ich stand auf dem Punkte, das interessante Weimar so unbemerkt zu verlassen, als ich hier zu leben glaubte. Bojanus lachte mich aus mit meiner erkünstelten Robinsonade, die er hypochondrisch



nannte, erzählte mir, daß man in Weimar allgemein darüber scherzte und brachte mir zugleich eine Einladung, den Legationsrath und Cabinets-Secretair des Herzogs, Weyland, seinen Gönner und Landsmann, zu besuchen. Er selbst begleitete mich zu ihm und — ich machte eine der anziehendsten Bekanntschaften, deren ich mich erinnere, an dem geistvollen Manne und seiner liebenswürdigen Familie.

Hiermit war meine Eremitenrolle geendigt. Weyland selbst lebte zwar still und war mit Geschäften überhäuft, auch mit literarischen Arbeiten, damals noch anonym, glaube ich; aber er führte mich schon wenige Tage nachher als Gast in den Clubb, der wöchentlich, so viel ich mich erinnere, zusammenkam. Die Versammlung war diesen Abend sehr zahlreich, das heißt, fast ganz Weimar war da, ausgenommen der Hof und die drei literarischen Heroen, Herder, Wieland und Göthe. Uebrigens lernte ich die ganze obere, ästhetische Beamtenwelt mit ihren gleichfalls ästhetischen Familien kennen und den feineren Gesellschaftston Weimars, den sonderbarsten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetische Prosa nennt; der hiesige Ton hätte sehr gut prosaische Poesie genannt werden können.

Er war zusammengesetzt aus Kleinstädtereier, höfischen Rücksichten und literarischer Wichtigthuerei. Die Ereignisse in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten besprochen, und diese als literarische Consequenzen. Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrath Wieland, Geheimen Rath Göthe, Vicepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. Ich flüsterte Weyland zu, diese Titel gemahnten mich bei diesen Männern wie die Deckel, die man um Bücher schlägt, damit sie selbst nicht vernutzt würden. Er lächelte zwar, aber es schien ihn zu verlegen. Eigentlich war jener Gebrauch eine Artigkeit der Sprechenden gegen sich selbst. In der ganzen Gesellschaft war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich denn Jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals schon an in Deutschland allgemein zu werden, daß jeder Schriftsteller mit einem Titel begabt wurde, oder sich begaben ließ, für Geld und gute Worte. Ich betrachtete es daher bald als Lebensregel, besonders bei Schriftstellern: Quilibet praesumitur — Rath, donec pro-



betur contrarium. Ich täuschte mich fast nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr werth war, als das Buch.

In späterer Zeit haben die Universitäten den kleinen fürstlichen Kammern in Deutschland die Titel-Revenue geschmälert. Jetzt muß es unter den Schriftstellern heißen: Quilibet praesumitur Doctor, donec etc., ohne daß das Mißverhältniß zwischen dem Werthe des Deckels und des Buches dadurch feltner geworden ist.

Doch zurück zu meinem Clubb-Abende. Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Ueberraschendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und frisirten Manne mit lebhaften Augen und etwas höflich freundlicher Miene vorstellte, und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Consistorial-Rath — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Aeußern, den ich für einen Krämer ansah, bis Weyland mir sagte, es sey der Legations-Rath Bertuch; dann einem Manne von schlichtem Aussehn, aber geistvollem Blick, dem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, von Einsiedel, schon damals als Schriftsteller geschätzt;

dann einer ganzen Reihe von Räthen, sogar einem Paar Commerciens-Räthen, bei denen er mir aber meistens leise zuschlüstern mußte, was sie geschrieben hätten. Unter den Letzteren fand ich einen mir aus Riga bekannten Namen, und bei näherer Nachfrage zeigte sich's, daß er, obgleich ein geborner Weimaraner, doch ehemals in Riga etablirt gewesen. Bei ihm hatte Weyland den Commerciens-Rath anticipirt, und konnte mir nicht sagen, was er geschrieben habe. Ich freute mich darüber, aber später erfuhr ich, daß er doch Correspondent und Mitarbeiter eines Handelsblattes war.

Nach den Räthen kamen, wie wir so durch die Gesellschaft hingingen, die Rätthinne an die Reihe. Auch bei diesen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und Manche, bei denen dies nicht geschehen konnte, hatten doch eine andre literarische Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legations-Rätthin von sehr verständigem und entschiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernste Karten spielte, die Mutter des Dichters Kogebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch noch wohlaussehende, durch ihre Lebhaftigkeit interessante Kammer-Rätthin,



sogar die Schwester von — Werther's Lotte. Bei Jener fiel mir oft ein, daß sie, hätte sie in Frankfurt a. M. gelebt, gewiß mir der „Frau Rath Göthe“, wie ein bekanntes „Kind“ sie nennt, in so arge Fehde gerathen wäre, als die Söhne Beider. Die Zweite fand ich bei näherer Bekanntschaft als Gattin, als Mutter und in der Gesellschaft sehr achtungs- und liebenswürdig.

#### Beitrag zur Schriftsteller = Statistik.

Nach einer Berechnung von W. Menzel giebt es jetzt in Deutschland etwa funfzigtausend Individuen, die ein Buch schrieben. Bei einer hochgebildeten Nation von — Oestreichs Deutsche Provinzen mitgerechnet — dreißig und einigen Millionen, ist diese Zahl eben nicht zu hoch. Bei einer solchen könnte Jeder, der nicht im Stande ist, seine Gedanken durch die Sprache der Schrift auszudrücken, fast als ein Halbstummer betrachtet werden; und es in einer geordneten, für den Druck geeigneten Weise zu thun, ist eben nicht viel schwieriger, als sich deutlich auszudrücken. Die Kunst der Schriftstellerei ist

freilich davon so verschieden, wie die Bildhauerei vom Toppdrehen; aber Töpfe sind nothwendiger als Bildsäulen, im Volksleben, wie im häuslichen. — Nach den Erscheinungen auf einzelnen Punkten zu urtheilen, sollte man übrigens fast nicht glauben, daß Hrn. Menzels Angabe auf eine große Vermehrung der Schriftstellerei in Deutschland, seit dem vorigen Jahrhundert, hindeute. Folgende Anekdote, treu aus meinem alten Chronicon nacherzählt, beweist es.

Bei einer frohen Abendtafel 1799, im Gasthof zum „Hofläger“, der Allen, die jemals in Weimar gewesen, wohl bekannt ist, gehalten, entschlüpfte Einem der Anwesenden, der, was nicht zu übersehen ist, auch Schriftsteller war, aber die Unart hatte, in frohen Gesellschaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herauszusagen, der Einfall: „Weimar scheine ihm, in literarischer Hinsicht, ein großes Raupennest, über dem nur einige schöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majestätische Riesen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Göthe, der C.-Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. — Jena liefere die kritischen Schröter dazu. Voran summe der große Hirschkäfer Schüz.“ — Lachen und Unwillen unterbrachen



ihn, denn zwei Drittel der Tafelnden bestanden aus Schriftstellern, von denen die Meisten fühlen mochten, daß sie nicht flatterten. Ein 50jähriger Hofadvocat, mit breitem, weinrothem Angesichte, aber einem feinen, verständigen Kopfe, der als täglicher Gast präsidirte, vermittelte Alles, indem er die Gesundheit der literarischen Raupen trank, die ja alle Beruf und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf: wieviel Schriftsteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte, und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menschen, 59 zusammen. „Schade, rief Jemand, daß nicht noch Einer da ist, um das Schock voll zu machen!“ — „Den kann ich liefern!“ sagte der Hofadvocat. „Feiertag!“ rief er, und dienstwillig lief der aufwartende Lohnbediente, der heute den alten, stattlichen „Schachschaber“ unterstützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofadvocat hielt den seinigen, auf dem ein deliciouses Stück Rehbrücken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?“ fragte der Hofadvocat. Mit selig-verschämtem Lächeln sagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus, und das Raupennest war

gerechtfertigt — und vergessen; das fragliche Buch aber — die Beschreibung einer Hoffete auf dem Ettersberge, aus dem Standpunkte eines bewundernden Laikar's.

Bei diesem Bruchstücke vergeße man nicht, daß der es schrieb, selbst Schriftsteller ist, und nicht die Absicht haben kann, seine Kunst herabzusetzen. Sie ist in seinen Augen immer die vornehmste der Künste gewesen, schon weil ihr Material Gedanken und Gefühle sind, indeß die ihr zunächst stehende, die Musik —, nur Gefühle aussprechen kann. Doch wer jene übt, sollte nur nach dem Zwecke, zu dem es geschieht, geachtet werden. Ist sein Ziel, das Reich der Wahrheit, der Kenntniß und des Rechts zu erweitern, so gebührt ihm der erste Rang. Strebt er nur darnach, Schönes zu schaffen, so hat er das Recht auf Beifall und Bewunderung, nach dem Maaße, wie es ihm gelingt. Wer nur, es sey in Prosa oder Versen, schriftstellert, um auch mitzusprechen, oder — nun, „es muß auch solche Räuze geben.“ Die Kunst selbst reißt am kräftigsten durch Concurrenz, und derlei Schriftsteller schaffen den Gedanken großer Geister durch Wiederholung am leichtesten Eingang bei dem Volke der kleinen Geister. Es versteht sie am besten, weil sie selbst zu ihm gehören.



— Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich anführe, daß der Herzog sich zwar an seiner Poeten-Voliere und ihrem Ruhme ergöhte, sich aber nie von ihr in der prosaisch-weisen, trefflichen Verwaltung seines Ländchens irre machen ließ.

### Der Polyhistor Böttiger.

Die wichtigste Bekanntschaft, die ich an diesem Abende machte, war die des berühmten Archäologen oder vielmehr Polyhistor's Böttiger. Ehe ich erzähle, was ich ihr verdankte, will ich die Charakteristik, die ich 1812 in meinen Skizzen von ihm drucken ließ, durch einen Nachtrag vollständig machen.

Seine persönliche Geltung war in Weimar groß, von der ehrwürdigen Herzogin Amalia an, bei allen literarischen Damen, und von Herder und Wieland an, bei allen Gelehrten und Schriftstellern, mit Ausnahme von Göthe und — Vulpus, dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini und einer Unzahl ähnlicher Greuel. Göthe schien gewissermaßen eifersüchtig auf seinen weithin über Deutschland verbreiteten Ruf und Einfluß, und zürnte darüber, daß er sich bei

seinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Göthe's leiten ließ, sondern mit dessen Feinden und Verehrern auf gleich freundschaftlichem Fuße stand; Vulpus aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam“ genannt „in dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts,“ grollte, daß Böttiger von ihm und seinem romantischen Pöbel-Confecte niemals, nicht einmal lachend, Notiz nahm. Göthe's Abneigung ging, seit Böttiger für den „Freimüthigen“ gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, dessen Gewinn durch literarische Verbindungen seinen Gehalt in Weimar vielfach überstieg, entschloß sich endlich, seine Stelle zu verlassen, und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Sein literarischer Einfluß scheint indeß durch diese Veränderung gelitten zu haben. Zwar dauerten seine Verbindungen fort, bis das Tyrannen-Joch der Franzosen Alles in Deutschland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er sie angeknüpft hatte, verloren sie an Interesse. Mehr, viel mehr aber küßte Weimar ein durch Böttiger's Entfernung. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literarischen Lebens zu seyn, wozu es eigentlich nur Böttiger's Verbindungen gemacht hatten, und die



Heroldsstimme, mit der er in zehn Schriften, durch ganz Deutschland rufend, die Aufmerksamkeit auf Weimar immer von neuem erregte. Göthe freilich gewann. Als Herder und Schiller gestorben waren, und Wieland sich der anspruchlosen Ruhe des Alters widmete, stand er als der einzige Erbe des alten literarischen Glanzes von Weimar da. Man weiß, wie er den gewonnenen Raum benutzte, um sein Pfauenrad zu schlagen, (*se pavaner*) und wie sich bei der nachwachsenden Generation die Täuschung verbreitete, als sei jener Glanz allein von ihm ausgegangen, in-  
 deß er doch nur zu ihm mitwirkte, zu gewissen Perioden ihn sogar trübte.

Für die Fremden, die Dresden, seiner Kunstschätze und seiner Gegend wegen, jährlich in großer Zahl besuchten, war Böttiger's Versehung dahin eine unbezahlbare Gabe. Tausende fanden in ihm den gefälligsten und einsichtsvollsten Führer.

— An jenem Clubbaben-  
 de, der mich in den Weimarischen Gesellschaftskreis einführte, überhäufte mich Böttiger mit verbindlichen Aeußerungen, ladete mich ein, ihn am nächsten Tage zu besuchen, und erbot sich zu jeder Gefälligkeit, die mir nöthig seyn könnte, um den Aufenthalt in Weimar angenehm zu finden,

und ihn mir nützlich zu machen. Und was er in der heitern Stimmung dieses Abends versprach, hat er in jeder andern gehalten. So lange und so oft ich in Weimar war, hat er sich mir immer als den bereitwilligsten und theilnehmendsten Freund gezeigt und, was ich bei dem Ungeßüm und der Launenhaftigkeit meines damaligen Charakters am meisten bedurfte, als den nachsichtvollsten. Nachdem ich Weimar auf immer verlassen hatte, wurde unsre Verbindung noch enger, als vorher.

Ich glaube diesen Artikel nicht besser schließen zu können, als indem ich auf einen Brief Böttiger's im Anhange hinweise. Er schrieb mir ihn während meiner Reise durch die Hansestädte.

Herder, seine Gattin und sein Haus.

Eine der ersten Fragen, die Böttiger an mich that, war, ob ich schon bei Herder gewesen sey? Ich verneinte es auf eine Weise, die verrathen mochte, daß ich auch nicht gesonnen sei, hinzugehen; aber er rief: Sie müssen ihn durchaus besuchen! Er liebt noch sehr die Erinnerung an Riga. Er wünscht,



Sie zu sprechen, und es wäre eine Beleidigung für den großen Mann, wenn Sie in Weimar wären, ohne ihn zu begrüßen.“ Am andern Tage wiederholte er mir dasselbe, noch dringender. Ich begriff, daß meine Zurückgezogenheit Nichts sey, als eine hypochondrische Prüderie. und um nicht wieder andern Sinnes zu werden, ging ich auf der Stelle zu Herder. Ueber unsre erste Zusammenkunft schrieb ich in meinen Skizzen:

„Zwei Treppen hoch in einem sehr einfach meublirten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann, mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blicke, und überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählig bracht' er das Gespräch auf meine früheren Verhältnisse. Ich erzählte ihm ohngefähr dasselbe, was die Leser im ersten Bande fanden. Er hörte mich aufmerksam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit

die Hand und sagte; „Nun weiß ich, wer Sie sind!“ In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick.

Er stellte mich seiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anstande der häuslichen Matrone durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rücksicht des großen Mannes werth, dem sie angehörte.

Herder's Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimath betrachten ließ. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studierstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel seiner Familie verlebten Abende seyn, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herder's Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vice-Präsident des Consistoriums mag nach dem Maassstabe der kleinen Deutschen Fürstenthümer nicht unbedeutend gewesen seyn; aber er hatte eine starke Familie und seine



Kinder, vorzüglich die Söhne, standen in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er nothwendig, schon seines Amtes wegen, auf anständigem Fuße leben und auch die Fremden, die sein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirthen mußte. Die Lücken, die alles Dieses in seiner Kasse machen mußte, durch literarische Arbeiten auszufüllen, wie sich fast alle Beamten Weimar's halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und so oft er ihn einschlug, erhielt Deutschland etwas Bleibendes; aber sein Consistorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präsident des Consistoriums, ein adliger Weimarscher Landstand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, dessen großer Geist nur für die Welt hätte denken und schaffen sollen, mußte den größten Theil seines Tages damit hinbringen, Ehescheidungs-Acten u. dgl. zu lesen und darüber zu votiren. Nur in wenigen Freistunden konnte er sich dem Nachdenken, den Gegenständen überlassen, die seinem Geistescharakter angemessen waren und die Producte seiner letzten Jahrzehende tragen die Spuren davon. Sie sind, auch wo sie ein größeres Ganze bilden, nur an einander geknüpfte Fragmente. Auf diese Lage und ihre Resultate

vorzüglich mag sich der bittre, erschütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor seinem Tode that: „O mein verlorenes Leben!“

Man möchte glauben, daß Göthe dahin gewirkt haben würde, ihm, seinem alten Jugendfreunde, den er wohl ganz mußte würdigen können, eine bessere Lage zu verschaffen, aber Göthe sah längst in ihm mehr einen Rival im Gebiete des Ruhms, als einen Freund. Man findet in Göthe's Selbstbiographie mehrere Erinnerungen daran, daß er sich früher oft durch jovialische Sarkasmen Herder's, die er nicht erwidern konnte, verletzt gefühlt; jetzt erwachten Rachempfindungen daran und Herder litt durch ihn manche Kränkungen, die selbst an Gemeinheit streiften. Der Herzog aber, der seinen General-Superintendenten nach dem Landes-Etat gut versorgt wußte, hätte nur auf eine besondere Anregung mehr für ihn gethan, und diese hätte in Weimar nur von Göthe kommen können. Sie wäre nicht unwirksam geblieben. Als ich im Jahr 1803 oder 1804 in ein Berlinisches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herder's Lage beklagte und besonders darauf hinwies, daß er als Vice-Präsident unter Arbeiten gealtert sey und ermatte, die seines hohen, philosophischen Geistes unwürdig wären, indeß ein



Unthätiger die höheren Vortheile der Präsidenten-Stelle genösse, erhielt Herder diese so bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Der Edelsinn des großherzigen Fürsten durfte nur auf eine solche Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht werden, um sie aufhören zu lassen. Leider kam die Verbesserung zu spät. Herder war schon erschöpft und kränklich. Wenigstens hatte er jetzt Muße, eine Erholungsreise nach Dresden und, glaub' ich, Baiern zu machen, wo Einer von seinen Söhnen, mit damals sehr glücklichem Erfolge, eine Landwirthschaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholische Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den protestantischen General-Superintendenten, um dessen Verdienste willen, mit seiner Familie in den Adelsstand erhob. Diese Reise mag der letzte Genuß gewesen seyn, der Herdern gewährt wurde. Er starb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rücksicht so vortreffliche Gattin gehabt hätte. Diese Frau, hochgebildet und fähig, den Geistesflug ihres Gemahls zu verstehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muster verständig sorgsamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirthinnen. Als ich sie kennen

lernte, bewunderte ich ihren hellen Verstand; als ich bemerkte, was sie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie theilte nicht die persönlichen, ökonomischen und Familien-Sorgen ihres Gatten; sie nahm sie ihm größtentheils ab und trug sie, so viel als möglich, allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erst, wenn sie seine nothwendige Zustimmung zu der getroffenen Abhülfe einholte, oder ihm ihre Freude über das Gelingen derselben mittheilte. Das mag z. B. mit der früher erzählten Verhandlung mit Schelling der Fall gewesen seyn. Eben so sorgfältig, wie über die Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die sich ihm ersparen ließen, wachte sie über seine Bequemlichkeit. Ich hab' es gesehn, daß sie den Vorrath in seiner Tabacksschachtel, an Thonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmste war, schweigend untersuchte, und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollständigen. Ein andermal kam ich zufällig dazu, daß sie mit einem Handwerker über Kleidungsstücke ihres Mannes verhandelte, der jedes Bedürfniß zu rechter Zeit befriedigt fand, oft, ehe er es bemerkt hatte.

Auch die Erziehung ihrer Kinder leitete sie und zwar so vortrefflich, daß sie noch erlebte, ihre vier



Söhne als achtungswerthe junge Männer auf Bahnen zu sehn, die sie zu großer Auszeichnung durch Verdienste zu führen versprochen. Der vor Kurzem verstorbene so allgemein betrauerte Sächsische Ober-Berghauptmann von Herder war Einer derselben. Ihre einzige Tochter wurde an häuslicher Tugend und hellem Sinn ihrer Mutter werth. Zwanzig Jahre später sah ich sie wieder, als glückliche und weise Hausfrau und Mutter.

Ihre Wirthschaft führte die Herdern mit einer Sparsamkeit, die ihren Mitteln angemessen war; doch aber wußte sie vorkommenden Anlässen mit anständigem Aufwande zu entsprechen, und auch die kleineren Birkel in ihrem Hause, besonders der sonntägliche um ihren Theetisch, vermischten Nichts, was gesellige Behaglichkeit befördern konnte. Außer ihrem Hause hab' ich die ehrwürdige Frau fast nie gesehen, außer bei den Spaziergängen und seltenen Spazierfahrten, welche die Familie machte, und zu denen auch ich eingeladen wurde.

Köstliche Stunden, die so verflossen! Wie reich an geistreichen, witzigen, großen Gedanken! Die interessanteste Erscheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trüberstem Gesichte auftrat,

sich allmählig erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der Lebendigste, Witzigste von Allen wurde, und jeder seiner Einfälle, so leicht er hingeworfen schiitn, hatte zum Kern eine tiefgeschöpfte psychologische Beobachtung, oder einen kühnen, oft einen erhabnen Gedanken. Herder's Geist war eben ein Baum der edelsten Gattung, der keine andre, als eben solche Früchte tragen konnte.

Ich habe in meinen Skizzen kurz die Geschichte einer Spazierfahrt erzählt, die ich mit Herder und seiner Familie machte. Ich glaube die Erzählung hier wiederholen zu dürfen, da das Buch zwar im südlichen Deutschland oder in der Schweiz bald nach seiner Erscheinung 1812 soll nachgedruckt seyn, aber in Norddeutschland jetzt so unbekannt ist, daß ein gar umfassender und schulmeisterlich absprechender Geschichtschreiber der Deutschen Literatur es so wenig nennt, als irgend eine andere meiner Schriften, oder mich selbst. Ein anderer Heros eines Unterhaltungsblattes, nachdem er mich giftig geschmäht, versucht es dadurch gleichsam zu entschuldigen, daß mein Name — man denke! — in der neuesten Ausgabe des *Conversations-Verikons*\*) gar nicht vorkäme; er also

\*) Das macht dem gegenwärtigen Verleger Ehre. Die



mich nicht kenne. Man sieht, welches die Hauptquelle ist, aus welcher diese Literatoren die Kenntniß der Literatur ihrer eignen Nation schöpfen.

Diese —

„Sie waren nicht gestern, sind morgen nicht mehr, Doch heute, ja, summen und stechen sie sehr!“  
mögen hiermit die Anerkennung erhalten, daß, wenn ihr Ignoriren, meine Leistungen und die nützliche Wirkung derselben verhindern kann, noch — übermorgen beachtet zu werden, es sehr gerecht war: —

Zurück zu Herder! —

„An einem schönen Sommer-Nachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Eutersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt, wir selbst lasen schnell trocknes Holz zusammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Grase, indeß der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen

vorigen Auflagen enthielten viele lügenhafte Anzüglichkeiten gegen mich, die ich schweigend verachtete.

an, und wir saßen auf Steinen oder im Grase um die Serviette her.

Herder genoß die schöne Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daß sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorfe etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daß der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendige und philosophische Charakteristik des Deutschen Volkes im 15ten und 16ten Jahrhunderte, als jemals eine geschrieben wurde. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausrufe: „Ach, da waren wir Geistlichen in Deutschland auch noch Etwas, als man uns in Ehren Psaff (Pastores Fideles Animarum Fidelium) nannte. Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigen Volke, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel abgenagt hat!“ Er stand auf und ging in den Wald. Als ich ihm nach einigen



Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Seine Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Commentar zu einer oft erzählten und gemißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte, und das Glockengeläut hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herder's Gedankengang bei unsrer Bergfahrt ist gewissermaßen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Verhältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besaß jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentes setzt, so bald man will; einen hoch genialischen Verstand, der nur in seiner Reifung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte — er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte es, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Gränzen desselben, es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben so große

Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er eben so bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimath; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgend einem Bezirk desselben niederzulassen.

Was war Herder eigentlich? — Mit mehr Phantasie, Gefühl und Kunstalent, als Beide besaßen, der dritte Mann zu Baco und Leibniz. Man finde der Klasse einen Namen! —

Noch genußreicher, als diese Spazierfahrt, war mir besonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, seiner Gattin und seiner Tochter zu Abend gegessen. Nach Tische kam sein ältester Sohn, der schon seit einigen Jahren ausübender Arzt und seit Kurzem verheirathet war, aber noch oben im väterlichen Hause wohnte, herunter, und lud uns ein, an einer Bowle Punsch Theil zu nehmen, die er für ein Paar Freunde, die auch die Eltern kannten, zurecht gemacht hatte. Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gast seines Sohnes zu seyn. Wir gingen hinauf und in einem sehr einfachen Lokale wurden ein Paar Stunden in einer halbphilosophischen Begeisterung verbracht. Herder selbst trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber



theilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels sehr lebhaft, besonders als seine Schwiegertochter sich an's Klavier setzte. Sie war nicht Virtuosa, aber sie trug leichte Melodien mit Gefühl und Geschmac vor, und Herder selbst stimmte mit schönem Ausdrucke des Vergnügens in manchen Gesang. Ich glaubte Sokrates zu sehn, der sich in der Mitte seiner jungen Freunde mit Rosen bekränzte.

Im Anhang findet man einen Brief von Herder und einen von seiner Gattin.

Elisa von der Recke, geborne Gräfin von Medem.

Ich mochte etwa sechs Wochen in Weimar gewesen seyn, als Böttiger mir schrieb, Frau von der Recke sey angekommen und wünsche meine Bekanntschaft; ich möchte ja zu ihr gehen. Ohne Zweifel setzte Böttiger dabei voraus, ich kenne den Ruf und die Gedichte und Schriften dieser vortrefflichen Frau. Dieß war aber nicht der Fall. Meine Bekanntschaft mit der Deutschen Literatur war überhaupt so gering, daß, als der Dichter Mahlmann mir eines Morgens

in Leipzig vorschlug, Jean Paul zu besuchen, der zur Messe gekommen sey, ich ganz unbefangen fragte: Wer ist Jean Paul? und doch hatten seine Schriften schon seit einigen Jahren viel Aufsehn gemacht. In der Frau von der Recke sah ich also nur eine Kurländische Edelfrau und eine Gelehrte. Meine Abneigung gegen planmäßige und förmlich eingeleitete Bekanntschaften wurde also noch durch den Widerwillen, den ich immer gegen gelehrte Frauen hegte, verstärkt und ich schlug Böttiger's Einladung aus.

Woher dieser Widerwille, den ich mit vielen ausgezeichneten Männern, selbst mit Napoleon theilte, stamme, war mir lange unerklärlich. Vergebens strebt ich ihn zu überwinden, da ich wohl endlich bemerken mußte, daß er in vielen Fällen ungerecht sey, und ich es oft bedauerte, ihm gefolgt zu seyn. Selbst die Frau von Staël, bei ihrem Aufenthalte zu Berlin, zu sehen, hielt er mich ab, ob sie mir gleich ein Billetchen zuschickte, das mein Freund Gering zu Frankfurt ihr gegeben hatte, um unsre Bekanntschaft einzuleiten. Ich glaube jetzt den Grund darin gefunden zu haben, daß gut organisirte Männerköpfe unwillkürlich überall helle Begriffe zu gewinnen suchen, der bündigste Gedankengang der Frauen



aber immer durch Phantasie und Gefühle bestimmt wird.

Böttiger gab seinen Plan nicht auf. Er kam selbst zu mir, um über meinen Eigensinn zu zanken und meine Vorstellung von der Frau von der Recke zu berichtigen. Es wurde endlich verabredet, daß wir im herzoglichen Parke zusammentreffen sollten, was denn auch geschah.

Daß sie bei meinem ersten Anblick ausrief: Ei, ei! So jung! hab' ich schon erzählt; so wie Böttiger's Entschuldigung meiner scheinbaren Jugend und meine Antwort. Sie ging bald auf den Gegenstand über, der ihrem edlen Herzen sehr wichtig war, lobte meine Schrift: „Die Letzten“ mit Wärme und versicherte mich wiederholt, nur der unerwartete, plötzliche Tod der Kaiserin Katharina habe sie verhindert, mit meinem Buche in der Tasche zu der großen Monarchin zu gehen und die huldvolle Entscheidung des Schicksals der Bauern zu erleben. Dann kam sie zu dem Plane, den sie sich selbst zum Besten ihrer Bauern ausgedacht hatte. Hier aber geriethen wir bald in eine lebhafte Debatte. Sie wollte die Bauern eine Reihe von Jahren durch Unterricht, durch Ehrengeschenke für tadelloses Leben u. s. w. bilden,

und dann ihnen erst die Aussicht auf Freiheit, und endlich diese allmählig in kleinen Portionen zutheilen. Ich warf dagegen ein, auf diesem Wege würde mehr als ein Menschenalter vergehen, ehe man ein Resultat sähe und immer würde es dem bösen und eigennützigen Willen Einzelner freistehen, Alles wieder zu vernichten, was besser gesinnte Vorgänger geschaffen. Lesen und Schreiben machten nicht fähig, die Freiheit gut zu gebrauchen; denn bei jedem Schritte trafe man auf Hochgebildete, die ihre Freiheit zeitlebens mißbrauchten. Sie aber gut anwenden, könne man doch nur durch ihren Besitz selber erlernen. Man müsse das Recht der Bauern dazu sogleich anerkennen und unerschütterlich feststellen, den Genuß der Freiheit aber nicht Einzelnen, sondern dem ganzen Stande, nach voraus bestimmten Zwischenräumen, stufenweise ertheilen.

Wir disputirten so lange, daß die Begleiterin der edlen Frau sie endlich erinnern mußte, die Postpferde würden zur Weiterreise angespannt seyn. Ich mußte versprechen, ihr meine Ansichten schriftlich auseinander zu setzen. Ich schrieb ihr und — den Haupttheil ihrer Antwort findet man im Anhang. Da ich aber bald erfuhr, daß sie bei dem besten Willen gar



nicht die Macht habe, mehr für ihre Bauern zu thun, als sie mir gesagt, brach ich die Correspondenz ab.

Erst im Jahre 1817, während meines Aufenthalts in Berlin, lernte ich ihre ganze Geistes- und Charakterhoheit durch näheren Umgang genauer kennen. Was sie war, leuchtet indeß aus jedem Zuge ihres Lebens und ihrer Schriften zu hell hervor, als daß ich es auseinander zu setzen brauchte. Nur folgende Anekdote, die mir sehr charakteristisch für sie scheint und die sie selber mir erzählte, will ich mittheilen.

Sie war noch jung und schön, als sie schon den Ruhm einer frommen Dichterin erwarb. Sie mochte den mystischen Gauklern eine lockende und leichte Beute scheinen. Der nur zu bekannte krypto-katholische Oberhofprediger Stark suchte sich ihres Geistes zu bemächtigen; sie durchschaute den Heuchler und wurde seine gefährlichste Gegnerin. Auch Cagliostro warf seine Netze nach ihr aus; ihr heller Verstand erkannte bald den Charlatan in ihm, und sie machte sich ein Geschäft daraus, ihn in der Nähe zu beobachten, um ihn zu entlarven. Einst kam sie spät am Abende mit ihm von einem Besuche auf dem Lande zurück. Der Weg ging an einem Kirchhofe

vorbei. „Willst Du, sagte Cagliostro, (der ungehobelte Bauer duckte seine Gläubigen) so lasse ich Alle, die hier liegen, aus ihren Gräbern hervorgehen.“ D thun Sie es doch! antwortete sie dringend. Das müßte ja herrlich seyn! — Na, sagte er, Du könntest vor Schrecken sterben! und blieb mit edelmüthiger Festigkeit dabei, die Todten nicht zu erwecken.

Pilgerreise zum Harz. — Gleim.

Der Austritt aus meiner Einsamkeit gewann bald Reize für mich; aber meine Phantasienwelt war gestört, und ich fühlte einen Mißmuth wiederkehren, der mich schon in Riga einmal ergriffen hatte. Meine Vorarbeiten zu der Geschichte Pieslands, die ich schreiben wollte, und die Aufsätze, die ich zur „Rückkehr in's Vaterland“ von Zeit zu Zeit niederschrieb, beschäftigten mich zwar, besonders seit ich in der Bibliothek zu Weimar manche mir nöthige Hülfsmittel zu der ersteren entdeckt hatte; aber wenn ich nun mein Studirzimmer ermüdet verließ und in Gesellschaft ging, und überall Männer fand, die neben Geschäften zur Erholung auch so Etwas trieben, dergleichen



mir Geschäft war, erschien ich mir als ein Müßiggänger, ohne Zweck und Bestimmung. Ich äußerte mich einmal darüber gegen Böttiger. Er versuchte anfangs meine Ansicht zu widerlegen, fand es aber doch zuletzt sehr rathsam, daß ich irgend eine Laufbahn beträte, ein Amt suchte. Darüber waren wir indeß bald einig, daß es kein solches seyn könne, zu dem ich mich erst durch den Anfang einer Carriere hinaufbilden und drängen müsse, weil ich nie die Geduld dazu haben würde. Auch das wies sich nach kurzer Ueberlegung aus, daß sich in dem kleinen Weimarschen Staate, wo alle nöthigen Stellen besetzt und von eingebornen Aspiranten umdrängt waren, keine für mich fände; wenigstens keine, die für mich passe. „Halt! rief Böttiger endlich. Ich muß heute an den Kammerherrn von Hennings zu Ploen schreiben. Ich will ihn für Sie um Rath fragen. Legen Sie auch ein Briefchen bei, worin Sie um seine Verwendung bitten. Er hat ausgebreitete und wichtige Verbindungen in Dänemark und Hannover. Ich wette, er findet aus, was Ihnen entspricht.“ Ich hatte den Namen des Mannes noch nicht gehört. Böttiger gab mir ein Paar Schriften desselben mit, um mich mit seinem Geistescharakter bekannt zu machen, den

ich bald als sehr ehrenwerth anerkennen mußte. Die Briefe wurden schnell geschrieben und gingen ab. Nun war es aber mit meinen Arbeiten zu Ende. Ich habe nie die Gewalt über mich gehabt, die Resultate eines Planes, dessen Ausführung Anderen überlassen werden mußte, in unthätiger Geduld abzuwarten. Meine Phantasie war zu geschäftig dazu, und ich fühlte mich so unruhig, daß ich durchaus einer Zerstreuung bedurfte. Scherer kam nach Weimar, um seine letzten Instructionen zur Reise nach England abzuholen. Er sagte mir, er wolle unterwegs den Harz durchwandern. „Ich auch!“ rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zusammen zu treffen. Ich theilte Herders meine Absicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30,000 Bände enthielt, Etwas aufzusuchen. Sie bat mich, ein kleines Päckchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn Den müsse ich durchaus in Halberstadt besuchen. — Der folgende Morgen war schön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anschlug, ein Paar stählerne Doppelterzerole, die ein Gedenk-Geschenk des Majors Muromzow waren, Papier und Bleistifte in der Tasche, hinter mir ein etwa 14jähriger



muntre Bursche, der einen kleinen Ranzel trug. Ein Verzeichniß der Orte, durch die ich gehen mußte, oder eine Reisekarte hatte ich nicht mitgenommen; ich wollte nur Unerwartetes finden. Aber einen Paß doch? Man hätte mich ausgelacht, wenn ich einen gefordert hätte; ja selbst daß ich meine Genaische Matrikul zu mir steckte, war sehr überflüssig; ich habe nirgend nöthig gehabt, sie auseinander zu schlagen. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerst nach Halberstadt, Gott weiß, wie viel unumschränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu bekümmern. Gewiß, der Brosamen, die von der Kaisers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Orte, in welchem es wohl gar nicht einmal ein Gasthaus, sondern nur Schenken gab, zu Mittag essen oder nächtigen wollte, und nach seinem Namen fragte und einen in Deutschlands Geschichtsbüchern mit selbstständiger Wichtigkeit figurirenden hörte. Gewisse gründliche und tiefe Geschichtsforscher — wenn sie noch lebten, — müßten mir schon das Geständniß verzeihen, daß mir ihre bändereichen Werke über Deutsche Geschichte, wie eine Brockensuppe „ohne Salz und Schmalz“ erschienen. Es wird eine Zeit

kommen, und ich denke, sie ist nahe, in welcher man die ausführliche Erzählung und Erklitterung, wenn ich dies glückliche, aber veraltete Wort brauchen darf, aller der inneren Raufereien in Deutschland, als der Geschichte ganz unwürdig, vergessen wird.

Ich fand viele schöne Ansichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzusetzen, oder vom Wege ab, herum zu streifen, meine Entdeckung zu genießen. Eine Beschreibung von dergleichen find' ich nicht in meinem Tagebuche, wohl aber die Bemerkung, daß eine Gegend mich wunderbar dadurch überraschte, daß sie mir völlig bekannt erschien. Der Weg zog sich durch eine blumigte Wiese hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbkreis schön bebuschter und bewaldeter, fast kegelförmiger Hügel eingefast war. Ich erinnerte, ja bestimmt erinnerte ich mich, daß diesem gegenüber noch ein höherer Hügel seyn müsse, auf dessen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beschattete. Ich wandte mich um; Beides war da. Ich erstaunte. Nie war ich in dieser Gegend gewesen, und doch, je länger ich sie betrachtete, desto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entsann ich mich genau, daß ich sie als Knabe im Traume gesehen und



durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht mystische Psychologen daraus gezogen haben! — That ich nicht etwas Aehnliches? Die Wahrheit zu sagen, ja! Ich finde in meinem Tagebuche den Schluß: die Gegend müsse wohl auf einem Gemälde oder Kupferstiche abgebildet seyn, und ich diese Abbildung vor meinem Traume aufmerksam bewundert haben. —

In einem kleinen Thüringischen Städtchen überraschte mich ein Abenteuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau untersucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und sie mußte durchaus verbessert werden. Ich bat den Wirth des Hauses, wo ich einkehrte, mir den besten und schnellsten Schuhmacher des Dertchens kommen zu lassen. Es erschien ein Mann mit einem auffallend feinen Anstande. Er sprach nur gebrochen Deutsch. Ich fragte ihn um seinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen Französischen Familie, den ich aus der Geschichte kannte. Es giebt, sagte ich, Grafen Ihres Namens. Ganz unbefangen antwortete er: Auch ich bin Graf. — Ich sah betrosfen auf ihn, dann auf meine Stiefeln, dann wieder

auf ihn. „Sorgen Sie nicht, versetzte er lächelnd, Ihre Stiefeln sollen deswegen doch frühe und recht gut hergestellt seyn.“ Er hielt Wort. Ich habe an diesen Emigranten immer mit Hochachtung zurück gedacht. Daß er im Unglück lieber von der Fertigkeit leben mochte, die er einst aus Liebhaberei erworben hatte, als sich einem kleinen Deutschen Hofe als „unglücklicher Vornehmer“ aufdringen, war gewiß edel; aber daß er bei seinem Handwerke nicht glaubte, seinen Namen verbergen zu müssen, ihn nicht durch seinen rechtlichen Erwerb zu beschimpfen meinte, bewies philosophische Seelengröße.

Endlich langte ich in Halberstadt an. Ich sandte das Päckchen der Herdern ab, das ganz einfach: An Vater Gleim adressirt war, und fragte, wann ich ihm mein Kompliment machen könnte? Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis schon vor seiner Hausthüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Der Brief der Herdern mußte sehr warme Empfehlungen enthalten.

Ich hatte diesen Dichter schon frühe kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Declamation eines seiner Gedichte (ich



glaube, es heißt das „Lob des Landlebens“ und ist die Nachbildung einer Horazischen Ode) ermuntern den Beifall. Daran knüpfte sich bei mir ein Interesse für ihn. Von seinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige seiner Kriegslieder gefallen. Dichterischer und kriegerischer Schwung der Gedanken ist in ihnen nicht selten, aber ich habe nicht gehört, daß Eines derselben jemals von Soldaten gesungen worden sey; vielleicht ist sogar Keins in Musik gesetzt, so wenig, als von ihren Nachahmungen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weisse. Ihre Zeitgenossen, der Dessauer Marsch und die Operetten-Liedchen desselben Weisse, mit den Hillerschen Melodien dagegen, wurden überall und lange gehört, und sind noch bekannt, so wie das viel ältere: „Prinz Eugenius, der tapf're Ritter.“ Dem geringen Kunstwerth jener Lieder, oder dem Mangel an Patriotismus im Publikum darf das nicht zugeschrieben werden; selbst manche Studentengesänge, aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, sind voll Enthusiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleim'schen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Wiederhall im Gemüthe desselben zu erlangen.

Gleim war ein viel edlerer Mensch, als Dichter. Er besaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen, als Kanonikus und Secretair des protestantischen reichen Domkapitels zu Halberstadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Theil seines Ueberflusses zur Unterstützung dürftiger — Dichter oder doch Schriftsteller, ob auch anderer Armen, weiß ich nicht. Jedes aufstrebende literarische Talent, vorzüglich das poetische, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten jahrelang bei ihm als geachtete Freunde; Manchen verschaffte er eine Versorgung, zum Theil bei dem Domstifte selbst wie Fiedge und Klammer Schmidt. Alle ausgezeichnete Dichter der schönen Periode, die mit dem Untergange der Gottschedischen Schule begann, Klopstock, Herder, Ramler, Kleist, Jacobi, Claudius und viele Andere waren freundschaftlich mit ihm verbunden,\*)

\*) Bei meinem zweiten Besuche führte er mich in eine ziemlich große Stube, die er sein „Panthéon der Freundschaft“ nannte, das einzige mit Anspruch auf Eleganz meublirte Zimmer, das ich in seinem Hause sah. Jener Name war unglücklich für mich gewählt. Als ich alle Wände mit Porträts bedeckt sah, fiel mir ein reicher Student zu Jena ein, der seinem armen Factotum auftrug, zu einem Commerçen, den er geben wolle, nur 70 bis 80 der intimsten Freunde einzuladen. Ich lächelte unwillkürlich.



und er war ein zuverlässiger, treuer Freund, nur etwas zu ungestüm. So soll es z. B. gefährlich seyn, sich in einen Briefwechsel mit ihm einzulassen. Er, der wenig Geschäfte hatte, schrieb dann mit jedem Posttage und wurde sehr böse, sah es als eine beleidigende Vernachlässigung, einen Bruch der Freundschaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete und war schwer zu versöhnen; denn er selbst fühlte und bewies es, daß er der Freundschaft große Opfer zu bringen fähig und bereit war.

Die Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Lessing zu seinen Freunden zählte. Mit seinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er sich bekanntlich auf immer, wegen sehr schätzbarer Aenderungen, die dieser sowohl in Gleims eigenen Gedichten, als in denen seiner anderen Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigsten pflegte er sich über die Umgestaltung von Kleist's Frühling zu äußern, und dieser hätte beinahe auch mir Gleims

Leider bemerkte es Gleim, machte eine unzufriedene Miene und ließ mir nicht lange Zeit, mich in dieser höchst interessanten Sammlung umzusehen, die fast lauter berühmte Schriftsteller enthielt. Sollten auch nicht Alle seine Freunde gewesen seyn, geehrt haben sie den wackern Mann gewiß Alle.

Born oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber sprach, meinte ich, der „Frühling“ sey in seiner gegenwärtigen Gestalt ein so herrliches Gedicht, daß Ramler's Aenderungen doch wohl nicht Fehlgriffe gewesen seyn könnten. „Aber es ist nicht Kleist's Frühling! rief Gleim heftig; die Eigenthümlichkeit jedes Dichters muß heilig seyn.“ Der Einwurf lag nahe, Kleist selbst habe, indem er Ramlern die Uebersetzung auftrug, die Ansicht ausgesprochen, daß es wichtiger sey, der Literatur ein vollendetes Werk zu schenken, als die vielleicht tadelhaften Eigenthümlichkeiten des Verfassers zu bewahren. Er könne nur dabei gewonnen haben, daß sein Name vor einem fehlerfreien Werke, statt eines fehlervollen stände. Ich schwieg indeß nachgiebig stille. \*) Eben so ging es mir in Rücksicht Friedrichs des Zweiten, der bekanntlich Gleims höchster Hero war. Ich stimmte lebhaft in die Lobsprüche ein, die er ihm ertheilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der

\*) Gleim besaß eine Abschrift des „Frühlings“ in seiner ursprünglichen Gestalt, ließ sie aber nicht drucken. Sein Erbe that es, und hat, fürcht' ich, dem Publikum das schöne Gedicht in beiden Gestalten verleidet. In seiner ursprünglichen würd' es, nach meiner Ansicht, schwerlich berühmt geworden seyn.



Domschule zu Riga als Secundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe deklamiren müssen, bei der ich öfter vor Nöhrung gestockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache in's Gespräch gekommen, die ein Preussischer Deserteur war, und ich ihr sagte, daß so eben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen sey, der Mensch in Thränen ausbrach. Gleim hörte diese Kleinigkeiten mit großem Vergnügen, als neue Beweise, wie sehr Friedrich auch außerhalb Deutschland verehrt worden; aber als mir die Bemerkung ent schlüpfte, dieses selbst habe eben keine Ursache, ihn zu lieben, da seine Begierde, ein Stück mehr davon zu besitzen, drei so blutige inländische Kriege veranlaßte, die dem Interesse der Deutschen Nation durchaus fremd gewesen, wurde der jugendlich lebhaft Greis sehr böse, und ich schwieg aus Pietät.

Es wäre sehr undankbar gewesen, wenn ich weniger Nachgiebigkeit dem in so vielen Rücksichten so Ehrwürdigen bewiesen hätte. Die Aufnahme, die er mir schenkte, war gütig über alle meine Erwartung. Er selbst führte mich am folgenden Tage in seiner Kutsche zu den Spiegelbergen, einem Lustorte bei Halberstadt, und in allen Partien derselben herum.

Ich nahm am Abende mit dankbarer Verehrung gegen den herrlichen Greis Abschied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Ränzelträger ab, nach Bernigerode.

Vor dem Thore dieses Städtchens, das eben nicht viel versprechend aussah, überraschte mich der Anblick eines großen, schönen Gebäudes. Ich fragte einen Vorübergehenden um die Bestimmung desselben. Er antwortete mit spöttischem Tone: „Ich, das ist ja die gräfliche Schenke.“ Mir fiel die Benennung auf. Er fügte die Erklärung bei: „Es kommen oft Fremde her, den Brocken zu besteigen und den Harz zu bereisen, und geben viel Geld aus; da wird das neue Gasthaus wohl Etwas eintragen.“ Aber warum steht es denn nicht in der Stadt? „Die Accise am Thore ist Preussisch, sagte er; hier vor dem Thore kann Alles wohlfeiler angeschafft werden. Auch wär' es gegen die Rechte der Bürger.“ Aber so werden ja die Gasthäuser in der Stadt zu Grunde gehen! rief ich aus. Der Mann zuckte die Achseln. — Ich ging nicht in die gräfliche Schenke, sondern zur Forelle, wo nach einigen Stunden auch Scherzer eintraf. Wir brachten den Abend damit zu, mit Gemächlichkeit die Gegend zu besehen. — Am folgenden



Morgen gingen wir zum Schlosse hinauf, das auf der Höhe eines stark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Unterwegs erschreckten uns zwei kämpfende Hirsche. Wir gelangten indeß glücklich zum Schlosse und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der Rath — das versteht sich! — Benzler war stocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verständlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunft gewünscht hatte und schrieb die Notizen darüber auf, indeß Scherer sich in der Bibliothek umsah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten auch kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitausend Bibeln, die mir ein sehr sonderbarer Aufwand schien, da gewiß in allen Sprachen der Erde nicht halb so viel Ausgaben vorhanden sind und — in allen bekanntlich dasselbe steht; ferner eine Lesemaschine, aus einer Zahl von Brettern zusammengesetzt, die an beiden Enden auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenstand nachschlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauchte man die Maschine nur zu drehen, um nach einander zu blättern, worin man wolle. Mir schien die Erfindung sehr vernünftig und bequem, besonders als

ich einige Monate später zu Kopenhagen den berühmten Suhm besuchte, und ihn zwischen langen Tischen voll aufgeschlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer-Roman zusammensetzte. Mit einer solchen Maschine hätte er seine sogenannten Romane zusammenwalzen können, ohne vom Stuhle aufzustehn.

#### Die Besteigung des Brockens u. s. w.

Gegen Abend machten wir uns auf, um den Brocken zu ersteigen. Ein langer Schustergesell aus Wernigerode erbot sich zum Begleiter und wir nahmen ihn an; auf dem halben Wege aber wurde ihm so wohl, daß er sich niederwarf und sich vor Behaglichkeit im Grase wälzte. Wir forderten ihn auf, weiter zu gehen, aber er streckte sich auf dem Rücken aus, und versicherte, es sey hier so schön unter den großen Bäumen, daß er sich ein halbes Stündchen ausruhen wolle. Wir ließen ihn liegen und gingen um so zuversichtlicher weiter, da wir uns auf einer Fahrstraße sahen. Bald kam er uns nachgelaufen, und beklagte sich, daß wir ihn verlassen; er hätte sich



ja im Walde verirren können! Verirren? fragten wir erstaunt, und es zeigte sich bald, daß er auch zum erstenmal den Brocken bestieg, und die Gelegenheit wahrnehmen wollen, es für Geld zu thun.

Wir langten endlich nach Sonnenuntergange in einem ziemlich schlechten Wirthshause an, vielleicht zweitausend Schritt, oder mehr, vom Gipfel des Berges. Außer uns waren nur zwei junge Männer da, die auch die Neugier herauf geführt hatte. Wir aßen zu Abend und legten uns schnell nieder, um am folgenden Morgen die Sonne aufgehen zu sehen. Das mißlang indeß. Der Morgen war neblig, oder vielmehr wir traten unsern Weg in dichten Wolken an. Ein tüchtiger Windstoß warf endlich die Wolken nach Westen hin zusammen, und die Sonne brach durch. Ich wandte mich um, und sah zwei ungeheuer kolossale Menschengestalten in mäßiger Entfernung von uns. Ich machte Scherer aufmerksam darauf. Er rief mit Entzücken: „Das Gespenst! das Gespenst!“ Entzückt fand ich die grauen Recken nicht, aber ich zog den Hut ab und begrüßte sie. Einer von ihnen erwiderte den Gruß in demselben Augenblicke, aber eine Wolke zog sich plötzlich vor die Sonne und unsre Doppelgänger waren verschwunden.

Auf dem Gipfel fanden wir die beiden Fremden sehr geschäftig mit Fernröhren herumsuchen. Da! da! rief endlich einer von ihnen. Ich hab's! Das ist unser Michaelis-Thurm! — Der Michaelis-Thurm in Hamburg? fragte ich erstaunt. „Ja! rief er und reichte mir sein Instrument. Suchen Sie nur recht genau in der Richtung da, so werden Sie einen dünnen, nicht langen Strich sehen. Das ist der Michaelis-Thurm!“ Ich gab ihm sein Fernrohr sogleich zurück und sagte: „Ich halte Sie für einen Mann von Ehre und so will ich Ihnen auf's Wort glauben, daß da ein dünner, nicht langer Strich ist, den Sie für den Michaelis-Thurm erkennen.“ Ueberhaupt hatte das topographische Vergnügen des Herumschauens nicht viel Reiz für mich.

Der Gipfel des Brockens wurde erst viel später mit einem bequemen Gasthause versehen, und hat dieses auch ein Thürmchen, so muß die Aussicht noch um Vieles erweitert seyn. Damals war die Schilderung getreu, die ich in der Parodie — zu Göthe's: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen —?“ gemacht habe, die in meinen kritischen Antiken so ungeschickt wieder abgedruckt ist, \*) daß man gar nicht

\*) Nebenher — es ist jetzt gebräuchlich oder gar gesetzlich, daß



erkennt, was sie seyn soll, und die ich schon deshalb hier wiederholen will.

Kennst Du den Berg, wo Schilf und Moose blühn,  
Durch schwarzen Moor die Wasserspinnen ziehn,  
Die Eidechse still um nackte Steine spielt,  
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wühlt?

Dahin, dahin

Sah ich, voll Grausen, meine Wolke ziehn.

Kennst Du das Haus? Durch's halbzerriß'ne Dach  
Heult laut der Sturm in's einzige Gemach, —  
Und Felsen steh'n umher und seh'n es an:  
Wer hat das Weh, Spelunke, dir gethan?

Dahin, dahin

Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn.

Kennst Du den Berg und seinen Wolfensteg?  
Der Besen sucht im Nebel seinen Weg;  
Auf seinem Gipfel flammt der Hölle Glut  
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut.

Dahin, dahin

Mußt' ich allein, so sehr ich beßte, ziehn.

die Drucker sich auf den Schriften nennen. Vortheilhafter bei weitem wär' es, wenn die Correctoren der Drucke verpflichtet würden, diesen ihre Namen beizusetzen. Dann würden solche typographische Gräuelp, wie z. B. der erste Band dieser „Darstellungen“ durch eine Unzahl von Fehlern ist, bald nicht mehr erscheinen.

In der That befand sich auf der Spitze ein Moosraß und neben ihm eine kleine, ich glaube, aus Brettern zusammengeschlagene Scheune, deren halbes Dach fehlte. Rund herum lagen große Felsstücke, von denen Eines das Herengrab, und, wenn ich nicht irre, ein Anderes des Teufels Kanzel hieß.

Wir stiegen den Berg hinunter und streiften im Harz umher, sahen den Ilfenstein, die Marmormühle, das Salkethal, kurz Vieles von dem, was im Harz merkwürdig und schön ist, waren aber dabei so heiter gestimmt, daß wir nur scherzten, nicht notirten, und ich Nichts nach zu erzählen weiß, ausgenommen, daß wir beinahe einige hundert Fuß unter der Erde in Unfrieden gerathen wären.

Wir beschloßen nämlich die Baumannshöhle zu besuchen. Am Eingange derselben versah uns der angestellte Führer mit Kitteln und Kappen und hub an, einen langen Spruch in Knittelversen her zu sagen. Sie waren sehr schlecht, und er sprach sie nicht schlecht genug, um uns zu belustigen. Ich gab ihm drei Groschen und bat ihn, aufzuhören. Er nahm das Geld, fuhr aber doch fort, bis zu Ende. Der Gebrauch soll wahrscheinlich die fremden Beschauer feierlich stimmen, „auf daß sie glauben.“ Endlich war



er fertig und wir kletterten in die Grube hinab und wandelten durch die garstigen, nassen Gänge der Höhle, mit vorgetragener Fackel, glaub' ich. Hier wurde unsre Ungeduld indeß noch mehr erregt, als bei seinen Knittelreimen. Er führte uns an einer Menge unförmlicher Tropfstein-Klumpen und mißfarbiger Flecken in der Höhlenwand umher, und gab jedem einen Namen, der uns mit Bewunderung erfüllen sollte. Er reizte uns indeß nur zum Lachen, das endlich unaufhaltsam ausbrach. Wir baten ihn, uns von nun an selbst errathen zu lassen, was die Flecken und Klumpen seyen. Man kann denken, daß wir bald mehr darauf ausgingen, Scherz zu treiben, als Ähnlichkeiten aufzufinden. Eine Zeitlang begnügte er sich, unsre Deutungen mit mürrischer Miene und verdrüsslichem Tone durch die hergebrachten zu berichtigen; doch als Scherer und ich uns vor einem Flecken darüber stritten, ob er eine zerbrochene Lichtpucke oder eine verbogene Heugabel sey, verlor der Mann die Geduld, fuhr zornig mit der Erklärung dazwischen, es sey ein Crucifix, und schalt heftig darüber, daß wir zum Verspotten hergekommen seyen. Ich kann behaupten, daß der garstige Flecken keinem der drei Gegenstände ähnlich sah, aber wir fanden für zweckmäßig,

den Alten zu begütigen, bedauerten unsern Stumpfsinn und forderten ihn auf, uns wieder an's Sonnenlicht zu schaffen. Beim Hinaufgehen warf Scherer die Bemerkung hin, man habe vor Kurzem in der Nachbarschaft noch eine Höhle entdeckt, die Bielhöhle, die sehr gelobt werde. Da erwachte Amtsehre und Brodneid in dem alten Grubenhüter. Er versicherte uns, die neue Höhle enthalte Nichts von solchen Merkwürdigkeiten, wie die seinige. Man mache darin wohl allerlei zurecht; bei ihm sey Alles von selbst entstanden. Er riethe uns ab, die andre Höhle zu besuchen. Ich beruhigte ihn durch die Versicherung, es werde gewiß nicht geschehen; wir hätten uns vollkommen satt gesehen an Klumpen und Flecken.

Am folgenden Tage trennten wir uns. Scherer ging, um, ich weiß nicht, wo, die Post nach Hamburg zu nehmen; ich schlug den kürzesten Weg nach Weimar ein.

Ich that wohl, zu eilen. Ich war kaum zu Hause, als Herder's Diener mir ein Billet brachte, mit der Nachricht, — Sonntag sey mit seiner Gattin den Abend Herder's Gast und man erwarte auch mich. Mit welcher Freude eilte ich hin!

(Ende des ersten Buches.)



## Zweites Buch.

### Aus Dänemark.

#### Antritt meiner Reise.

Vom Kammerherrn von Hennings selbst fand ich bei meiner Rückkehr noch keine Antwort vor, aber nach einigen Tagen ließ Herder mich zu sich bitten und theilte mir voll lebhafter Freude einen Brief der Gräfin Schimmelmann mit, der Gemahlin des Dänischen Finanz-, oder eigentlich seit Bernstorff's Tode, Premier-Ministers. Sie trug ihm darin auf, mich im Namen ihres Gemahls aufzufordern, ich möge nach Kopenhagen kommen, um die Stelle eines Secretärs bei ihm einzunehmen. (Schmidt Phiseldæ, der vor einigen Jahren als dirigirender Geheimer Conferenzzrath starb, hatte, wie Herder wußte, diese Stelle früher besessen, und nach ihm der durch seine

späteren historischen Schriften berühmte Niebuhr, dieser war aber aus einer Ursache, die ich nicht anführen kann, entfernt und zum Secretär der Königl. Bibliothek ernannt.) Die Aussicht, sechzehn Monate nachdem ich aus den Viefländischen Wäldern hervorgetreten war, zum Secretär-Posten des ersten Ministers eines, besonders damals, nicht unbedeutenden Staates berufen zu werden, hatte etwas Berauschesendes für mich. Es war gar nicht eine Frage, ob ich dem Rufe folgen würde.

Wir gingen zu Herder's Frau hinunter.

Sie sagte mir Glückwünsche und sprach von der glänzenden Carriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Carriere machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf seiner Stirn steht deutlich das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehn; das ist's Alles.“

Die Herdern hoffte Gutes von mir und gab mir, obgleich mit großer Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu;



„Daß ihn gehen! sagte er endlich unzufrieden. Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Aeußerung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis seiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in seine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen.

„Jeder Mensch, sagte Herder zu ihm, hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle. Wer immer fremden Rath sucht, bemüht sich, den Schritt eines Andern einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage Das und Das thun; aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin, Zeller in einem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Werth der Tudentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herder zu bewegen, daß Er darüber Etwas schreiben möge. Herder antwortete mir, ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken, und wenn ich eine höfliche

Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andere Antwort, als den Zuruf Voltaire's: Puisque vous êtes juif, soyez — le done! —

Ich stimmte in meinen Hoffnungen der Herdern bei; aber die Folge bewies, daß er Recht hatte.

### Aus Halle.

Meine Anstalten zur Reise waren bald gemacht. Ein Umstand aber setzte mich und — die Weimarische Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutschland verlassen wollte, glaubte ich eines Passes zu bedürfen. Ich bat darum; aber Jeder, mit dem ich darüber sprach, auch auf der Behörde, sah mich verwundert an, doch ohne meine Ansicht zu widerlegen. Es schien, als wäre ein Paß etwas so Unerhörtes, daß man gar nicht wisse, wie ein solcher einzurichten sey. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über gesunde Luft und Abwesenheit ansteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und besiegelte ihn. Lachend legte ich ihn zu meinem alten Russischen Passe und meinen akademischen Matrifuln, und brauchte sie alle nicht auf der Reise. Als ich zwanzig Jahre



später Deutschland durchreiste, forderte man mir überall, wo ich ein Paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für ansehnliche Gebühr einen Aufenthaltschein. — Der Geist der Völker war lebendiger geworden und die Regierungen sorgfältiger. Die Gebühren freilich hätten wegleiben oder bescheidener seyn können. — Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an Einem Tage eine Reihe interessanter Bekanntschaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer, seinem Universitätsfreunde, der schon längst berühmt war. Mir schien der Mann, bei großer Freundlichkeit, in Haltung und Benehmen etwas steif. Desto lebhafter war seine Gattin, eine reizende und geistvolle Blondine. Bei ihm fand ich seinen Schwiegervater, Hofrath Köpke, einen Dichter sehr artiger, gemüthlicher Liederchen, und Morgenstern, dessen Freundschaft mich seitdem nun 42 Jahre erfreut. Er führte mich zu Falk, seit Kurzem durch einige satyrische Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme gepriesen hatte.

Ich fand einen jungen schönen Mann von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von seinem literarischen

Glücke ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höheren Tone, mit sehr viel größerem Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf größtentheils verdankte. Im Laufe des Gesprächs theilte er mir seinen Lebensplan mit; er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschließlich nicht sowohl der Literatur, als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehen, um dort seinem Fache in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ersten Lebensgeschäfte machen wollte, beißende Scherze zu versificiren, der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurückziehen, das heißt, so viel als möglich, allem Stoffe, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte!!! Ich hatte keinen Begriff davon, wie sich so Etwas in einem hellen Kopse reimen könne.

Falk's späterer Gang zeigte, daß meine Besorgniß für ihn gegründet war. Doch ich werde noch weiterhin über ihn sprechen.

Zu Mittag aß ich mit Sander bei Lafontaine, der in einiger Entfernung von Halle in einem sehr



artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raschen Entschluß aus einem Friseur zum Literaten und Satyriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Romanen-Dichter geworden; aber mit dauernderem Glücke, als Falk. Er blieb bekanntlich länger, als zwei Jahrzehende, der Lieblings-Schriftsteller eines großen Publikums und verdiente es. Der erste Blick auf ihn nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Corpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben, sagte er, macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich an's Pult setze, sind ein Paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Styls, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. — Ich

machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später, sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er so eben seine liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: Sieb sie ihm doch! Ach, antwortete er schluchzend, das geht nicht an! ich bin ja noch beim ersten Bande. — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

In dem frohen Muth, mit dem ich von Lafontaine nach Halle zurückkehrte, zog ich mir eine literarische Fehde zu, die mir unangenehm war, aber der damaligen großen Angelegenheit meines Lebens förderlich wurde. Ein Ausländer von Geist und Gelehrsamkeit und noch viel mehr Gewandtheit, als juristischer Geschäftsmann, hatte in Piesland eine so glückliche Laufbahn zurückgelegt, daß er einen bedeutenden Rang und das Kurländische Adels-Indigenat erhielt und in Piesland Gutsbesitzer wurde. Im Som-



mer 1797 hatte er seinen Sohn zum Studiren nach Halle gebracht und dort Lafontaine, einen früheren Bekannten, glaub' ich, besucht. Bei Tische kam das Gespräch auf mein Buch, „die Letten,“ das Lafontaine mit der wärmsten Theilnahme gelesen hatte und pries. Hr. v. B., als Liefständischer Gutsbesitzer, fühlte sich durch seine Aeußerungen bedrängt und versicherte, ich sey im Irrthum und habe im höchsten Grade übertrieben. „Aber so widerlegen Sie doch Merkel? rief Lafontaine. Hat er unwahr geschildert, so dürfen Sie das nicht hingehen lassen. Oder schicken Sie mir Beweise, so will ich selber gegen Merkel schreiben.“ Hr. v. B. konnte nicht wohl anders, als zu versprechen, er wolle widerlegen.

Lafontaine erzählte mir den Vorgang, der erst einige Wochen alt war, in sehr froher Laune. Bei der Rückkehr in mein Gasthaus trat ich zufällig in die Gaststube, ich glaube, um meinen Schlüssel zu holen. Ich hörte den Namen jenes Edelmanns nennen und sah einen jungen Mann, den ich für den Sohn desselben hielt. Ich fragte ihn darum und er bejahte es. Ich trug ihm ein Compliment an seinen Vater auf und bat, ihm zu melden, daß ich so eben bei Lafontaine gespeist habe. — Diese Herausforderung

durch diesen Boten nicht anzunehmen, mußte das Ehrgefühl Hrn. v. B.'s unmöglich machen. Er sandte der Allgemeinen Literatur-Zeitung Fragen an mich, deren Nichtbeantwortung für ein Zugeständniß meines Unrechts gelten sollte, — und allerdings die Stelle einer Widerlegung vertreten hätte. Ich war damals in Kopenhagen, und eine lange Zeit hätte, wär' ich dort geblieben, vergehen können, ehe meine Antwort erschien. Schüz legte die Fragen bei Seite und ließ sie erst drucken, als ich zurückgekehrt war. Sogleich erwiederte ich sie und so entspann sich ein Schriftwechsel, der damit schloß, daß ich ein „Supplement“ zu den Letten drucken ließ. Mein Gegner hatte in dem ganzen Verfahren so viel Gewandtheit gezeigt, daß ich vielleicht besiegt worden wäre, wenn die Natur der Sache mir nicht eine unererschütterliche Ueberlegenheit gegen jeden Gegner gegeben hätte. Hr. v. B. schwieg bald öffentlich, machte zwar verschiedene Versuche, mich zu widerlegen, behielt sie aber im Pulte. Ein anderer Ausländer, der eine mittelmäßige Pfarre in Liefland hatte und wahrscheinlich eine bessere gern gehabt hätte, erhielt diese vom Verfasser selbst beseitigten Versuche nach dem Tode desselben, der fünf Jahre nach unserem Schriftwechsel erfolgte, und ließ sie in



Halle drucken, unter dem Titel: „Auch die Todten erheben sich gegen Herrn Merkel.“ Das geschah 1804, in demselben Jahre, in welchem die erste kaiserliche Bauerverordnung erlassen wurde, welche den ersten Bruch in die Sklavenkette der Letten machte. Ich habe das Buch nie gesehen und beachtet; aber Rozebue schrieb eine bitter-witzige Abfertigung desselben für den Freimüthigen.

Am Abende des Tages führte mich Morgenstern, glaub' ich, in den Professoren-Clubb. Der ganze lange Tisch war mit lauter literarischen Namen besetzt, unter denen manche mit Recht berühmte waren. Neben mir saß ein ältlicher Mann, dessen starke Gesichtszüge und rasches Benehmen mir auffiel, noch mehr aber die entschiedene Weise, mit welcher er die sonderbarsten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leise nach seinem Namen. Es war Reinhold Forster, der mit Cook die Reise um die Welt gethan und Friedrich dem Zweiten das bekannte Compliment gemacht hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich sey der größte. \*)

\*) Der König soll, erzählte man mir zu Potsdam, diese Artigkeit lächelnd mit der Frage erwidert haben, ob ihm die Neuzeländer nicht das Indigenat ertheilt hätten? — Weniger bekannt

Mitten in seinem Vortrage, den er größtentheils an mich richtete, wahrscheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meisten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der andern Seite des Tisches her eine noch rauhere Stimme, als die seinige, mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Lügen Sie doch nicht so entsetzlich! Das ist ja rein unmöglich, was Sie sagen.“ Ich erinnere mich nicht, was Forster antwortete; aber seine Antwort gehörte zu den zahmen. Ich erkundigte mich nach dem Zurechtweisenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel.

scheint mir folgender Vorgang: Als Forster aus England nach Deutschland zurückkehrte, labete ihn ein reicher Kaufmann in Hamburg, an den er eine Adresse hatte, zu einem Gastmahle, das er für ihn anstellte. Als Forster die Einladung erhielt, ging er zu dem Kaufmanne und ersuchte ihn um einen Geldvorschuß. Der Kaufmann lehnte es ab. „So hab' ich auch den Teufel von Ihrer Gresserei!“ rief Forster und ging fort, soll sich indeß, wie man sehr unwahrscheinlich behauptete, doch zu Tische eingefunden haben.



## Reise durch Holstein.

Meine nächste Station war Hamburg. Der Brief der Gräfin hatte bestimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im Dänischen Post-Comptoir weitere Instructionen finden würde. Das klang zu wichtig, als daß ich nicht bereitwillig den Umweg eingeschlagen hätte. Ich reiste hin; ich ging zum Dänischen Postmeister, um meine Instructionen zu holen. Sie bestanden in der Aufforderung, in Ploen den Kammerherrn von Hennings, einen vertrauten Universitätsfreund des Grafen Schimmelmänn, in Tremsbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des Aelteren der dichterischen Brüder, in Knoop die Gräfin Baudissin, die Schwester des Grafen Schimmelmänn, zu besuchen, und dann mit dem Paquetboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen. Zu den Kosten dieser Nebenreise hatte der Postmeister Befehl, mir eine nicht unbedeutende Summe auszusahlen. Ich stand erstaunt da. Ich war also, ohne es zu wissen oder zu wollen, ein Damen-Schülerling!! Ich sollte eine Schaureise machen, nämlich, beschaut zu werden! Und zwar von gelehrten Damen! Das wird nicht gut gehen, dacht' ich. — Der Postmeister, der

meine Ueberraschung bemerkte, sagte lächelnd: „Die Damen protegiren Sie. Sie werden Glück machen.“ Ich schüttelte den Kopf. — Er fuhr fort: Bei dem schönen Wetter werden Sie eine angenehme Reise haben, durch einige der reizendsten Gegenden von Holstein. — Mir fiel Herder's Bemerkung ein. Ich erklärte, ich würde am folgenden Morgen abreisen, und bat ihn nur noch um Rathschläge, wie ich das am besten einrichtete, zugleich aber, wann ich dem Bruder des Grafen, der Dänischer Resident in Hamburg war, mein Compliment machen könnte? — Ich rathe Ihnen nicht, zu ihm zu gehen, sagte der Postmeister. — Ich merkte also wohl, daß der Bruder nicht gut mit den Damen stehe.

Hamburg, das mir schon durch die Erzählungen meines Vaters sehr interessant war, kennen zu lernen, ja nur flüchtig zu besuchen, hatt' ich keine Zeit. Zwei Bekannte aus meiner Knabenzeit her, nämlich durch jene Erzählungen, beschloß ich, zu besuchen. Der Eine war der Banquier Syllm, der einst der Liebling-Sögling meines Vaters, eben deshalb mein Pathe gewesen war, und von dem ich den Namen erhalten hatte, den die Quintaner in der Domschule und unter den Schriftstellern so sonderbar fanden. Sie wußten nicht,



daß er — Agapetus, Amatus, Bien-aimé &c. — fast in allen Sprachen gar nicht ungewöhnlich ist. — Ich ging zu dem Banquier. Man führte mich in's Comptoir, wo Viele an mehreren Tischen saßen und schrieben. Er selbst, ein hochbejahrter Greis, begegnete mir mitten im Saale mit einer Korbmulde, gefüllt mit Goldstücken, die er mit beiden Händen, voll Gichtknoten, wahrscheinlich zur Hauptkasse trug. Das Ganze, das ich sah, wirkte bestürzend auf mich. Die Situation war offenbar nicht der Art, daß ich mich weitläufig erklären konnte. Ich hätte ihn nach der Börse auffuchen sollen. Ich sagte ihm wenige Worte; er antwortete eben so kurz; ich ging fort, konnte diesmal meinen Besuch nicht wiederholen und that es auch bei einem späteren, längeren Aufenthalte in Hamburg nicht, ob ich gleich dessen Sohn bei seinem Schwiegervater, dem berühmten Professor Busch, kennen lernte. Das ist eine der großen Versäumnisse, die ich schmerzlich bereue. Er hatte noch wenige Jahre vor meines Vaters Tode einen herzlichen, achtungsvollen Brief an ihn geschrieben. Aber der Saal voll Schreiber! Die Mulde voll Gold! Die Gichtknoten! Alles das hatte einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht, der mich zurückstieß.

Der zweite Bekannte war das Bild des Riesen Cajetan, von dem mein Vater mir in meiner Kindheit zuweilen erzählt, und dessen Beschreibung einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatte. Eigens um dies zu sehen, ließ ich mich aufs Baumhaus führen. Ich fand es auch in einem Durchgange, frisch aufgemalt an eine Wand gelehnt; aber da mir das Organ des Verwunders und Bewunders für das körperlich Erblickte fehlt, betrachtete ich ihn eine halbe Minute und kehrte ihm den Rücken zu, um mich an dem Anblicke des Hafens voll lebendiger Thätigkeit zu ergötzen.

Am folgenden Morgen trat ich meine officielle Lustreise durch das an reizenden Gegenden reiche Holstein an. Zuerst besuchte ich Hrn. v. Hennings. Als Amtmann, das heißt, was in größeren Verhältnissen Gouverneur genannt wird, der Landschaft Ploen, bewohnte er das Ploener Schloß, das zwischen zwei Seen romantisch auf einem Berge liegt. Ich besah erst das Städtchen und die reizende Gegend eine Stunde lang, ehe ich zu ihm hinaufging. Ich fand einen einfachen, sehr verständigen und lebhaft theilnehmenden Mann in ihm, dessen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar sah er nicht



mit Vorliebe hin; er war in den Kenien auch mißhandelt. Ueber Göthe mochte er sich in seinem „Genius der Zeit“ einmal zu kaltblütig geäußert haben und Schiller — wußte wahrscheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Pension von 1000 Thalern ausgesetzt wurde, die er sechs Jahre, glaub' ich, von einigen vornehmen Dänischen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen sollte. Hennings lehnte es nicht ab, als ich die Vermuthung äußerte, daß auch ich ihm meine Berufung verdanke und meine Erkenntlichkeit dafür aussprach. Ueber die Situation, der ich entgegen ging, gab er mir mancherlei Auskunft und Rathschläge. Sie schienen mir sehr einsichtsvoll, stimmten aber meine Erwartungen gewaltig herab. Das sah ich wohl, sie gab mir die Aussicht, mein Glück, wie man sich ausdrückt, zu machen, aber ich fühlte zugleich, daß ich zu solchem Nachwerk nicht taugte. — Wir schieden in freundschaftlicher Stimmung und er hat mir noch Jahre nachher bewiesen, daß er mir sie bewahrte.

(Im Anhang ein Brief von ihm.)

Ich fuhr nach Tremsbüttel, wo der ältere Graf Stolberg Amtmann war. Daß er Gedichte geschrieben, wußte ich, aber ich kannte sie nicht; sie konnten

mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war sehr einsylbig. In seiner Gemahlin fand ich dagegen eine Frau von lebhafter und geistvoller Unterhaltung. Sie erzählte beim Theetische und Abendessen viel von Rom, wo sie ziemlich lange gewesen war. Ich — war ein aufmerksamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudissin zu Knoop, der ich zunächst meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon ich aber nichts wußte. Ich fand sie corpulent und empfindsam, und Beides gefiel mir nicht, besonders durch seine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr schöner Park am Kieler Kanal ergözte mich mehr, als ihr Gespräch.

Besser erging es mir in Kiel. Wieland, den ich erst einige Tage vor meiner Abreise bei Herder kennen gelernt, hatte mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, Professor Reinhold, geschickt, Böttiger ein Paar Billette an Andere mitgegeben. Ich wurde von Allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Secretair des allvermögenden Ministers nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anschein von Wichtigkeit und selbst der alte Staatsrath Professor Hegewisch



besuchte mich im Wirthshause, ohne daß ich bei ihm gewesen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem Nichts den Grübler verrieth, der die kritische Philosophie, nachdem sie ein Jahrzehend fast nur ein todter Schatz gewesen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Universitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich — wär' er tiefer Grübler gewesen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er sie ohne tiefe Grübeleien mit Gewandtheit behandelte, erhob er sie zum allgemeinen Gegenstande, dem sich Jeder gewachsen glaubte. Seine Frau machte keine Ansprüche, als die, gute Hausfrau und aufmerksame Wirthin zu seyn. Die ganze Familie des großen Dichters, sein ältester Sohn ausgenommen, war fast allzu einfach. Die Professorin lud eine Gesellschaft zum Mittagessen für mich; sie ordnete eine Lustfahrt nach Tische an. Es erfreute mich, Reinhold mit warmer Theilnahme nach Meck fragen und seinen frühen Tod bedauern zu hören. Am Abende begleiteten mich ein Paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, aufs Paquetboot. Der Capitain hatte die Gefälligkeit, für meine Rechnung eine Bowle Punsch zu bereiten, — die mich viel

kostete. Wir tranken und schwakten nämlich, bis der Anker, etwas spät, gelichtet wurde, und ich verschief nun eine herrliche Mondscheinnacht und den malerischen Anblick der meisten Inseln, zwischen und an denen vorüber die Fahrt hin ging. Diese war glücklich und schnell. Schon gegen Abend des anderen Tages stiegen die Thürme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unseren Augen allmählig aus dem Meere empor, dann die Stadt selbst. Der Anblick war sehr schön. Der Eindruck, den er machte, wurde noch erhöht, als ich durch die breiten Straßen hinging, deren hohe Häuserreihen oft durch Palläste und pallastähnliche Gebäude unterbrochen wurde. Alles fand ich hier großartig in der Handelsstadt zwischen zwei Meeren, die zugleich Haupt- und Residenzstadt war. Wer auch nur Eine der fünf Städte in Europa gesehen hat, welche diese Bestimmungen vereinigen, wird bemerkt haben, wie imponirend ihre Eigenthümlichkeit schon im Aeußerlichen ist.



### Der Premier = Minister Graf Schimmelmänn.

Ich trat in einem Gasthose ab und sandte die Nachricht von meiner Ankunft am anderen Morgen in's Palais des Grafen, mit der Anfrage, wann ich ihm meine Aufwartung machen könne. Eigentlich war das wohl der erste Verstoß, den ich machte. Ich hätte ohne Anmeldung selbst hingehen sollen; aber die Schaureise, welche die Gräfin mich durch Holstein machen lassen, hatte mein Gefühl der Selbstständigkeit verletzt und — kurz, ich ließ mich anmelden. Das erste Symptom, daß Herder, nicht die Herdern, Recht hatte! Der Haushofmeister des Grafen sandte mir die Antwort, ich möge meine Sachen in's Palais bringen lassen, wo Zimmer für mich bereit wären. Der Graf und die Gräfin — wieder die Gräfin! murrte ich halblaut, — wären auf ihr Gut, Seelust, hinausgefahren und hätten, für den Fall meines Eintreffens, befohlen, daß ich so bald als möglich hinaus kommen solle. Ein Fahrzeug dazu würde bereit seyn. — Ich aß in meinem Gasthause erst zu Mittage und fuhr sodann hinaus. Ein zweiter Verstoß, da bei den häufigen Boten, die nach Seelust hinausgesandt wur-

den, auch mein Eintreffen schon dahin gemeldet seyn konnte, und wirklich war.

Ehe ich indeß mein erstes Auftreten bei dem Grafen erzähle, glaub' ich mittheilen zu müssen, was ich in Deutschland und Kopenhagen selbst von Wohlunterrichteten über ihn und seine Laufbahn erfuhr. Der edle Mann in seiner stillen Größe scheint mir außerhalb Dänemark so wenig gekannt, als er dort häufig sehr verkannt wurde. —

Der Vater des Grafen, ein Magdeburger Kaufmann oder Schiffs-Eigenthümer, erwarb im siebenjährigen Kriege durch glückliche Speculationen ein Paar Millionen, zog mit seinem Schatze nach Dänemark, ließ sich für Geld zum Grafen und zum Geheimenrath machen, kaufte Güter in Holstein und eine wichtige Plantage in Westindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm, bei seinem Reichtume und seiner Klugheit, bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den Dänischen Großen ein. Bei seinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien = Fidei = Commiß und vertheilte unter seine drei Kinder den Ueberschuß.

Der älteste Sohn, der jegige Minister, schloß in seinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Universität,



eine enge Freundschaft mit den jungen Grafen Bernstorff, Reventlow und Ranzau. In ihren vertrauten Gesprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schicksals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Ministerium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struensee's Katastrophe, aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an dessen Spitze ein ehemaliger Conrector, Guldberg, stand. \*) Dänemark wurde, sagte man, unter diesen Ministern im Innern tyrannisch und unklug regiert und nach außenhin versank es in Unbedeutendheit. Gewiß ist es, daß der hohe Adel in Holstein und Dänemark sich unter diesem Kabinet, an dessen Spitze ein Schullehrer stand, in den Hoffnungen getäuscht sah, mit denen er den Sturz des früheren, dessen Haupt ein Arzt war, angesehen, vielleicht mit bewirkt hatte. Es bildete sich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war aber der erfahrenere Graf

\*) Der Mann war so überzeugt, daß aus einem Theologen sich Alles machen ließe, daß er oft seinen Bruder, einen Landprediger, dringend aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ein hohes Staatsamt zu übernehmen. Dieser war indeß verständig genug, es auszuslagen.

Bernstorff, der schon einmal vor Struensee Minister gewesen, Neffe jenes Ministers Bernstorff, der den Beinamen der Große hat, und einst Klopstocks Freund und Beschützer war. Man unterlegte den gemachten Plan dem sechszehnjährigen Kronprinzen. Längst unzufrieden mit der Regentschaft seiner Stief-Großmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Minister-Versammlung veranstaltet. Der König selbst mußte darin präsidiren, was sonst selten oder nie geschah. Das bisherige Kabinet hatte sich zu der bevorstehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verstärken zu müssen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Minister ernannt, aber es gab nur Anlaß zum Scherzen. Man fand, daß sein Ministerium seinem Namen Stehmann vollkommen entspräche, und lobte, daß er sich während desselben nicht einmal gesetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Conferenz, der Prinz aber hielt sogleich beim Eintreten stehend eine Anrede an seinen königlichen Vater, worin er Denselben für die Anerkennung seines Rechtes, an der Regierung Theil zu haben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen,



so lange die bisherigen Minister im Amte blieben. Um das Geschäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Acte ihrer Entlassung mitgebracht und lege sie Sr. Majestät zur Unterschrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm, sagte man, angekünftelten Krankheit, die seinen Geist zerrüttete, doch Sinn für komische Lagen und oft bitteren Witz behalten. Er sah die Männer, die ihn so lange nach dem Willen der Stiefmutter despotisirt und gekränkt haben mochten, mit schadenfrohem Lächeln an, unterschrieb die Schrift schnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reise!“ Sie traten ab und wurden sogleich von einigen Offizieren in Empfang genommen, zu bereit stehenden Wagen, und in diesen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentschaft dem Prinzen übertragen und ein neues Kabinet ernannt wurde, an dessen Spitze die Grafen Bernstorff und Schimmelmänn standen. Sie waren schon in der Nähe und traten sogleich ein. Die Entlassenen wurden gut versorgt in untergeordneten, aber einträglichen Posten. Noch im Jahre 1797 war Guldberg Stiftsamtman, das heißt, was der Graf Stolberg und Hr. v. Hennings

waren — Verwalter einer Provinz. Wirklich ließ sich diesen Männern wenig Schlimmeres vorwerfen, als Unfähigkeit. Die alte Königin hatte in ihnen nur füsige Werkzeuge ihrer Pläne gewollt und gefunden.

Den schwierigsten Auftrag bei diesem so leicht und schnell durchgeführten Staatsstreich hatte Graf Schimmelmänn. Er sollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria, der Conferenz beizuhne. Bei der Scheu, die der kranke König vor seiner Stiefmutter hatte, die ihn oft mit unwürdiger Härte behandelt haben soll, hätte ihre Einnischung Alles hintertreiben können. Ihr Verbot hätte den König wahrscheinlich abgehalten, zu unterschreiben, und somit hätte die Hauptform zur Ausführung des Planes gefehlt, der sich dann vielleicht nur durch Gewalt hätte realisiren lassen. Vielleicht wäre die ganze Residenz mit Tumult gefüllt worden. Möchte die Königin nun durch die Aufstellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhofe beunruhigt worden seyn, möchte sie ohnehin ihre Gegenwart bei der Conferenz nöthig gehalten haben — sie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um sich in die Versammlung zu begeben. Im Vorsaale trat ihr indeß Graf Schimmelmänn, der



sich für diesen Tag als dienstthuender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und theilte ihr in tiefster Ehrerbietigkeit den Wunsch Sr. Majestät des Königs mit, Ihre Majestät möge vor Beendigung der Konferenz nicht Höchstdero Appartements verlassen. Es nicht beachtend wollte sie, spöttisch lachend, ihren Weg fortsetzen, aber Schimmelmänn warf sich vor der Saalthüre auf's Knie, breitete beide Arme aus, um die Thüre zu füllen, und rief aus: Unterthänigst flehe ich Ew. Majestät um Verzeihung. Ich muß Sr. Majestät des Königs Befehl vollziehen. — Die Königin sah sich im Vorsaale um; es war Niemand gegenwärtig, als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen standen. Sie stampfte mit dem Fuße und stürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indes sie hier ungestüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde Alles vollendet und sie sah ihre Minister abreisen. Als sie noch einmal in den Vorsaal zurückkehrte, war der Graf Schimmelmänn schon abgerufen, um seinen neuen Ministerposten anzutreten, die Offiziere hatten sich entfernt und nur ihre Dienerschaft war wieder eingetreten, um ehrfurchtsvoll ihre Befehle zu empfangen. Ihre ganze Situation als Königin-Mutter

wurde keinen Augenblick weiter gestört; sie regierte nur nicht mehr und bestimmte nicht mehr die Behandlung des unglücklichen Königs. Ihre Anhänger bei Hofe und in der Stadt zogen sich zurück und sie — konnte sich einem ruhigen, beschaulichen Leben überlassen, bei dem sie sich indes nicht glücklich gefühlt haben soll. —

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des human und doch kräftig durchgeführten Planes nannte man den Grafen Schimmelmänn. Ihm auch schrieb man es zu, daß die jetzt eintretende Regierung sehr einsichtsvolle Maßregeln ergriff und trotz dem herrischen, sich oft hart ändernden Sinne des jüngern Grafen Bernstorff nie den Charakter schonender Humanität und Vorsicht verläugnete, wenigstens immer wieder zu ihm zurückkehrte. Selbst in den Verhältnissen zu anderen Staaten soll der stürmische Minister des Auswärtigen den ruhigen, weisen Rathschlägen seines Freundes, des Finanzministers, gefolgt seyn. Nur Schimmelmänn soll beim Anbruche der Französischen Revolution Bernstorff abgehalten haben, der Neutralität zu entsagen. Was Dänemark später einbüßte, seit es ihm unmöglich wurde, sich von dem Kampfe



der großen Mächte entfernt zu halten, braucht nicht angeführt zu werden. Freilich ist es gewiß, daß ein allgemeiner Kampf der geeignetste Zeitpunkt für kleine Staaten ist, große zu werden, wie Schweden im 30-jährigen Kriege, — aber dazu gehört, daß ein kriegerischer Monarch an ihrer Spitze stehe. Das war in Dänemark nicht der Fall, und so war Schimmelmann's Politik unstreitig weise.

Gleiche Humanität, wie bei dem Ausgange des Ministerwechsels, und gleich ruhige Weisheit, wie bei der Beurtheilung der politischen Verhältnisse, bewies er in der Verwaltung des Innern. In jedem Zweige derselben war seine Stimme die entscheidende, der die anderen Minister meistens folgten, besonders seit Bernstorff's Tode. Alle Theile des Staatshaushaltes waren blühend, und wer das anerkannte, nannte immer dankbar Schimmelmann als den wohlthätigen Stifter davon. So hatte ich es in Holstein überall gefunden, so war es auf dem Paquetboote, so auch in den vierundzwanzig Stunden, die ich in Kopenhagen zugebracht hatte, ehe ich nach Seelust hinaus fuhr. Ich entwarf mir darnach ein sehr vortheilhaftes Bild von seiner Persönlichkeit, von dem geistvollen Benehmen des Verehrten. —

Als ich in dem verhältnißmäßig einfachen Landhause ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvortheilhaftem Aeußern einsam um ein Billard wandelte; sein Gesicht war völlig ausdruckslos, seine Miene trüb, ernst; sein röthliches Haar stand fast struppig empor und dabei schielte er ein wenig. Die Haltung seines mageren Körpers von Mittelgröße war fast nachlässig und seine Kleidung einfach. Er sprach leise und langsam und stockte oft, als suche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, schien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle, als auf Mangel an Worten. Ich glaubte zu bemerken, daß sich ihm im Sprechen immer Nebengedanken und Rücksichten aufdrängten. Nicht selten ließ er eine Phrase unvollendet. Nur ein einzigesmal hab' ich ihn fließend und mit Wärme, aber auch dann noch mit halblauter Stimme sprechen gehört, bei einem Abendbesuche, den ihm der Staatssekretär Bernstorff machte, der Sohn, glaub' ich, seines verstorbenen Freundes und Collegen und sein Zögling in der Politik.

Dies war der Minister Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und that mir mancherlei unbedeutende Fragen über meine Reise;



nach einer Viertelstunde etwa reichte er mir die offene Hand mit den Worten: „Ihren Handschlag auf Treue und Verschwiegenheit!“ Ich legte meine Hand in die seinige. „Nun gehören Sie zu uns!“ sagte er. Diese Art der Vereidigung hatte für mich etwas Feierliches. Ich fühlte mich durch sie geehrt. Ein Mann von hoher Aufklärung und reiner Ehrliche erklärte mir durch sie, daß er auch mich dafür anerkenne. Nach einigen kurzen Reden, die wir noch wechselten, forderte er mich auf, Billard zu spielen. Er spielte zerstreut, ich schlecht; bald führte er mich durch ein Paar Zimmer zu seiner Gemahlin.

Er hatte frühe mit großer Liebe geheirathet, aber seine Gemahlin war nach wenig Jahren gestorben, ohne ihm Kinder nachzulassen. Man erzählte mir, daß ihr Tod ihn in eine lang trostlose Betrübniß gestürzt habe. Noch jetzt sah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten spazierte, der sich auf Seelust zwischen dem Hause und dem Strande des Sundes hinzog, einige Minuten bei einem Denkmale sinnend und sich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte errichten lassen. Es war ein einfacher Obelisk aus Norwegischem Marmor, worauf ihr Namen und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz stand.

Im Fußgestelle war dicht an dem Boden eine Oeffnung, wie ein Auge gestaltet, und eine kleine Quelle rieselte durch sie in's Gras. Das ewigthranende Auge war nicht geschmackvoll, aber ich gestehe, daß es mich rührte. — Einen Tag, nachdem wir nach Kopenhagen in den Palast gezogen waren, sah ich einen zweiten Beweis, wie tief dieser Staatsmann fühle. Im Vorsaale, zwischen seinen Gemächern und denen seiner Gemahlin, stand auf einem Marmortische eine Büste von Bronze. Die Härte in ihren Zügen fiel mir auf und ich blieb vor ihr stehen. (Später sah ich denselben Kopf in weißem Marmor ausgeführt und bemerkte jene Härte nicht, nur hohen Ernst. Sie war also wohl die Wirkung der Bronze-Farbe.) — Der Minister kam eben heraus, um zur Conferenz zu fahren, aber er blieb einen Augenblick neben mir vor der Büste stehen, mit einem Ausdrucke des Besichts, der mir auffiel. Ich sah die Büste an, dann ihn, und mein Blick muß fragend gewesen seyn. „Es ist Bernstorff,“ sagte er, indem er sich zum Fortgehen wandte und sich mit dem Finger eine Thräne aus dem Auge wischte. —

Als Minister konnte er nicht unvermählt bleiben, schon damit eine Dame die Honneurs bei seinen



officiellen Gastmählern mache, aber auch wegen der Penkung seines Hauswesens, um das sich zu bekümmern, er weder Zeit, noch Neigung besaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt. Man versicherte mich, daß sie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemessene Würde ihres Benehmens entsprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade nothwendig war. Zu dieser Dame, meiner noch ungekannten Mäcenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Gesicht, aber gebieterischem Ausdrucke in Blick und Miene, etwa vierzigjährig, hinter dem reichbesetzten Theetische. Sie war allein; nur ein etwa zehnjähriges, munteres Mädchen tändelte im Saale umher. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen sie mich geschickt hatte. Die Erinnerung an diese Schaulreise verstimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter sprach ich, als sie sich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich Nichts zu berichten, und es schien, daß sie von ihm Etwas durch mich erwartet hatte; denn sie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Pension ausgesetzt hatten. Sie war sehr ergiebig an Lobsprüchen

auf Weimar, wie sie es sich dachte, fand es beneidenswerth, daß dort selbst fast alle hohe Beamte Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andre das Deutsche Athen, eine Benennung, die damals neu und Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verse gemacht und die Athenienser ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das schien ihr auf unangenehme Weise überraschend. Sie hatte mich enthusiastisch für Weimar gehalten. Der Minister ging indessen, nachdem er eine Tasse getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und mischte sich nur selten in unser bald ermattendes Gespräch, durch wenige hingeworfene Worte. Ich erfuhr später, daß er gerade an diesem Tage einen Verdruß gehabt, der sein weiches Gefühl schmerzlich verletzte.

Um dem Gespräche eine angenehme Wendung zu geben, lobte ich die liebenswürdige Lebhaftigkeit der kleinen Comtesse; doch die Gräfin berichtigte sogleich, das kleine Mädchen sey die Tochter des verstorbenen Kapellmeisters Schults; sie mache sich nur ein Vergnügen daraus, sie zu erziehen und ausbilden zu lassen. Sie tanze schon sehr artig, zeichne und spreche Französisch. Lebt die Mutter noch? fragte



ich. Ja, erwiderte die Gräfin, sie arbeitet in unsrer Küche als Scheuermagd. — Nur mühsam unterdrückte ich einen Einwurf gegen die Inconsequenz dieses Verfahrens, und die Frage, was die hohe Bildung der Tochter in vornehmen Zirkeln machen solle und könne, indeß die Mutter in ihrer Nähe als Scheuermagd diene? Besonders war es mir fast schmerzhaft, daß mir die Berichtigung in Gegenwart des kleinen Frauenzimmers ertheilt wurde; nur wenige Schritte von uns spielte sie und — lauschte. Ich betrachtete sie seitdem immer mit geheimen Mitleid. Offenbar war sie der Gräfin nur eine Puppe, mit der sie Großmuth spielte, ohne sich um die Zukunft derselben zu kümmern. Spätere Nachrichten schienen meine Besorgnisse zu bestätigen. In vornehmen Zirkeln erwachsen, mit der beständigen Erinnerung, daß sie nicht zu denselben gehöre, mit mancherlei Talenten oder vielmehr Kunstfertigkeiten zur gesellschaftlichen Unterhaltung ausgerüstet und ohne diejenige nützliche Bildung, die der Bürgerstand fordert; an Ansprüche und Formen des höheren Standes gewöhnt, die man ihr hingehen ließ, so lange ihre Beschützerin neben ihr stand, und die man höhnend zurückwies, sobald diese selbst nicht mehr die frühere Geltung hatte oder

starb, mußte sich das Frauenzimmer wohl sehr unglücklich fühlen. Auch wenn die Gräfin ihre Pflegetochter, wie wohl zu erwarten ist, durch ein Vermächtniß vor drückender Noth sicherte, — in welcher Sphäre des Lebens konnte sie einheimisch werden? — Ich erinnere mich des Handschlages, den ich dem edlen Grafen gab. Zwar ist Niemand unter den Lebenden, der ihn geltend machen könnte, und die tiefsten politischen Geheimnisse jener Zeit ließen sich jetzt ganz ohne nachtheilige Folgen, ja, ganz ohne Wirkung offenbaren. Aber ich gab den Handschlag und fühle die Pflicht, ihm ohne Deutelei treu zu bleiben, und zwar in Rücksicht auf das Familienleben, dessen Zeuge man mir zu seyn erlaubte, so sehr, als auf die politischen Verhältnisse, so viel ich deren mehr errieth, als durch Mittheilung kennen lernte. Nur flüchtige, kurze, leichte Umrisse glaub' ich geben zu dürfen von dem Unvergänglichsten.

Ich blieb drei Wochen auf Seelust, während deren ich nur zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage streifte ich in dem königlichen Thiergarten herum, der an den Garten zu Seelust stößt, oder



schrieb, oder las Dänisches. Zu Mittage hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, sie mitzutheilen; aber für mich Fremden hatten sie kein Interesse. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor. Zu meiner Bestreßung fanden sich nur selten Besuche ein. Zwar kam einmal die verwittwete Königin Juliane Maria zum Thee heraus, und die Ankunft von Schildkröten aus der Plantage in Westindien wurde durch ein splendides Diner gefeiert; außerdem aber stellten sich nur einzeln und selten nur Deutsche Gelehrte ein, auch wohl Deutsche Studenten, die dem Schutze des Grafen empfohlen waren. Sie wurden jedesmal zur Tafel behalten und mit Achtung behandelt. Am merkwürdigsten war mir unter ihnen ein Geistlicher, Namens Chr., durch die neuen Beweise, die seine Behandlung mir von der großen Humanität des Grafen gab. Der Mann war in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande Prediger gewesen, hatte sich aber so viele Neuerungen in der Liturgie und in seinen Lehren erlaubt, daß die Gemeinde und die benachbarten Prediger selbst ihn verklagten. Man mußte ihre Beschwerden für gerecht erkennen und um ihnen abzuhelfen, — berief

man ihn als zweiten Deutschen Hofprediger nach Kopenhagen. Zu fungiren hatte er hier wenig; er legte also eine Unterrichts-Anstalt an und erhielt viele Pensionäre. Nach Seelust kam er, den Grafen um Mittheilungen aus den Archiven zu einer Biographie des vor Kurzem verstorbenen Bernstorff zu bitten. Der Graf überlegte das etwas bedenkliche Ansinnen. Um den Entschluß desselben zu beschleunigen, fuhr Chr. unbesonnen mit dem Versprechen heraus, die Biographie des Grafen dereinst mit noch höherer Vorliebe zu schreiben. Der Graf sah ihn fest an und fragte dann: Wie alt sind Sie? Chr. sagte es. Ich, erwiederte Schimmelmann lächelnd, ich bin also zwei Jahre jünger, als Sie, und befinde mich wohl. — Man denke sich die Bestürzung des Mannes, der jetzt erst die lächerliche Abgeschmacktheit fühlte, die er begangen. Diese hinderte indeß nicht, daß nicht nur er, sondern auch der jüdische Pensionär, den er mitgebracht, zur Tafel gezogen wurde, wo er nicht unterließ, lebhaft zu peroriren. Endlich, da der Herbst unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude; denn die auf dem Lande verbrachte Zeit betrachtete ich mit Recht als verloren. Sehr viel besser fühlte



ich mich indessen doch nicht situiert. Zwar machte ich jetzt fast täglich an der Tafel des Ministers irgend eine neue Bekanntschaft, und oft eine sehr interessante; aber ich konnte sie, durch meine Verhältnisse im Hause des Grafen behindert, wenig benutzen. Bei den Besuchen, die ich machte, fand ich zwar in den Deutschen Häusern und Zirkeln, z. B. in dem reichen Hause der Dichterin Brun, bei dem berühmten Münster, bei Marezoll, freundliche Aufnahme; aber bei den Dänischen Gelehrten eine so förmliche, zurückhaltende, daß es mich schmerzte. Ich klagt' es Marezoll, und er antwortete: „Sie wohnen im Pallaste eines Ministers, und Minister, besonders Deutsche, lieben die Dänen jetzt nicht.“ Das zuerst machte mich auf den öffentlichen Geist aufmerksam, von dem ich weiterhin sprechen werde.

Dieser Umstand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als sie ohnehin war. Man erinnere sich meines Kerkers über die Reise, auf welche mich die Gräfin in Holstein herumgeschickt hatte. Der erste Abend schon in Seelust hatte meine Empfindlichkeit gegen sie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuschen sich über dergleichen Gefühle nie, und so erwiderte sie das meinige sehr bald und

diese Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenosse, mich bestreben mußte, jeden Anlaß zur Aeußerung des Mißfallens zu vermeiden und wir uns täglich sahen. Ich bin überzeugt, daß sie bald anfang, mich zu hassen, und mir war der Aufenthalt im Pallaste eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, seine Güte schien noch dadurch gesteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte. Ich sprach einmal bei Tische mit Bewunderung von dem, was man mir von Friedrichswerk erzählt hatte. Dort war eine Menge von Fabriken für Rechnung des Staates versammelt, unter denen besonders eine Gewehrfabrik und die Kanonengießerei ausgezeichnet waren. Schon nach zwei Stunden ließ der Graf mir durch seinen Kammerdiener sagen, am folgenden Morgen reise ein Beamter nach Friedrichswerk und habe den Auftrag, mich mitzunehmen, wenn ich die Reise machen wolle. Ich that es und es fand sich bald, daß der Beamte beauftragt worden, mir Alles zu zeigen. Ein andermal äußerte ich den Wunsch, ein Marine-Arsenal und ein Kriegsschiff genau zu sehen zu können. Sogleich versprach der Graf mir



ein Billet an den Capitain Bille, der im Arsenal und im Kriegshafen commandirte. Ich sandte es ab und Bille — derselbe, der etwa ein Jahr später mit einer kleinen Escadron nach Algier ging und vom Dey einen Tractat zur Sicherung der Dänischen Handelsflagge erzwang, — bestimmte sogleich die Stunde des folgenden Morgens, da er mich im Arsenal erwarten würde. Er selber zeigte und erklärte mir Alles, was ich zu sehen wünschte. — Eines Tages speiste der Professor Nyerup, der zweite Vorsteher der königlichen Bibliothek, bei dem Grafen, und da dieser hörte, daß ich die Bibliothek noch nicht besucht habe, forderete er Nyerup sogleich auf, mich in ihr herumzuführen. Nyerup dehnte die Befolgung des ministeriellen Wunsches mit einer so großen Gefälligkeit aus, daß er drei Tage meinen Cicerone machte, nicht nur in der königlichen Bibliothek, sondern auch in der vielleicht eben so merkwürdigen Classenschen und in mehreren Kabinetten und Sammlungen.

Die große Güte des Ministers beschämte mich indeß fast noch mehr, als sie mich erfreute. Ich fühlte, daß ich Nichts thun konnte, um sie zu verdienen. Von geschickten und eingeübten Männern, die er zum Theil selbst gebildet hatte, umgeben, bedurfte er meiner

Dienste nirgends in allen den Departements der innern Verwaltung, und mich zu dergleichen für die Zukunft einzuarbeiten, fehlte mir Hang — und vielleicht auch schon die Fähigkeit. Ich war nicht mehr gefügig genug, wenn ich es jemals gewesen. Mich, den Fremden, dem Departement der ausländischen Angelegenheiten zuzuweisen, war der Minister zu klug; aber in seinem Hauszirkel abzuwarten, daß ich mich gleichsam naturalisirt hätte, schien mir bei der Stimmung der Gräfin gegen mich unendlich.

In einer Stunde aufwallenden Mismuthes äußerte ich diesen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunsche, nach Weimar zurück zu kehren. Er suchte mir zwar Muth einzusprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich gesagt. Bei dem letzten Gespräche, das ich mit diesem hatte, sagte er, man habe die Absicht, in Leipzig einen Consul anzustellen; ob dieser Posten mir wünschenswerth schiene? Ich gestand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältnissen einer unabhängigen literarischen Thätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entschädigung für die Reise und vierteljährigen Gehalt auszahlen. Ich verließ den Palast



sechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gasthof mit dem Vorsatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu verweilen, um es nun wirklich kennen zu lernen. In welcher Stimmung? Man hatte mir im Gasthose neben dem ersten Kaffee ein Schreibzeug hingesezt. Ich ergriff eine Feder und schrieb, im frohen Muthe der wiedererlangten Unabhängigkeit:

Sprach Sultan Selim heut zu mir:  
„Komm her und sey mein Großvezier!“ —

Bei Mahom's Bart! ich dankte fein:  
Ich weiß was Besseres zu seyn:

Mein eigener Herr! —

**Aus Kopenhagen.**

Alles, was ich über Kopenhagen und Dänemark, wie sie vor 42 Jahren — waren? nein! — mir erschienen, zu sagen habe, ist fast nur die Frucht meines Beobachtens während dieser vier Wochen. Um diese recht methodisch zu benutzen, stellte ich mir eine so viel als möglich unverbrüchliche Tagesordnung fest. Die ersten Morgenstunden wandte ich an, die

Aufsätze der „Rückkehr in's Vaterland“ zu feilen, zu ordnen und zu vervollständigen. Auch verkaufte ich das Manuscript bei meiner Abreise einem dortigen Buchhändler. — Die folgenden Stunden hindurch studirte ich das Dänische. Sehr erleichtert wurde mir dies durch eine Uebersetzung des Prediger-Artikels meiner „Vetten,“ die mir in einer Dänischen Monatschrift nachgewiesen worden. In den Mittagsstunden machte ich Besuche oder besah einzelne Theile der Stadt und irgend eine öffentliche Anstalt. Zu Mittage war ich jezt, da ich nicht mehr als Hausgenosse eines Ministers gescheuet wurde, häufig zu Gaste gebeten, und war das nicht der Fall, aß ich an einer table d'hôte wie in meinem Zimmer. Nachmittags fehrte ich entweder wieder zu meinem Arbeitstische zurück, oder machte einen Streifzug mit einem Bekannten; später ging ich in's Theater oder in einen der Clubbs, in die ich jezt ohne Schwierigkeit eingeführt wurde, und beschloß den Abend mit dem Besuche irgend einer freundschaftlichen Familie, oder meinem Notizbuche, von dessen Hauptinhalte ich hier Einiges mittheilen will.

Die Stadt mit ihren drei königlichen Schlössern, von denen das Eine damals freilich eine unge-



heure, aber interessante Ruine war, ihren vielen Palästen und öffentlichen Anstalten und Gebäuden, ihrem Hafen, der schon damals jährlich von 4000 Schiffen besucht wurde; der Thätigkeit des Welthandels und der mannigfaltigsten Industrie in ihren breiten Gassen u. s. w. war damals so schön und interessant, daß ich nicht müde wurde, sie zu durchwandern. Sie wird es ohne Zweifel jetzt noch mehr seyn, trotz dem schändlichen Bombardement, das im Jahre 1807 gegen 400 Häuser verbrannte und 2000 beschädigte. Handelsstädte ersetzen ihre Verluste der Art schnell und mit Verschönerung.

Die Einwohnerschaft, aus Dänen, Norwegern und Deutschen zusammengesetzt, schien mir im Charakter, nach dieser Zusammensetzung, sichtbar verschieden. Die Dänen machten, wie man denken kann, den Haupttheil aus und die Hauptansprüche; aber sie schienen mir für den kräftigen, einfachen und geraden Charakter der Normannen eine ausgezeichnete Achtung zu haben, die diese nicht in gleichem Grade erwiderten. Sie schienen die Dänen für schwachmüthig, schlau, selbst hinterlistig zu halten. Die Dänen besaßen dagegen eine viel höher ausgebildete Industrie und Literatur, den Welthandel, die Hauptstadt, die

Kriegsmacht u. s. w. Sie waren ohne Widerspruch das Hauptvolk. Aber nicht das herrschende, nicht einmal das entscheidende. Das regierende Haus stammte aus Deutschland; die Deutschen Holsteiner und Schleswiger hatten volles Nationalrecht, und auf ihre große Nation gestützt das Uebergewicht an Cultur. Die oberen Stände besaßen durchaus Deutsche Bildung, und die Deutsche Sprache war so allgemein verbreitet, daß der Struensee'sche Gedanke, sie zur herrschenden zu machen, durchaus nicht widersinnig war. Ich fand in Kopenhagen viele Deutsche, die nicht Dänisch verstanden, und nur ein Paar Personen des gemeinen Volks sagten mir einmal: Jeg kan ikke snakke tydske. Indesß verstanden sie doch, was ich „snakkte.“

Senes Urtheil über den Dänischen Volkscharakter in Vergleichung mit dem Norwegischen wäre ungerrecht, wenn man es wörtlich nehmen wollte. Die Geschichte giebt Beweise genug, daß die Dänen großen Heldemuthes fähig sind, und jede Verschiedenheit im Charakter beider Völker ist wohl nur Dem zuzuschreiben, daß das Eine größtentheils ein Berg-, das Andere ein Inselvolk ist; Senes in jedem Individuum frei ist, bei Diesem aber bis zum Anfange



des 19ten Jahrhunderts Leibeigenheit der zahlreichsten Volksklasse anklebte, mit allen ihren verderblichen Folgen auf das Gemüth. Zwar hatte Friedrich der Vierte sie schon 1702 aufgehoben, aber vierzig Jahre später, 1742, wurde sie durch die Militärpflichtigkeit — tollitur index! — völlig wieder hergestellt. Denn diese führt unaufhaltsam zur Gleba-Adscription zurück, wenn sie nicht, wie in Preußen jetzt, allgemein für alle Stände ist. — Während des übrigen 18ten Jahrhunderts kämpfte jedes einsichtsvolle Ministerium darum, sie wieder fort zu schaffen, aber stieß immer auf gewältig widerstrebende Hindernisse, sogar von Seiten der Bauern selbst, denen man vorgesagt hatte, die Freilassung sey eine Art Verstoßung in's Elend. Um dies zu widerlegen, führte man an: Der Minister Bernstorff hatte vom Könige ein Gut mit völlig verarmter Bauerschaft in Seeland selbst geschenkt erhalten; er sprach diese frei und ließ sie im Besitze ihrer Wirthschaften. Zwanzig Jahre später, 1797, verheirathete Einer dieser Bauern seine Tochter mit einem Kopenhager Bürger und gab ihr 8000 Thaler mit. Solche Beispiele mußten wirken, und im Jahre 1800 wurden die letzten Ueberbleibsel der Leibeigenheit im ganzen Staate fortgeschafft. — Ohne die

trüben Schicksale, welche die auswärtigen Verhältnisse über ihn verhängten, ständ' er sicher jetzt blühend und selbst, für seine Größe, mächtig da.

### Die öffentliche Stimmung

fand ich, zu meiner Ueberraschung, in Kopenhagen sehr gereizt und unruhig. Schwerlich irgend wo in Deutschland, vielleicht selbst in manchen Städten Frankreichs nicht, wurde über die Französische Revolution in allen ihren Phasen so eifrig debattirt, als hier. In den öffentlichen Gesellschaften nahm Jeder Partei darüber, stritt, citirte aus dem Moniteur, prophezeichte. Mancher wußte die ganze Geschichte jedes Mannes auswendig, der in der Revolution einmal eine Rolle gespielt hatte und zufällig genannt wurde. Diese Stimmung mußte wohl bald auf die einheimischen Verhältnisse übertragen werden und die Hefigkeit, mit der man rücksichtslos über diese sprach, erklärte mir die trübe Stimmung, die ich fast immer den Grafen Schimmelmänn beherrschen sah. Ihn klagte die öffentliche Stimme in keiner Rücksicht an, aber



er stand zwischen zwei Parteien als erzwungener Vermittler da, zwischen den Herrschsüchtigen, die jede Aeußerung des Mißvergnügens mit Härte ersticken und strafen wollten, was wahrscheinlich sehr wilde Scenen herbeigeführt hätte und dem Volke, das sich unruhig bewegte, ohne bestimmt zu wissen, was es erlangen wollte, aber doch häufig Anlaß hatte, mit Recht sich verlegt zu fühlen.

In der That schien es beim ersten Blicke sonderbar, daß Mißvergnügen herrschen konnte. Der Bauernstand in den Dänischen Provinzen noch mehr, als in den Deutschen, war im Ganzen wohlhabend. Die Industrie und der Handel hatten freie Hand nicht nur, sondern wurden von der Regierung aufgemuntert und unterstützt. Die Gelehrten wurden geschätzt und durch Anstellungen und Auszeichnungen versorgt und gehoben. Der Adel war meistentheils reich und konnte seines Reichthums ungehindert genießen. Woher denn die allgemeine Unzufriedenheit? —

Man weiß, daß im Jahre 1660 in der allgemeinen Ständeversammlung der Bürgerstand und die Geistlichkeit, um dem Drucke des Adels zu entgehen, den König für völlig unumschränkt erklärten und daß der Adelsstand endlich sich gezwungen sah, diesem

Beschlusse beizutreten, der die Existenz aller Privilegien und Rechte von der Stimmung des Monarchen abhängig machte. Jetzt, da die Französische Revolution Freiheit und Volksrechte so unaufhaltsam predigte, fühlten viele Dänen aller Stände sich schon von dem bloßen Gedanken empört, daß sie, wenigstens dem Grundgesetze nach, sich schrankenlos, ganz ohne Rechte der Willkühr des Regenten preis gegeben sahen. Ferner: die unumschränkte monarchische Gewalt kann in den Händen eines wohlwollenden, weisen und kräftigen Monarchen unendlich viel Gutes stiften; aber Dänemark hatte nun schon seit dreißig Jahren einen wahnsinnigen König, der selbst unter persönlicher Obhut stand und ohne dessen Willen vier Cabinets-Revolutionen die Regierung in andere Hände gelegt hatten. Diese mußte wohl in eine Bureaukratie ausarten, die im Allgemeinen mild herrschte, um nicht verhaßt zu werden, in einzelnen Fällen aber, wie man behauptete, auf die Vollgewalt des Königs gestützt, tyrannisirte, ohne daß der noch junge, unter ihr erwachsene Kronprinz ihr wehren konnte. Er hatte nur Theil an der Regentschaft und folgte den Beschlüssen der Minister. Jeder von diesen war in seinem Departement fast souverain, ohne von



seinen Collegen, die gleiche Gewalt forderten, beschränkt zu werden. Man kann hinzusetzen: Jeder mag nur zu oft selber durch den Einfluß von Untergebenen gelenkt worden seyn. Hinter allen diesen Gruppen von Regenten und jedem Einzelnen aber denke man sich die ohne Souverain-Erklärung überall mitherrschende Frauenwelt! — Die Dänen mögen zuweilen wohl Ursachen zu Beschwerden gehabt haben, ob ich gleich keine sah.

Als auf ein Gegengewicht gegen jene Uebel der Verwaltung berief die Ministerial-Partei sich auf die Pressfreiheit. Leider wurde diese gerade damals von jungen, vorlauten Brauseköpfen durch Mißbrauch gefährdet. Einer von diesen ließ drucken: „Wir wollen frei werden, trotz dem Gesetze von 1660.“ Die Regierung ließ sich bisher durch Nichts bewegen, die Pressfreiheit zu beschränken, und nahm von ähnlichen Ausbrüchen keine Notiz. Diese Kampfverkündigung gegen die Verfassung schien indeß doch zu stark. Der General-Procureur denuncierte sie und der Verfasser sollte verhaftet werden. Er wurde in der Stille benachrichtigt, entfloh auf die jetzt Schwedische Insel Hven, die im Sundeliegt, vielleicht 3 Meilen von Kopenhagen. Dort brachte er sechs

Wochen zu und wurde dann, auf die dringende Verwendung des Grafen Schimmelmann, begnadigt. „Wenn wir nicht Nachsicht mit der feurigen Unbesonnenheit der Jugend haben, sagte der Graf, so zerschellen sich die besten Köpfe der Nation an dem Fuße des Thrones.“ Der junge Mann kam zum Grafen, ihm zu danken, und dieser entließ ihn mit Vorstellungen in wahrhaft väterlichem Geiste. Der Reuige versprach, wie es schien aufrichtig, sich nicht mehr in die Politik zu mischen, versprach, was zu halten seiner Aufregung unmöglich war. Kurz darauf erklärte ein nicht viel älterer Beamter in der Kammer in einer Flugschrift: „Als Schriftsteller sey Niemand an den Eid gebunden, den er dem Könige als Beamter geleistet habe.“ Das war allerdings in einem Staate wie Dänemark eine sehr feste Behauptung, aber doch immer nur eine Hypothese, welche eine Widerlegung, höchstens eine officiële, ernste Zurechtweisung hätte veranlassen sollen; doch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Klagen des Volkes über Willkühr der Beamten nicht grundlos waren. Der Ober-Procureur denuncierte bei dem Collegium, unter dem der Assessor C. angestellt war; dieses fragte bei der Dänischen Kanzlei, der Oberbehörde für Bestallungs-



Sachen, Privilegien u. s. w. an, was ein Beamter verdiene, der so Etwas habe drucken lassen?" Die Antwort war: Absetzung, — und diese wurde, ohne Verhör, ohne abgeforderte Erklärung, dem Assessor C. angekündigt. Der Vorgang empörte alle Gemüther, besonders da C. ein Paar Wochen vorher geheirathet hatte und kein Vermögen besaß. In den Clubs, an der Börse, auf den Gassen declamirte man dagegen. Der vor Kurzem begnadigte junge Feuerkopf aber griff wieder zur Feder und schrieb, in Verbindung mit einem Freunde, eine Flugschrift, die alles Frühere an Heftigkeit überbot. Sie hieß: *Triajuncta in uno*, und enthielt unter Andern den Ausruf: „Wenn Gründe nicht mehr bei den Ministern helfen, so muß man mit Kugeln und Dolchen sprechen!“ Der Drucker wurde vor Gericht gefordert und übergab ein schriftliches Zeugniß des Dichters Malthe Bruun, daß er der Verfasser sey; aber er hatte schon wieder Dänemark verlassen. — Er wurde bald eine der geschäftigsten gelehrten Autoritäten einer fremden Literatur, und zwar der Französischen. Den Namen des abgesetzten Assessors, Collat, eines Norwegers, trug bei den ersten Versammlungen des Storthings der hohe Beamte, der, mit dem vollen

Vertrauen des Königs beehrt, dort die Rechte der Krone vertrat, und der literarische Waffengenosse von Malthe Bruun hieß Kjerulf, wie der Ober-Präsident von Kopenhagen, der Christian den Achten im Namen der Stadt complimentirte. In gewissen kleinen Staaten hätten diese drei ausgezeichneten Köpfe für ihre jugendlichen Uebereilungen vielleicht alle Jahre ihrer größten Tauglichkeit in irgend einer Festung vertrauern müssen, wären vielleicht wahnsinnig geworden. — Schimmelmann und der Griechische Dichter Alexis hatten Recht:

„Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren, ist herb, stößt Hefen aus — dann setzt er sich, wird klar und süß und bleibt auf immer so.“ Darum, alte Menschen, habt Nachsicht für junge Menschen. —

Diese Vorgänge veranlaßten eine heiße Debatte im Minister-Rathe und den Vorschlag, die Pressfreiheit aufzuheben, die den Freunden der Willkühr immer, wie überall, tödtlich verhaßt war. Jetzt regte sich aber Alles und selbst alte, sonst ruhig zusehende Männer griffen zur Feder. Folgender Aufsatz wenigstens, der mich durch seine Anlage und Leitung bewog, ihn zu übersetzen, rührt offenbar nicht von einem



Jünglinge her, und nicht von Einem, der seinen ersten literarischen Feldzug macht. So kunstgerecht und bedächtig ladet und zielt und — trifft, sagte man, nur ein Veteran. Als Zeichen der Zeit hat er, dünkt mich, Interesse; auch wohl als Probestück der Dänischen Literatur jener Zeit.

### Der Einsiedler.

Ein—

Was man will.

Es giebt der Einsiedler gar mancherlei. Ich z. B. — ich habe eine Frau, die ich vor unserer Ehe unbeschreiblich reizend und in derselben sehr achtungswürdig fand; ich habe einen Sohn, der sein neunzehntes Jahr zurückgelegt hat, und zwei Töchter von achtzehn und siebzehn Jahren. Diese Töchter wiederum haben junge, lebhafte Bewerber. — Aber zum — ! Was hilft mir das Alles? Mein Sohn ist auf der Universität, meine Frau ist mit den Töchtern nach Deutschland in's Bad gereist und die Freier werden

sich's während ihrer Abwesenheit wohl schwerlich mehr kosten lassen, als ein Paar Anstandsbesuche bei dem Vater. Es ist wahr, das Gut, das ich bewohne, liegt zwischen dem Sund und der Poststraße und hat einige hundert anständige und gebildete Bauern; aber diese wissen längst, daß ich von der Landwirthschaft Nichts verstehe und mich um ihre Familienschichten nicht bekümmere, weil sie in der Regel fast eben so alltäglich sind, als Stadt- und Hofgeschichten. Was aber den Sund und die Heerstraße betrifft, wo in jeder Minute fast ein Schiff oder ein Wagen hinzieht, — erst seit ich ein Einsiedler bin, fällt es mir auf, wie viel Menschen in der Welt sind, die mich Nichts angehen.

Was werd' ich anfangen mit meinen Morgen, meinen Mittagen, meinen Abenden? — Ha, mich wandelt schon ein Gähnen an, wenn ich mir überdenke, wie viel Stunden so ein Tag hat! Freilich, wer so da sitzt, wie ich, mit halb nackter, halb grauer Scheitel, hat eben keine besondere Aufforderung, Mittel zu suchen, daß seine Zeit schnell verfließe; aber wenn sie denn auch gar so strengflüssig ist, Einem wie Honig oder Hefe von den Fingern träufelt — sie kurz weg von der Hand wischen, wie jener



Engländer, der es überdrüssig war, sich jeden Morgen an- und jeden Abend auszukleiden, zeigt immer von wenigstens momentanem Wahnsinne, doch —

Daß ich darüber erst viel nachsinne, wie müßig die Zeit zu verlieren ist! Und habe doch an Höfen gelebt! Wer Nichts zu thun hat, braucht nur eine bestimmte Ordnung in sein Nichtsthun zu bringen und ernstlich strenge darüber zu halten, so hat er mehr Beschäftigung, als Andere glauben können. Ich habe Männer gekannt, die vom ersten Pagenrock bis ihnen der Tod die Hofmarschalls-Uniform auszog, nichts Anderes zu thun hatten, und doch im siebzigsten Jahre mit einem Seufzer über die Kürze des Lebens entschließen.

Der Gedanke soll nicht verloren gehen. Ich will sogleich meine Befehle geben, in welcher Minute am Morgen meine Gardinen geöffnet werden sollen, — in welcher der Kaffee — Rasmus! Rasmus! —

— Das wäre geordnet! Nun noch ein Tagebuch darüber — Ein Tagebuch! Herrlicher Gedanke! Das Tagebuch eines Mannes, der ganz allein ist, Nichts zu thun hat, niemals Besuche macht und fast niemals welche erhält, muß ein sehr lehrreiches Werk werden. Wenigstens wird mir das meinige ein Mittel

geben, meine Frauenzimmer dafür zu strafen, daß sie mich ein Paar Monate lang allein lassen. Nächsten Winter setz' ich mich jeden Abend zu ihnen und lese ihnen daraus vor, bis — ja, bis ihre Schläfrigkeit allzu rührend wird.

Zwar hat einmal ein gewisser Montaigne gelebt, der ein dickes Werk schrieb, das im Grunde Nichts ist, als das Tagebuch eines Einsiedlers, und ich habe Leute gekannt, die für sehr geschickt galten, und gar nicht aufhören konnten, wenn sie es einmal lobten. Aber der Mann sammelte aus einer Menge von Büchern, sagt man, geistreiche Gedanken über diesen oder jenen Gegenstand und fügte dann in der Regel noch geistreichere hinzu. Das ist mir zu mühsam. Ich will aufschreiben, was mir in meinen vier Wänden widerfährt, und sollte dann irgend ein Gedanke mit unterlaufen — nun, es ist eben so gut, daß er auf dem Papiere steht, als daß ich ihn in dem nächsten Augenblicke vergesse.



## Erster Tag.

Meine Stuhluhr that eben den letzten, den achten Schlag, als Rasmus an mein Bett trat. Ich stand auf. Ein Viertel auf neun Uhr war meine Morgentoilette gemacht und ich gehe auf die Terasse zum Frühstück.

Was seh' ich! Neben meiner Tasse ein großes Paquet gedruckter Blätter. Zeitungen! Ist der Rasmus bei Sinnen! Mir Zeitungen? Ich habe seit 20 Jahren keine aufmerksam angesehen. Ja, wie ich noch im Militär war! Die Montirungs-Vorschriften und die Beförderungslisten sind doch immer wichtige Artikel für die Armee, wie die Nachricht von Hoftrauern für das Kabinetministerium, die Gesandtschaften und die großen Männer in kleinen Städten, die durch die devote Beobachtung derselben anzeigen wollen, daß sie hoffähig wären, wenn sie am Hofe leben könnten.

So viel ist gewiß: viel Neues werd' ich in den Zeitungen finden, da ich so lange keine las. Eine ganz neue Welt wird sich mir aufthun; ob eine anziehende? — Nun es hängt ja nur von mir ab, die

grauen Blätter bei Seite zu werfen, wenn sie mir lange Weile machen.

So kommt denn her, ihr lügenhaften Diener der Wahrheit, ihr am schlechtesten geschriebenen und am begierigsten gelesenen Schriften, ihr so gering geschätzten und so sehr gefürchteten — sche Antithesen zuschießen! — Rasmus, verschließe das Fenster! Die Zugluft giebt mir den Schnupfen! —

Ohne Betrachtungen zum Lesen:

— Sieh' da! Welch' ein Fund!

„Aus — —. Se. Excellenz, der Herr Staatsminister von — haben beschlossen, der täglich mehr um sich greifenden Pressfreiheit endlich einmal feste Schranken zu setzen.“

O du großer, du erhabner Mann! Das ist ein Entschluß, der einer Krone werth ist! Verzeihung, daß ich Dich bisher mir nur immer noch als den ausschweifenden, pasquillantischen Burschen zu denken vermochte, der Du auf der Universität warst! Es läßt sich nicht läugnen, Deine sogenannten lustigen Streiche von damals sahen oft Bubenstücken zum Verwechseln ähnlich; aber weg mit allen solchen Er-



innerungen! Du bist mir künftig ein Halbgott! Du willst der Frechheit im Pressen ein Ende machen. D wie nothwendig das ist! Von den Ministern bis zum Bettelvogt herab — Alles preßt im Namen des Staates, aber in der Regel für eigne Rechnung. Die Beamtenwelt manches Staates läßt sich durchaus nicht passender darstellen, als unter der Figur einer großen Kelter, in welcher dem armen Volke Geld, Blut und Thränen abgepreßt werden, damit die Beamten, eigentlich doch nur Diener, die Herren des Staates spielen können. Der Fürst giebt den Namen dazu her, aber die Willkühr der Beamten Maaß und Vorschrift. Und warum? Weil es so schwer ist, dem Fürsten Nachricht davon zu geben. Immer kann man den Beamten nur bei einem höheren Beamten verklagen und diesen wieder bei einem höheren, und Alle sehen einander gefällig nach, worüber sie in anderer Form und in anderem Maaße selbst der Nachsicht bedürfen. Ja, wenn, wie in England und Frankreich, Publicität, allgemeine Publicität herrschte! — Geduld, nun wird das aufhören! Der Pressfreiheit soll ein Ende gemacht werden. Ich beuge mich vor Dir im Geiste, tief, tief, edler Mann! — Doch ich will weiter lesen.

„Es sollen deshalb neue, strengere — Censur-Instructionen ausgefertigt und alle Verstöße gegen — das Censur-Edict auf's Härteste gestraft werden.“

Lesest du richtig? Also von der Druckerpresse war die Rede? Und die seltenen, halblauten Seufzer des Volkes, die noch zuweilen durchschlüpfen, nennst Du Frechheit? Die Druckerpressen sollen noch mehr gehemmt werden, damit Nichts die Beamtenpressen gefährde? — Geh, Burche! Du bist, trotz Deinem Ministerposten, noch immer derselbe Sch —, der in Kiel wegen seiner Streiche in den B — — erklärt wurde.“ —

Gegen welchen Vornehmen dieser Kernschuß bestimmt war, flüsterte man sich zwar in's Ohr, aber ich hab' es nicht erfahren können. Bei der Sache der Pressfreiheit selbst trat wahrscheinlich wieder Schimmelmann's weise Humanität in's Mittel. — Ein Jahr früher hatte seine Gemahlin von einem Schweizerischen, in Kopenhagen angesiedelten Kaufmann einen Brief mit der dringenden Bitte erhalten, sie möge, um der heiligen Religion willen, ihren ganzen Einfluß bei dem Grafen aufbieten, damit er den irreligiösen, gotteslästerlichen Aeußerungen der Flugschriften und Zeitungen ein Ende mache. Sie



antwortete, natürlich nach der Weisung ihres Gemahls: Das beste Mittel, solche Anstößigkeiten unschädlich zu machen, wäre, sie keiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Die Pressfreiheit dürfe ihretwegen nicht verletzt werden &c. Nun erhielt sie einen neuen, zwei Bogen langen Brief, worin eine Unzahl biblischer Sprüche angeführt wurden. Sie antwortete nicht weiter.

Bei der Ueberzeugung der einen Partei im Cabinet von der Heilsamkeit, ja Nothwendigkeit der Pressfreiheit und dem Haffe der andern Partei gegen sie schien es mir sonderbar, daß man nicht das geeignetste und einfachste Mittel anwandte, ohne Aufhebung ihrer Nützlichkeit ihr das Gefährliche zu nehmen. Ich meine, daß man nicht den literarischen Feinden literarische Vertheidiger entgegen stellte, die ungerechten Vorwürfe widerlegte und — dem Anlasse der gerechten — abhalf. — Dies Abhelfen mag denn wohl Manchem nicht sehr gelegen gewesen seyn. Minister, die weder das Eine wollen, noch — das Andere — freilich die müssen öffentliche, unabhängige Stimmen über ihre Verwaltung sehr unbequem finden.

## T h e a t e r

hatte Dänemark damals zwei: das große königliche in Kopenhagen und ein kleineres in Odensee in Fyhnen, von dem man aber versicherte, daß es kaum Erwähnung verdiene. Also auch hier ein einziger Glanzpunkt, worin, ohne Rival, das Vermögen des Ganzen zusammengezogen war, zum Leuchten, zum Anschein von Größe; übrigens aber Dunkelheit und Kleinlichkeit. Und dieser einzige Hochaltar der Muse, an dem mit Dänischer Zunge gedient wurde, schien mir noch dazu nicht sehr bewundernswerth. Das Schauspielhaus war von außen recht stattlich, selbst geschmackvoll und bei Verzierung des Saales war kein Gold gespart. Er war geräumig und hatte drei Reihen Logen unter dem Paradiese. Das Parterre wurde nur von Männern besucht; im Parquet aber waren Männer und Frauen gemischt. Die Decorationen waren in den wenigen Stücken, die ich sah, sehr mittelmäßig.

Von den Schauspielern sagte man mir, daß diejenigen, die Talent zeigten und sich achtungswerth betrug, häufig in angesehenen Gesellschaften zuge-



lassen würden; die Schauspielerinnen hingegen standen ziemlich unter dem alten Anathem und ihre Ehrbarkeit soll es gerechtfertigt haben. Die jüngeren, sagte man, werden jetzt von irgend einem Großen unterhalten, und die älteren wurden es ehemals; ja, man nannte mir unter ihnen eine Somfru (Jungfrau) S., die 6 Kinder hatte, mitten unter ihnen lebte und es gar nicht unrecht fand, wenn man sich nach dem Befinden ihrer Familie erkundigte.

Ob ausgezeichnete Talente im Personale waren, weiß ich nicht. Ich habe keines lebhaft preisen gehört, wohl aber Klagen darüber, daß Gehalte und Rollen nach partieller Protection vertheilt, daß junge Talente ohne Beschützer zurückgewiesen würden, um die allmählig veralteten im Gange und Ruhme zu erhalten. Da es keine andere Bühne zu ihrer Entwicklung gäbe, gingen so viele Talente für die Kunst verloren. Die jungen Schauspielichter befanden sich in gleich schlimmer Lage. Es bedürfte hoher Fürsprache, wenn in Kopenhagen ihre Arbeiten nicht ohne Prüfung zurückgewiesen werden sollten, und geschähe das, so wären diese verlorne Mühe gewesen. Man behelfe sich mit den alten Stücken und Uebersetzungen.

Was an allen diesen Beschwerden gegründet war, weiß ich nicht. Aehnliche hört man bekanntlich bei allen Bühnen, und das Fragment der Germanischen Nation, das man die Dänische nennt, ist zu klein, als daß durch jenes Verfahren, wenn es gegründet war, viele Talente können untergegangen seyn.

Am ersten Abende, da ich das Theater besuchte, begann die Darstellung mit dem „Mann von vierzig Jahren,“ aus dem Französischen, wenn ich nicht irre, dann folgte eine sogenannte „Unterhaltung.“ Diese letztere bestand aus Tänzen. Es hüpfen zwei Trupps von Tänzern und Tänzerinnen aus den Coulissen, machten einige Tanzfiguren und zogen sich dann zur Seite. Statt ihrer erschienen eine Tänzerin und ein Tänzer in Norwegischer Bauerntracht, um einen Norwegischen Volkstanz aufzuführen. Sie, artig gekleidet, tanzte mit einnehmender Grazie; er wurde aber auch lebhaft beklatscht, obgleich seine Hauptleistung darin bestand, sich auf die Hüften zu klatschen und mit vorgebogenem Kopfe, wie ein Stier, und vorgestreckten Händen, als wolle er sich vor dem Fallen sichern, so schnell im Kreise zu drehen, daß seine Tacke, die einen kurzen Schafspelz vorstellte, sich wie



ein Reifen um ihn ausbreitete. Wahrscheinlich gehörte das Alles zum Volkstänze, doch geschmackvoll fand ich es nicht. Die Figuranten machten wieder einige Touren und verschwanden. Der Vorhang ging auf und man gab „die honette Ambition,“ ein witziges Lustspiel von Holberg. Man lachte und applaudirte viel. Ich hatte lange Weile, da ich nicht verstand, was man sprach. Daher kam es wohl ohne Zweifel, daß mir auch das Spiel der Darstellenden und ihr Sprechen mißfiel. Der Redeton des Dänischen hat etwas Gurgelndes, an das man sich in der Gesellschaft leicht gewöhnt und das sogar bei einer gefühlvollen weiblichen Stimme und aus einem schönen Munde ertönend, reizend werden kann, doch auf der Bühne nicht wohlthut. Ich hörte einige Abende später ein Singspiel, „Wiinehøsten,“ die Weinlese. Ich hörte liebliche Melodien, aber der Klang der Worte machte im Gesange eine noch weniger gefällige Wirkung auf mich, als beim Sprechen.

Aus langer Weile betrachtete ich die Befetzung der Logen. Ueberall Blondinen! Vollwangig, mit ruhigen Mienen und sanftem Blicke der Augen. Vortrefflich! dacht' ich. Die Blondinen hatten immer mehr Reiz für mich, als Brunetten, doch — toujours

perdrix! Ich hätte beinahe einen freudigen Ausruf gethan, als ich ein Paar Tage später in einem Gesellschafts-Zirkel eine reizende Brunette mit den schwarzen Augen um sich blitzen sah. Es war eine Portugiesische Dame.

In einer großen, besonders decorirten Loge, den Schauspielern zur Rechten, bemerkte ich etwas Auffallendes. Nur Eine Dame und ein kleiner Mann, schwarz gekleidet, mit einem Stern auf der Brust und langen Manchetten, schienen darin zu seyn. Während der Vorstellung war er sehr aufmerksam, schien aber immer zu kichern. Am Ende des Actes sprang er auf und ging schnell in der Loge auf und ab. Ein Stuhl stand ihm im Wege; er hüpfte hinüber. Die Dame, die zugleich mit ihm aufgestanden war und, mit dem Rücken zum Publicum gewandt, zu ihm zu sprechen schien, zog ihm den Stuhl aus dem Wege, aber nun legte er ihr die Hand auf die Brust und drückte sie gegen die Balustrade, als wolle er sie hinüber stürzen. In dem Augenblicke wurden ein Paar andere Gestalten aus dem Hintergrunde sichtbar, er aber setzte seinen Spaziergang fort, lachend, wie es schien, über den leeren Schrecken, den er der Dame verursacht. „Um Gottes Willen! Wer ist der Mann?“



flüsterte ich dem Bekannten zu, mit dem ich in's Schauspiel gegangen war. St! antwortete er. Sehn Sie nicht hin! Er nimmt das leicht übel. Es ist

### Der König.

— Der König!! — — Nein! Ich sah nicht wieder hin. Ich sah einige Augenblicke lang gar Nichts um mich her. So tief hatte mich der Anblick des unglücklichen Mannes ergriffen, der, einst mit herrlichen Talenten zu dem höchsten Berufe des Menschen bestimmt, durch die böshafte Hinterlist, sagte man, so tief gestürzt worden. Er soll noch dazu, wenigstens in hellen Augenblicken, sein Mißgeschick tief gefühlt und zuweilen ausgerufen haben: „Armer Christian! was hat man aus Dir gemacht!“ — Gemacht! Das war allerdings die Ansicht, die man sich einander zuflüsterte. Vielleicht aber gehört dazu Nichts mehr, als daß man dem jugendlichen Hange des 16-jährigen Prinzen zu Ausschweifungen in Paris Nahrung gab.

Die geheimere Geschichte dieses Monarchen verdiente mit Wahrheitsliebe und Genauigkeit bekannt

gemacht zu werden. Sie könnte Belehrung, wichtige Belehrung in Kreise bringen, zu denen sonst Wahrheit und Belehrung entweder gar nicht durchbringt, oder vergeblich. Sie hat manche Dunkelheiten.

Worin bestand der Wahnsinn, um dessentwillen man ihn der Regierung unfähig erklärte? Er hatte keine Anfälle von Raserei, sondern war nicht selten in froher Laune und immer wohlgemuth. Er war auch nicht blödsinnig, sondern hatte oft sehr witzige und treffende Gedanken. Nach Allem, was ich über ihn hörte, war er nur oft läppisch in seinem Beginnen. Fürsten, die viel ärgere Geistes- und Charakterfehler hatten, haben nicht selten lange regiert. Freilich zum Unheil ihrer Unterthanen, und so war es gewiß gut, daß seine Gemahlin — denn sie war es eigentlich schon, die ihn der That nach der Regierung entsetzte, — statt seiner eintrat, indem sie Minister wählte, die ihr Zutrauen hatten. Den Titel und den Anschein der Regierung ließ sie dem Könige, und das kostete ihr den Thron, da sich Andere des Mannes ohne Willen bemächtigten. Auch die Gegner behielten den König als Symbol der Autorität bei, um ihren Beschlüssen Sanction zu geben und durch Repräsentation zu fungiren, — und wurden



dann gleichfalls dadurch gestürzt, daß eine Gegenpartei das Scheinbild eines Monarchen in ihre Gewalt brachte. Auch diese ließ es in der bisherigen Geltung. Sie kam indeß zuweilen in sonderbare Verlegenheit dadurch, daß seine Persönlichkeit unerwartet erwachte und sich sehr launenhaft äußerte. So hatte einmal ein Gesandter in voller Versammlung des Hofes sein Creditiv überreicht, mit einer feierlichen Rede; statt aber die von Bernstorff entworfene Antwort herzusagen oder abzulesen, ließ der Angeredete einen gewöhnlich nicht sichtbaren Theil des Mundes erblicken, kehrte dem Gesandten den Rücken und lief davon mit den Worten: „Ich kann hot Menneſke (den Menschen) nicht leiden.“ Alles war starr vor Ueberraschung; nur der Minister Bernstorff verlor nicht die Gegenwart des Geistes. Er folgte ruhig dem Entfernten, kam aber gleich zurück und sprach mit feierlichem Ernste: Der König und Herr, von einem plötzlichen Uebelbefinden ergriffen, hat mir aufgetragen, in seinem Namen ic. So erzählte man in Kopenhagen.

Ein anderes Mal hatte man den König mehrere Höflinge, die er nicht liebte, zu Kammerherren ernennen lassen. Eines der Diplome war ohne Namen

zurückgeblieben; wahrscheinlich zur Aushilfe bestimmt, wenn eine Unterschrift mißglückte. Am folgenden Morgen kam der Monarch früher, als gewöhnlich aus seinem Gemache, fand einen Ofenheizer beschäftigt, sah ihm eine Zeitlang zu und rief dann plötzlich: „Rasmus! (der allgemeine Knechtsnamen in Dänemark.) Du bist ein geschickter Mensch! Komm, mache hier die Thüren auf! — Gut! Mache sie wieder zu! — So! Setze einen Stuhl her! — Setze ihn wieder weg! — Gut! Du kannst so gut Kammerherr seyn, wie ein Anderer. Wie heißest Du?“ — Dann ging er in sein Gemach, füllte das Diplom mit dem Namen des Menschen aus, unterschrieb es und reichte es dem Menschen hin. „Nun, Rasmus, bist Du Kammerherr!“ rief der König und rieb sich freudig fichernd die Hände. Rasmus muß Verstand genug gehabt haben, einen klugen Rathgeber zu finden, um seine Ansprüche geltend zu machen. Die Minister mußten sie anerkennen, wenn die anderen Ernennungen nicht auch ungültig seyn sollten. Rasmus wurde mit einer Pension in ein kleines Städtchen geschickt.

Die satirische Laune des Monarchen traf oft auch einzelne Höflinge ziemlich empfindlich. Eines



Tages besah er einen langen magern Mann mit rothem Haar, der für ränkesüchtig galt, von oben bis unten und rief dann aus: Oben Fuchs, unten Storch! — Ein anderes Mal stand ein Scheinheiliger, dem mancher hinterlistige Streich nachgesagt wurde, nach Fische am Fenster und blickte andächtig gen Himmel. Möglich tappt der König ihm auf die Schulter und ruft ihm in's Ohr: „Gauner! Den da oben betrügst Du doch nicht!“

Ich muß den guten Dänen, die mir dergleichen Anekdoten erzählten, lobend nachsagen, daß sie öfter dabei seufzten, als lachten.

### Meine Bekanntschaften

und Begegnisse in Kopenhagen ausführlich zu beschreiben, wäre eine fade Unterhaltung, dergleichen ich weder geben, noch genießen mag. Nur von den Berühmten unter meinen Bekannten will ich einige flüchtige Skizzen aufstellen. Leider wird es nur eine Todtenschau. Alle, ohne Ausnahme, glaub' ich, sind dahin! — Der Interessanteste unter ihnen und Der, mit dem meine freundschaftliche Verbindung am

längsten dauerte, war Schmidt=Phiseldack, ein kleiner, magrer, lebhafter Mann mit sehr geistvollem Gesicht. Er galt für einen geschickten Geschäftsmann im Finanzfache, war ein Gelehrter und zugleich ein gefälliger lyrischer Dichter in zwei Sprachen. Ich sah ihn zuerst auf Seelust, dem Gute Schimmelmans. Er aß dort zu Mittage, aber die Gräfin beherrschte in breit und kühl sentimentaler Weise das Gespräch. Nach der Tafel ging er sogleich mit dem Minister in dessen Kabinet, wegen der Geschäfte, die ihn herausgeführt hatten, und fuhr dann unmittelbar zur Stadt. Ich hatte nur Gelegenheit, an ihm zu bemerken — qu' il y avoit de l' étoffe. Etwa eine Woche nachher traf ich mit ihm bei dem berühmten Professor, nachmaligem Bischofe, Münster zusammen. Ich hatte gerade vorher den Kriegshafen und das Marine-Arsenal besehen. Ich glaube, zwanzig Linien-schiffe, mehrere Fregatten und andere Kriegsfahrzeuge lagen abgetafelt da. Jedes der Ersten vor einem steinernen, mit seinem Namen bezeichneten Magazine, in dem Alles, vom dünnsten Seile bis zum dicksten Kabeltaue, zur völligen und schnellen Ausrüstung trefflich geordnet beisammen war. Ich bewunderte die sorgsame Einrichtung; bald aber erstaunte ich



noch mehr bei dem Gedanken, daß ein Staat, der eine solche Rüstung zur See, also auch wohl eine in richtigem Verhältnisse dazu stehende Landmacht besitze, eine so untergeordnete Rolle spielen könne, als Dänemark wirklich damals spielte. — Bei Münster berührte die Rede das Marine-Arsenal. Alles pries die Wichtigkeit der Dänischen Flotte. Ich schlug vor, über das Portal des Arsenal's die Penaten der Römer zu setzen: „Zwei sitzend schlummernde Jünglinge mit Pickelhauben und Spießen.“ Münster berichtigte sogleich, die Penaten hätten nicht Pickelhauben, sondern Helme gehabt; das führte denn nun zur Untersuchung über die Verschiedenheit beider Kopfrüstungen, über das Alter der Pickelhauben &c. Nur Einer, nämlich Schmidt, drohte mir lächelnd mit dem Finger. Als wir fortgingen, faßte er mich unter den Arm und sagte: „Das war ein Irrthum! Sie schlummern nicht; aber“ — Sie haben nur nicht die Kraft, aufzustehn, vollendete ich. „Auch das wohl!“ sagte er; aber sie würden nicht mitgehen. Einen glänzenden Feldzug könnten wir vielleicht machen, aber keinen Zweiten. Die Fabriken, die Manufakturen, überhaupt Industrie und Handel fordern zu viel Unterstützung.“ — Kurz, erwiderte ich, die Dioskuren

bleiben sitzen, weil der Finanzminister Premier ist. — Er vertheidigte das Neutralitäts-System des Kabinet's. Ob mit Recht, darauf kam es zwischen uns bald nicht mehr an, sondern wir wollten nur disputiren. Wir thaten es, bis wir bei Schmidt's Wohnung waren. Er lud mich ein, in seiner — eleganten — Junggesellen-Wirthschaft Thee zu trinken und wir disputirten ein Paar Stunden *de hoc, de hac et illis*, besuchten uns nachher oft und disputirten wieder, und plauderten wenigstens noch einige Jahre nachher in Briefen.

Wenig später zum ersten Mal Professor, später Bischof Münster. Ein großer, dicker Mann, mit einem vollen Gesichte und gutmüthig-wichtiger Miene. Ich nannte ihn irgendwo den lebenswürdigsten Pedanten, den ich gekannt, und weiß ihn in der That nicht besser zu charakterisiren. Immer war er ernst und sein Blick deutete auf tiefes Nachdenken; doch äußerte er sich über Das, was ihn beschäftigte, so war es irgend eine historische Paperei. Ich zog mir einmal seinen Unwillen durch eine Phrase zu. Er beschäftigte sich so eifrig mit Forschungen über die Mysterien und die Geschichte der Tempelherren, daß ich glaube, er habe vom Bafomet geträumt. Ich äußerte, daß ich im Durch-



blättern einiger alten Schriften auf der königlichen Bibliothek, die ich wegen meiner „Vorzeit Pieflands“ besuchte, Anzeigen gefunden zu haben glaubte, daß, wenn nicht Tempelherren selbst in Preußen und Pief-land thätig gewesen, doch ihre Mysterien auch dort heimlich geübt worden. Lebhaft fuhr er auf: „Wo fanden Sie das? In welcher Chronik?“ Ich besann mich lange und zuletzt zeigte sich, daß ich das vergesse-ten hatte. Er war sehr gekränkt dadurch und wurde es noch mehr, als ich ausrief: „Aber was liegt daran?“ Er nannte mir sogleich eine Reihe von Folgerungen, die sich daraus ziehen ließen. „Und dann?“ sagte ich. Er stellte neue Schlüsse auf und ich wiederholte nur: „Und dann?“ Endlich schien aber doch in ihm die Wahrnehmung zu entstehen, daß die Anstrengung, Kleinigkeiten in der Vorzeit aufzuspüren, deren Gleich-ten wir in der Gegenwart nicht der Beachtung werth halten, — gerade nichts Verdienstliches sey, ob sie gleich von Leuten, die sich durch gelehrtes Wichtig-thun imponiren lassen, dafür angesehen, geehrt und und belohnt wird. Vorzüglich erinnerten mich gewisse grübelnde Forscher über uralte Tageszahlen, über die Orthographie eines längst abgestorbenen Namens u. dgl. immer an gewisse andere Leute in Paris, die

mit Harken und Haken den Kehrlicht und Schutt durchkämmen, und — doch oft etwas Nützlicheres finden, als Lene.

Die leichte Gelehrsamkeit dieser Art, bei der man Folianten schreiben kann, ohne einen großen oder nur neuen Gedanken von Werth, ging damals zu Kopen-hagen in hohem Schwange. An der Spitze stand der Staatsrath Suhm. Ein junger Mann, Herr Jens Krag Høst, — Er hat sich nachher auch rühm-lich einen literarischen Namen erworben — den ich noch nicht kannte, besuchte mich eines Morgens, um, wie er mir verbindlichst sagte, meine Bekanntschaft zu machen. Im Laufe unsers Gesprächs fragte er, ob ich nicht wünsche, den berühmten und ehrwürdigen Suhm kennen zu lernen, und schlug mir vor, mich zu ihm zu führen. Ich nahm es an. Als wir in Suhm's Studierkabinet traten, bat der junge Mann, die Störung zu verzeihen. Ich hätte so dringend gewünscht, ihm meine Verehrung zu bezeigen — Ich sah meinen Führer überrascht an und brauchte einige Augenblicke, mich zu fassen und auch ein Compliment zu sagen. Ich fand übrigens einen kleinen, breit gebauten Greis, der im Morgenanzuge, Papier und Feder in der Hand, zwischen langen Tischen herum



zu gehen schien, die mit aufgeschlagenen Büchern bedeckt waren. Er nahm mich artig auf und theilte mir mit, da er mich die Bücher betrachten sah, er arbeite an einem Kämpfer-Romane. Diese Art, einen Roman zu dichten, setzte mich in Erstaunen; aber was ich später von seinen Kämpfer-Romanen hörte, (selbst gelesen hab' ich keinen) bewies mir, daß ich den wackern Mann mißverstanden. Er excerpirte und ordnete nur zu einem Ganzen, was dieser oder jener Saga-Dichter von einem alten Nordischen „Kjämper,“ d. h. Helden, gedichtet. Selber zu dichten war er, schien es mir, zu stolz; ja wenn einer der alten Skalden, die er so sorgfältig ausbeutete, in seiner rohen Einfachheit sich bei ihm eingestellt hätte, wer weiß, ob der Herr Etatsrath ihn nicht im Vorzimmer hätte stehen lassen. Man sehe das nicht für einen ganz müßigen Einfall an. Es ist nur zu gewiß, daß viele Commentatoren, Excerptoren, Uebersetzer u. sich in der Stille für viel größere Männer halten, als die Dichter oder Denker, an deren Werken sie sich bemerkbar, vielleicht gar berühmt genagt haben. Als Zeitgenossen würden sie wahrscheinlich mit Hochmuth auf sie herabgesehen haben. In ihren Augen ist eine Conjectur, z. B. über eine Stelle der

Glias, etwas viel wichtigeres und Größeres, als das Gedicht selbst. Freilich steht aber auch die Spinne, die den Scheitel einer Statue mit ihrem Gewebe überzieht, höher, als diese.

Der lichteste Kopf unter diesen Alterthumsforschern, und daher der unbefangenste, schien mir der Professor Nyerup. Vielleicht stand er Vielen unter ihnen an Scandinavischer Gelehrsamkeit nach, aber er hatte den Vorzug, jede Notiz zu einem mehrseitigen Gedanken auszuarbeiten und die Möglichkeit einer praktischen Anwendung zu suchen. Eine sehr verschiedene Erscheinung bot dagegen ein junger Mann dar, der sich damals eifrig mit den Quidditäten der alten Römischen Geschichte beschäftigte und gründlich zu beweisen suchte, die Fabeln des Livius seyen — Fabeln. Er trug bald nachher seine leichtwiegende, aber mühsam zusammengescharrte Gelahrtheit nach Deutschland und erwarb eine Partei, die sie bewundernd pries. Mir schienen die meisten seiner Erörterungen über die Römischen Könige u. Seitenstücke zu der Abhandlung des gelehrten Martinus Scriblerus, die gründlich erwies, das Trojanische Pferd sey eine Stute gewesen. Man lobt den Scharfsinn seiner Conjecturen und die Beredsamkeit, mit der er sie



vortrug. Geschieht das mit Recht, und ich will nicht widersprechen, so ist es nur um so mehr Schade, daß er sich an den Pedantismus verlor. Er war so veressen darin, daß er, nachdem die Lobreden seiner Partei und — Verbindungen ihn auf der politischen Laufbahn bis zu einem Gesandten-Posten gehoben hatten, er wieder — Professor wurde. Vor seinem Tode soll er in tiefer Wehmuth geklagt haben, bei der herrschenden Aufregung in Deutschland würde alles mühsam Erbaute zusammen stürzen und untergehen. Ich sehe darin ein neues Beispiel, daß der Geist Sterbender sich oft zu lichterem Ansichten erhebt, als sie bei voller Gesundheit hatten. Er mochte nur die Nichtigkeit und Vergänglichkeit seiner Conjecturen verwechseln mit — dem politischen Weltgange. Was er erstrebte, wird bald vergessen seyn; aber der Fortschritt des Völkermohls ist sicher und bleibend in Deutschland.

Unter den Dänischen Schöngeistern, die ich kennen lernte, waren die vorzüglichsten Rahbek, Pram, Sander, ein eingebürgerter Deutscher, und ein schon ältlicher, aber sehr jovialer Arzt, Professor Tode, der mir später einen deutsch geschriebenen Roman dedicirte, den ich aber erst drei oder vier Jahre später

zufällig kennen lernte. Ich fand ihn zu Berlin in einem Buchladen und vergaß ihn zu lesen. Schwerlich hab ich viel daran verloren. Das poetische Talent des Verfassers schien mir mehr darin zu liegen, wie er das Leben nahm, als im Produciren.

Interessanter, als sie Alle, war mir der Theolog Marezoll, der seiner Rednergaben wegen als Deutscher Hofprediger nach Kopenhagen berufen, aber von zu schlichtem Charakter und Betragen war, um sich den Hofleuten bedeutend zu machen. Er lebte im Kreise fast nur seiner Familie und sehnte sich nach irgend einer kleinen Deutschen Stadt zurück. Er trug mir auf, es seinem frühern Gönner, Herder, zu sagen. Ich that es und er wurde später nach Jena berufen.

Bei der Dichterin und Schriftstellerin

Friederike Brun, geborne Münter führte mich, so viel ich weiß, Schmidt-Whiseldack ein. Ich fand in ihrem Hause einen Landsmann und Schulkameraden, Pohrt, der Hofmeister ihrer Kinder war und ihre erste Reise nach Italien mitgemacht



hatte, ohne dabei, wie mir es schien, viel Genuß oder Nutzen gefunden zu haben.

Madame Brun war die Gattin eines Kaufmanns, der sich den Titel Etatsrath geben lassen und für einen Millionair gehalten wurde. Er hatte den ehemaligen Pallaß einer Königin gekauft, weil, sagte er, seine Frau es gewünscht, und sie lebten darin halb bürgerlich, halb mit großem Aufwande, aber ich glaube, nicht sehr glücklich.

Madame Brun muß in ihren früheren Jahren eine reizende Erscheinung gewesen seyn. Leider hatte sie noch jugendlich ihr Gehör fast ganz verloren, und dieser besonders einem Frauenzimmer empfindliche Verlust mag wohl am meisten dazu beigetragen haben, daß sie sich einem früh in ihr erweckten Hange zur poetischen Empfindsamkeit und Schriftstellerei überließ. Ihr Gatte war ein einsichtsvoller Kaufmann, aber von sehr prosaischem Geiste. Er fühlte sich von dem Hange seiner Frau veriebt und war daher oft mürrisch gestimmt. Uebrigens ließ er sie ruhig gewähren, nur durfte sie ihn nicht mit zu ihren Ansichten und in ihre poetische Welt hinüberziehen wollen; darin entschlüpfen seinem Unmuth zuweilen Aeußerungen, die als pikante Anekdoten umliefen —

und ihm Unrecht thaten. So sprach sie einst bei Tisch mit einem so hohen Enthusiasmus von Klopstock, daß es ihm langweilig wurde. Er rief lachend aus: „Klopstock! Klopstock! Wer ist der Mann? Ich habe seinen Namen an der Börse nicht gehört.“ Ein Paar Enthusiasten flüsterten einander zu: Welche barbarische Unwissenheit! und erzählten es weiter. Aber Brun kannte Klopstock persönlich recht gut und besuchte ihn, wenn er nach Hamburg kam. — Ein anderes Mal, da ihn seine Frau beredet hatte, sie bis in die Schweiz zu begleiten, erstieg er mit ihr den Rigi. Sie sahen den Sonnen-Ausgang; er schweigend mit großer Aufmerksamkeit, sie mit einem unerschöpflichen Erguß bewundernder Phrasen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Meine Speicher in Kopenhagen machen mir doch mehr Vergnügen!“ und kehrte dahin zurück. — Bei einem dritten Vorgange solcher Art war ich selbst gegenwärtig. Er besaß ein Landgut in der Nähe von Kopenhagen. Madame Brun machte an einem schönen Wintertage mit ihrer Familie eine Lustfahrt dahin und ich nahm, auf ihre Einladung, Theil daran. Nach dem Thee versammelte sie uns in ihrem Kabinet, brachte ein Manuscript herbei und las uns vor, sich immer durch Aus-



rusungen der Bewunderung unterbrechend. Es waren die bekannten „Briefe eines jungen Gelehrten.“ Sie hatte die Sammlung in der Schweiz von Bonnet erhalten und sie mitgenommen, um sie drucken zu lassen. Bei einer Pause im Lesen sah sie ihren Gatten an der offenen Thüre vorbeigehen und rief ihn so dringend, daß er wohl hereinkommen und sich zu uns setzen mußte.. Plötzlich aber nach einer Stelle, die sie hoch emphatisch vorgetragen hatte, sprang er auf und rief: Wie kann man nur solches Zeug lesen! und ging fort. Die Vorlesung wurde bald geschlossen mit einiger Bestürzung; aber, die Wahrheit zu sagen, zu meiner Freude. Ich hatte zwar gegen die löblichen Dinge, die in jenen Briefen gesagt sind, Nichts, auch nicht gegen die etwas gezierte Weise, in der es geschieht; ich fand nur zu viel Widersprechendes zwischen dem Geiste in diesen Briefen und dem mir schon bekannten Charakter, der sich in dem Leben des berühmten Verfassers sollte ausgesprochen haben.

Wie schon gesagt — trotz seiner Abneigung gegen die ästhetischen Liebhabereien seiner Gattin, ließ der Etatsrath Brun sie gewähren. In Kopenhagen gab sie Diners, Bälle und Concerte, so oft sie wollte, denen er selbst aber selten bewohnte, sagte man mir,

oder sie schloß sich in ihr Studierzimmer ein, und nach Italien reiste sie, so oft es ihr gefiel. Ich glaube, sie hat es drei- oder viermal gethan und jedesmal erschien eine Beschreibung ihrer Reise, zierlich und selbst mit Aufwand gedruckt; denn mehr verlangte sie nicht vom Verleger. Ihre Beschreibungen sind nicht ohne Geist und enthalten manche interessante Nachricht, manche artige Anekdote, manches hübsche Gedicht.

— Die Zeit, die ich mir anberaunt hatte, Kopenhagen zu beschauen, war verflossen und mein Landsmann Pohrt wollte seine Stelle im Brunschen Hause aufgeben, um das Weihnachtsfest in Kiel, wo er eine Braut hatte, zuzubringen; ich beschloß, die Partie mitzumachen. Zum letzten Abende meines Aufenthaltes wünschte ich meine Bekannten unter den Dänischen Schriftstellern beisammen zu sehn und einen Abschiedsschmaus zu geben. Ich bat einen jungen Literaten, der für mich immer viel Gefälligkeit hatte, die Einladung zu besorgen, gab ihm einige Namen auf und setzte hinzu, wenn er etwa selbst noch ein Paar Freunde mitbringen wollte, würd' ich mich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. Er muß einen sehr ausgebreiteten Freunde-Kreis gehabt haben,



denn er brachte mir so Viele zusammen, daß meine Zimmer zu eng für sie wurden und mir der Genuß, den ich von einer frohen Unterhaltung mit Schmidt, Rahbeck, Sander und Pram hoffte, vereitelt wurde. An dem Abende ärgerte ich mich; später hab' ich das Abentheuer, so oft es mir einfiel, herzlich belacht; aber es war ein wenig theuer gewesen. —

Am folgenden Morgen traten wir unsre Reise an über Corsör, Beide, glaub' ich, mit Dankbarkeit und Achtung für das wackre Dänenvolk. Es war mir in seiner Hauptstadt wohl ergangen, und ich hatte seinen Charakter, der Fremden anfangs unscheinbar entgegen tritt, würdigen und ehren gelernt. Ich that warme Wünsche für sein Wohl, das mir bei der allgemeinen Aufregung in Europa durch Nichtsthun sehr gefährdet schien. Der wärmste Wunsch war, daß es seiner Isolirung entsagen, sich für das, was es ist, für einen Theil Deutschlands, erkennen und ihm enge anschließen möchte. Hätt' es das gethan, seine Hauptstadt wäre nicht bombardirt worden und es besäße noch seine große Flotte und — sein Norwegen. Es hat den Kampf, an dem es nicht Theil nahm, viel theurer bezahlen müssen, als die Mächte, die sich schlugen.

In der Mitte Decembers reisten wir ab. Die Witterung wurde bald schlecht; die öffentlichen Reiseanstalten waren in Dänemark eben so elend, als damals in Deutschland, die Wege abscheulich, das Uebersehen über die beiden Beltewar langwährend und zu dieser Jahreszeit sogar gefährlich. Warum reisten wir denn nur jetzt? Was meinen Reisegefährten antrieb, hab' ich gesagt; aber ich?! — Die Wahrheit zu sagen — hätte ein Anderer mich um Rath gefragt, ich hätte Alles wohl erwogen und ihm dringend angerathen, den Frühling und das Fahren des Paquetbootes zu erwarten; aber für mich selbst — es ist ein Naturfehler! — pflegte ich Alles sehr leicht zu nehmen. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und so trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerst beschwerliche und sehr kostbare Reise an und da das einmal geschehen war, führte ich sie auch so schnell als möglich durch. Ich begleitete meinen Reisegefährten nach Kiel, lehnte es ab, dort die Weihnachtsferien zuzubringen und ging schon am folgenden Morgen mit Extrapost weiter.

Am Sylvestertage, ziemlich spät, trat ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Böttger mir



beforgt hatte. Ich hörte, es sey so eben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraschten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübsch! Aber einer solchen eilenden Reise vom Sunde her, in der widerwärtigsten Jahreszeit, war es nicht werth. Ich hatte indeß das Vergnügen, zu bemerken, daß die Weimaraner mich von jetzt an als einen Einheimischen betrachteten und behandelten. — Das war noch mehr der Fall, als ich im Frühlinge 1799 von meiner noch längern Reise durch die Hansestädte zurückkehrte. Sie sahen darin einen Beweis, daß ich von ihrer theuren Stadt nicht lassen könne, als gehöre ich zu ihnen. Aber von der Reise, die ich im Herbst des genannten Jahres nach Berlin machte, kam ich nicht wieder. Ich nahm jetzt Theil an dem literarischen Tagesleben, und Berlin fing damals an, der Mittelpunkt desselben zu werden.

### Die entscheidende Stunde.

Mein erster Besuch am folgenden Morgen war bei dem allgefälligen Freunde, bei Böttiger, der mich

nach allen Verhältnissen der Gelehrten, besonders der Deutschen, in Kopenhagen so genau ausfragte, daß ich auf ein näheres, persönliches Interesse schloß. In der That hatte man bei ihm vorläufig wegen einer Berufung angefragt, die er auch wirklich später erhielt. Ich rieth ihm dringend ab. In Deutschland war er durch seine allseitige literarische Thätigkeit sehr vielbedeutend; in Kopenhagen war er sehr bald bloßer Schulmann geworden.

Nun ging ich zu Herders. Als ich eintrat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel, dem nirgends wohl ist, als im offenen Walde!“ und begrüßte mich herzlich. Das that auch sie; doch schüttelte sie ein wenig den Kopf und meinte, ich hätte gefälliger, süßamer seyn sollen. „Er kann nun einmal nicht!“ sprach Herder dazwischen. Sie erwähnte der schönen Aussichten, die ich gehabt. „Für ihn paßten sie nicht!“ sagte er.

Aber, fuhr er fort, als sie uns verlassen hatte, — aber was wollen Sie jetzt?

Pain bis et liberté! antwortete ich lachend.

Er nickte mit dem Kopse. „Doch wozu wollen Sie diese verwenden?“



Ich setzte ihm meine Ansicht und meinen Plan auseinander; ich wollte noch ein Paar Jahre anwenden, Norddeutschland und seine Literatur kennen zu lernen und meinem Style durch Ausarbeitung von Schriften verschiedener Gattung höhere Gewandtheit zu geben, dann aber als entschiedner und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht auftreten, überall rücksichtslos eingreifen, wo mein Parteinehmen nützen könne.

Herder stand auf und ging ein Paar Minuten lang auf und ab; endlich setzte er sich wieder zu mir und sagte: „Ich würde Ihren Plan für jeden Andern abentheuerlich nennen; für Sie ist er es nicht. Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz reifem und abgeschlossnem Charakter zu uns gekommen, für Deutschland gleichsam als Erwachsener geboren. Sie haben hier keine angestammten Verhältnisse, keine anerzogenen Rücksichten und Vorurtheile, die Sie partiell machen oder täuschen könnten; wollen keine Brodcarriere machen, keine Beförderungen. — Was Sie thun wollen, leistete Lessing für die Literatur und Schläger in seinen Staatsanzeigen für die inneren Verhältnisse vieler Deutschen Staaten, Beide, vorzüglich der Erstere, in einer glänzenden Weise. Es

ist also möglich! Sie stecken sich einen viel weitern, einen fast unbeschränkten Raum der Thätigkeit und wollen sich zu Dem ausdrücklich vorbereiten, was Jene thaten, weil es eben auf ihrer Bahn lag. Sollten Sie sie auch in keinem einzelnen Fache erreichen, so können Sie doch im Allgemeinen sehr viel Gutes wirken. Aber haben Sie auch erwogen, was es Sie kosten wird, was Sie dabei wagen, was Sie dabei aufopfern werden? Sie werden sich eine Welt von Feinden zuziehen und dürfen dabei nicht einmal auf Dankbarkeit rechnen; Sie“ —

Doch ich will nicht anführen, was er mir Alles mit Wärme auseinander setzte. Aber er schloß: Sind Sie übrigens entschieden, zu verzichten auf Das, was man ein Glück machen nennt, so führen Sie Ihren Plan aus. Er kann sehr nützlich, selbst wohlthätig werden, wenn Sie es mit Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit, mit unerschrocknem und reinem Eifer thun.

Nehmen Sie meinen Handschlag darauf, daß ich es wenigstens immer ernstlich wollen werde! rief ich.

Wir lächelten Beide über die Feierlichkeit, welche die Berathung angenommen hatte, und — gingen zu Tische.



Ich bin meinem Handschlage treu geblieben. Auch ohne diesen hätt' ich wohl gehandelt, wie ich that; aber ich gestehe, daß die Erinnerung an dieses Gespräch mir zuweilen eine Festigkeit gab, wenn ich in Ausführung meines Planes schwankte.

## Erster Anhang.

### Briefe.

#### Vorbemerkung.

Die Gegenstände dieser Briefe und Brieffragmente sind nicht wichtig. Großentheils sind selbst die Verfasser es der Literatur-Geschichte nicht. Warum denn theile ich sie mit? — Gern hätt' ich dieser Schrift den Schmuck einer Reihe von Bildnissen mitgegeben! Indes ich bedauerte, es nicht zu können, fiel mir ein, daß ich etwas Besseres in meiner Gewalt hatte. Mit rücksichtsloser Offenheit geschriebene Briefe stellen den Charakter ihrer Verfasser, das weiß man längst, viel treuer dar, als Feder, Stift oder Pinsel in fremder Hand es vermögen. Charakteristiken aber verspricht der Titel dieses Buchs, und — der Leser erhält dergleichen hier in einer Reihe von Daguerreotyp-Bildern. Die Darzustellenden bildeten sich selbst ab. —



## Zum ersten Bande.

### 1. Von Karl F. D. Grohmann.

(Der Veranlassung dieses Briefes erinnere ich mich nicht. Wahrscheinlich hatte mich jugendliche Hefigkeit (ich hatte eben erst mein 20stes Jahr vollendet) zu einer unartigen Aeußerung gegen meinen ältesten, herzlichsten Freund hingerissen.)

Lieber, guter Merkel!

— — — — —

— — — — —

Jetzt zur Beantwortung Deines ersten ausländischen \*) Briefes. — Du hast mich ertappt, lieber Junge! hast mir durch die Larve der Bescheidenheit hindurch bis in mein Innerstes geblickt — Verzeihung, mein gutmüthiger Cato! Verzeihung deshalb! Aber, lieber Censor, hättest Du mir nicht diese Schwäche in petto peti ersparen können, einem hypochon-

\*) Ich schrieb damals zwar nicht besser, aber geläufiger Französisch, als Deutsch, und that es gewöhnlich, wenn ich aufgeregt war.

drischen Schwächling ersparen können, der es — nicht etwa, weil seine Nase den stinkenden Dampf der Schmeichelei gern einzieht, sondern weil der Glaube an sein Ich immer mehr und mehr zu sinken anfängt und folglich einer Stütze, sie sey auch noch so schwach, bedarf — der es so gern hören mochte, wenn sein Freund Merkel ihm über eine Tags zuvor gespielte Rolle ein Complimentchen machte, der es aus obangeführten Gründen noch gern hören mag, dem es also, dünkt mich, um so eher zu verzeihen war, wenn ihm Ansehung des Benehmens quaestionis nach einem freundschaftlichen Complimentchen gelüstete? — Indes — Strafe hatt' ich immer verdient und ich bin froh, daß ich so davon gekommen bin. Aber das ist sonderbar, daß Du die Stelle meines Briefes, wo ich von fürchten spreche, gänzlich mißverstanden und folglich eine falsche Veranlassung zum Schelten hastest. Die fragliche Stelle lautet ohngefähr so: „Du kennst mich nicht, wenn Du glauben, ich würde sagen, wenn Du fürchten kannst, aber ic. ic. Das ist: meiner Seits würde dieser Ausdruck nach Stolz riechen, denn das Unglück, von mir vergessen zu werden, ist am Ende so groß nicht — und Unglück nur fürchtet man. — Und nun genug davon!



Die Tanzproben\*) dauern noch immer fort — Die Propheten kommen; sie heißen mich schließen. Melchisedek und alle Uebrige, deren jetzt 13 sind, lassen Dich herzlich grüßen. Lebe wohl und denke

Deines aufrichtigen Freundes

Riga, den 10. December 1789.

A. F. D. Grohmann.

Die weichmüthige Gebeugtheit eines hochgebildeten Geistes, der sich in einer Lebensphäre fühlt, die seiner unwürdig ist und der er sich doch weder entziehen, noch genügen konnte, spricht sich in diesem Briefe, dünkt mich, deutlich aus. Grohmann starb bald, im 36sten Jahre. „Man sagt, er wollte sterben.“ Ich weiß es nicht.

\*) Bei den damaligen guten Bühnen war es angenommen, daß alle noch jungen Schauspieler und Schauspielerinnen tanzen konnten, um gelegentlich kleine Ballette zu geben. Sie gewannen dadurch viel körperliche Gewandtheit. Gehof, Schröder, Christ, auch Ifsland haben getanzt. Schröder war sogar ein ausgezeichnete Solotänzer. — Im Jahre 1800 gab es bei der Berliner Bühne Schauspielerinnen, die nicht einmal gesellschaftliche Tänze erlernt hatten.

## 2. Von Friedrich von Meck.

Meck's Mutter hatte bemerkt, daß er und ich einander, wenn Einer einen Irrweg einschlagen wollte, strenge hofmeisterten. In der Besorgniß, daß ihre Stimme nicht hinreichen möchte, ihn von einer Heirath abzuhalten, von der man absichtsvoll viel sprach und die sie mißbilligte, hatte sie meinen Einfluß auf ihn in Anspruch genommen. Er war damals schon in Riga Assessor des Kreisgerichtes, ich noch auf dem Lande. Ich stimmte der Ansicht der Mutter bei und schrieb ihm einen sehr lebhaften Brief darüber. Er antwortete:

Sehr werther Freund!

Mehr als einmal habe ich beim Lesen Ihres Briefes Sie im Gedanken umarmt. Wärmern Antheil, als Sie, könnte ich kaum selbst an meinem Schicksale nehmen. Sie werden meinem Herzen immer theurer und so.

Doch so freundschaftlich Ihre Besorgnisse auch sind, so sind sie demungeachtet, wenn ich mich nicht ganz ungewöhnlich täusche, ungegründet. Ich gestehe es Ihnen, daß ich verliebt war; auch daß ich mich auf der Hochzeit kindisch und unbefonnen genug betrug, es zu deutlich merken zu lassen; aber nicht Jeder, der verliebt ist, will darum heirathen. Ist die



Familie des Frauenzimmers sich selbst so feind, Gerüchte dieser Art auszusprenge, so mag sie es sich selbst beimessen. Mein fester Entschluß ist es dagegen, das Frauenzimmer deshalb nicht zu heirathen, weil ich mich bei einer achttägigen Hochzeit, wo Champagner und Burgunder nicht gespart wurden, bei Tanz und Spiel, bei — was weiß ich, was? — in sie verliebt hatte. Soll ich etwa nicht auch einmal mich verlieben dürfen? Hab' ich dem Mädchen oder ihren Verwandten Anträge gemacht? Wie kann man mir mehr ansinnen, als ich geäußert habe? und wie kann man, — im Fall ein guter Name, wofür Gott behüte, darunter leiden sollte, — verlangen, daß ich aufheben soll, was man selbst weggeworfen hat?

So lange ich noch Ausbrüche einer Leidenschaft, der ich nie genügen konnte, fürchten mußte, glaubte ich mit Ihnen, es sey nothwendig, die Syrenen-Gegend zu meiden; jetzt aber, da meine Entfernung, statt das Feuer zu löschen, es vielmehr anfacht, muß ich mich wohl hinein wagen, um meinen Feind zurück zu schlagen. Der Spatz mag, wie Sie selbst sagen, die Heim-Ruthe fliehen; der Mensch kann und muß — wenn man ihn für einen Spatz hält, welches denn leider! mein Fall ist — sie zerbrechen.

Also, mein theurer Freund! giebt Gott Leben und Gesundheit, so umarme ich Sie den Pfingst-Sonnabend in Pernigell; den ersten Feiertag wollen wir zusammen nach K. und ich hoffe, Sie werden mit meinem Betragen zufrieden seyn.

Leben Sie wohl, liebster Merkel, und lieben

Ihren

Riga, den 9. Mai 1792.

treuen Freund und Diener

Meck.

Wie gesagt! Nicht seiner Wichtigkeit halber, — als Charakterbildchen steht der Brief hier. — Meck starb auch im Jahre 1794, im 26sten Jahre.



## 3 und 4. Von Karl Graß,

dem trefflichen Maler, Dichter und Schriftsteller, den der Corrector des ersten Bandes überall Groß taufen ließ. Gleichwohl ist Graß in der Deutschen Literatur kein unbekannter Name, als Verfasser der „Fragmente von Wanderungen in der Schweiz, nebst drei Kupfern; der „Sicilischen Reise oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landschaftmalers, mit 26 Kupfern,“ bei Cotta; einer großen Anzahl sehr interessanter Beiträge zu Schillers Rheinischer Thalig, zum Morgenblatte, zu Ischocke's Erheiterungen &c. &c. Doch die jetzigen Deutschen Literaten und Literatoren denken, im Gegensatz zur Marquise von Pompadour: *Avant nous le déluge!* für Alles, das nicht in die Insel der Seligen, das Conversations-Lexikon, gerettet ist. Herrlicher Grundsatz, dies *Avant nous le déluge!* Es spricht frei von sorgfältigem Studiren und hindert Niemand, wenn er Etwas sagt, was früher schon zehnmal gesagt worden, sich für den Ersten auszugeben oder zu halten, dem die Erleuchtung kam. —

Von Graß geb' ich zwei Brieffragmente. Ich könnte viel mehrere geben, ohne die wandelbare Physiognomie dieses trefflichen, aber launenhaften Geistes zu erschöpfen.

Riga, den 11. Januar 1794.

Werthgeschätzter Freund!

Eben so zweifle ich keineswegs an Ihrer guten Absicht, mich zum neuen Jahre in Serben durch Ihre

Gegenwart zu erfreuen, wenn gleich die Rechnung, die Sie machten, \*) nicht richtig war. Ich kam den zweiten Feiertag nach Lindenhof und war zwei Tage vor dem neuen Jahre und am Neujahrstage bei meinen Eltern. Auch in dieser Rücksicht halt' ich mich an Ihren guten Willen; dennoch möcht' ich gern es Ihnen recht leid machen, daß Sie sich durch irgend Etwas abhalten ließen. Ich kann Ihnen freilich nicht sagen, daß Sie in Serben froher gewesen wären, als Sie vielleicht außerdem waren, aber frohe Menschen hätten Sie auf alle Fälle gefunden. Ich selbst war es in einem nicht gewöhnlichen Grade. Krause, Beck und ein vortrefflicher Mann, Namens Patrobe, ein junger Engländer, der mit mir studirte, ein Mann von seltenen Eigenschaften und Talenten, waren bei mir. Wir sangen Schillers Lied an die Freude, und Sie hätten bei diesem Gesange allen Mißmuth vergessen, wie wir ihn vergaßen. Am Neujahrstage predigte ich, wie ich's nicht oft konnte, aus überströmender Fülle des Herzens. Am folgenden Tage fuhr ich wieder nach Riga. Ich kehrte in Mitau ein und

\*) Ich unterließ es nämlich, zu kommen, weil ich fürchtete, ihn nicht dort zu finden.







machte, zu der einzig Ihr schönes Wort mich verleitet, warf den Auschlagsstein in die Wage meines Schicksals. Veni, vidi und proh dolor! neque vici nec victus sum und bald darauf stieß Fama in ihr Horn: evadit, excessit, erupit. — — —

Ohne Zweifel werden Pontius Pilatus, der hohe Rath von Jerusalem, Pharisaer und Sadducäer ein Weidliches auf Sie und mich geschimpft haben. Die Zeit wird ihnen den Mund stopfen. Fahren Sie nur fort — — —

— Ich werde fortfahren, in verborgner Stille meine bessern Kräfte zu entwickeln und bei Arbeit, die den Stecken des Treibers nicht fürchtet, und die Fuchtel der Excellenz nicht kennt, mich glücklich fühlen.

Mein Plan ist jetzt, im nächsten April nach Rom zu gehn. Freund Krause begleitet mich und wenn wir in Ihnen einen Gefährten haben könnten, so machten wir tres ein Collegium, wobei die Freude und Freundschaft präsidiren und die Natur dociren sollten. — — —

Ihr zc. zc.

Aus dem schönen Plane wurde Nichts. Die unglücklichen Schicksale der Schweiz begannen und Graf

hielt es für Pflicht, in Graubünden bei der Familie eines Freundes, der entfliehen mußte, zu bleiben, des Freiherrn von Salis, der als Dichter geschätzt wird. Erst mehrere Jahre später ging er nach Paris, dann nach Rom und mit Rehfues nach Sicilien. 1814 starb er zu Rom.



### 5. Von Dr. Karl Gottlob Sonntag.

Sonntag wurde 1788, von Morus empfohlen, erst 23 Jahre alt, Rector des Stadtgymnasiums zu Riga; im folgenden Jahre des kaiserlichen Gymnasiums daselbst und Diaconus an der Kronkirche; im 26sten Jahre, 1791, Oberpastor dieser Kirche; 1803 General-Superintendent und Präsident des Ober-Consistoriums des Herzogthums Liefland. Eine solche Laufbahn, so schnell von einem jungen Ausländer zurückgelegt, setzt schon allein glänzende Talente voraus; doch Sonntag besaß Etwas von sehr viel höherem Werthe: einen edlen, reinen Charakter und einen immer regen Eifer für Recht und Wahrheit. In den mannigfaltigsten Rücksichten wirkte er wohlthätig für die Provinz, unermüdet für Aufklärung und Beredlung. Als er 1827 starb, betraueten der General-Gouverneur Marchese Paulucci in ihm einen freimüthigen Freund, der Leidende jeden Standes einen theilnehmenden Berater und die Dürftigen einen Wohlthäter mit immer offener Hand. Ein Mann in hohem Wirkungskreise sagte nach Sonntags Tode leise mit einem Seufzer zu mir: „Es ist, als sey ein Luft-verbesserndes Princip ausgegangen.“ —

Ich lernt' ihn 1788, in meinem 19ten Jahre, kennen, hatte in allen Phasen des Lebens einen zuverlässigen Freund in ihm und als Greise fand uns sein Tod im Jahre 1827 noch treu verbunden.

Die Veranlassung des nachstehenden Briefes, in dem er so viel Bescheidenheit und Klugheit zeigt, war Folgendes:

Zwei Jahre, eh' er nach Liefland kam, hatte er eine sehr glückliche Uebersetzung oder eigentlich Bearbeitung der „Dichtungen von J. Valentin Andrea“ herausgegeben und Herder eine Vorrede hinzugefügt. Das Büchelchen fiel mir in die Hände, als ich 1791 an meinem Lehrgedichte, „Versuch über Dichtkunst,“ arbeitete, und mit dem Enthusiasmus jugendlicher Freundschaft hatt' ich ein zu lebhaftes Lob darüber niedergeschrieben und mocht' es, als ich das Gedicht 1794 drucken ließ, nicht wegstreichen.

Sonntag fand es in der Druckerei und schrieb mir:

Geliebter Freund!

Ich mache mir das Vergnügen, den Abdruck Ihres Gedichtes Ihnen zuerst vor Augen zu bringen. Diesmahl aber wenigstens haben unsre egoistischen und egoistisirenden Philosophen nicht Unrecht. Nur um eine Bitte anzubringen, übernehme ich das Geschäst. Wie sehr compromittiren Sie Ihre geistvolle Theorie durch die Praxis, mich, bekleidet mit Spolien, die im Grunde nicht einmal im Gebiete der Dichtkunst erkämpft sind, unter Livlands Dichter zu stellen und zwar grade dorthin und grade so! Ich freue mich zwar herzlich, daraus zu sehen, daß Ihre



Freundschaft für mich so groß ist, Ihren sonst so richtigen Blick so sehr täuschen zu können; allein ich fürchte, es wird Sie gereuen. Sie werden in Zukunft auf dieses Ihr Erstlings-Product mit einer Verlegenheit hinsehn, bei welcher die Unzufriedenheit des Künstlers am Ende alle Entschuldigungen des Menschen entkräften wird; entkräften muß, denn das Licht des Verstandes ist seiner Natur nach bleibender, als die Wärme des Herzens. Schon jetzt wird Ihre freundschaftliche Parteilichkeit Ihrem Gedichte vor dem Richterstuhle der Kritik nachtheilig seyn. Die Recensenten werden über die Präconien eines nie eben sehr bekannt gewordenen und wenigstens doch nun schon vergessenen Büchelchens einen nicht ungerechten Unwillen empfinden, den wir Beide dann werden fühlen müssen. — — — — —

— — — In dem frühen Glücke,\*) das ich hier im Lande machte, und in meiner literarischen Polypragmosynie liegen ohnehin schon Veranlassungen genug zu den hämischen Seitenblicken, die ich schon öfter auf mich habe fallen sehn; was wird nicht nun geschehn, da nicht einmal der Neid des Hausens,

\*) Er war schon seit drei Jahren Oberpastor.

sondern die gerechte Empfindlichkeit auch sehr würdiger Männer aufgeregt werden muß, durch das Colorit, in welchem Sie mich am Ende des Gedichts darstellten. Schon u. — — — — —

— — — Ich war mich meiner Tenuität in jeder Hinsicht fast nie so sehr, als seither, bewußt, oft bis zur Muthlosigkeit für alle Geistesarbeit und zur Resignation auf alle Schriftstellerei. — — — — —

Von ganzem Herzen Ihr verpflichteter Freund

Riga, den 12. August 1794.

Sonntag.

Indeß er selbst so von sich dachte, genoß er in Liefand der allgemeinsten, wärmsten Hochachtung. — In seiner Rüge hatte er Recht, das wußte ich selber schon. Ich erfüllte seinen Wunsch, ließ seinen Namen und den des gepriesenen Büchelchens weg, strich das zu lebhaftes literarische Unpreisen weg und setzte statt dessen, damit er Nichts dabei verlöre, hin:

Und — Still zu kühnes Lob! Sein Wunsch gebeut!

Er, der die Tugend, die sein Herz verehrt,

Durch Flammenworte wie durch Thaten lehrt,

Doch Tadel williger, als Lob verzeiht,

Er will! Versumme du! die Nachwelt zeuge!

Sie saget dankbar einst, was ich verschweige.



Schon die Mitwelt aber erkannte mit großer Erkenntlichkeit den Werth der Umwandlungen an, die sein Wort und Beispiel bewirkte.

In Rücksicht auf die Recensenten hatte seine Scheu Grund, ohne daß mein Gedicht dazu beitrug. Indeß er jenen Brief schrieb, wurden die beiden ersten Bände seiner trefflichen Predigten: „Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang“ gedruckt. Ein Quidam tadelte sie im folgenden Jahre in der Jenaer Literatur-Zeitung mit offenkundiger Feindseligkeit, weil sie nicht Kantianisch waren. Tief gereizt ließ Sonntag zu Riga eine Entgegnung drucken und vertheilen. Er sandte auch mir Exemplare zur Verbreitung zu; ich antwortete ihm aber, ich würde sie keinem Menschen zeigen, da sie ihm nur schaden könne.

„So viel ich aus der Ferne erkennen konnte, setzten die schlechten Scribenten und die groben Recensenten in Deutschland täglich das Kinderliedchen in Scene:

Fyv Gåns' int Haversfroh,

Se satten, se fratten und schnabberten man so. \*)

Da quam der Buur gegangen

Med syner langen Stangen

Und sprach also: —

Ihn aber mußte gerechtes Selbstgefühl, das Bewußtseyn seiner edlen Zwecke und der Blick auf die große Zahl der gebildeten Bewunderer seiner Vorträge darüber wegsetzen, wenn der Buu'r auch gegen ihn einmal grob

\*) Zwanglos, auf's Gerathewohl.

gewesen. Warum er dadurch, daß er Notiz von dem Buu'r nähme, seine Bewunderer zu Schiedsrichtern machen wolle? Unwissende Richter seyen noch ärgerlicher, als böswillige, und alle competente hätten vorlängst Partei für ihn genommen. Zudem würde die Literatur-Zeitung hier sehr wenig gelesen; seine Predigten mit Hochachtung von Jedermann u.

Er hielt kurz darauf, zur Eröffnung des Landtages 1795, seine treffliche, unvergeßliche Predigt: „Ermunterung zum Gemeingeiste,“ für welche die Ritterschaft ihm ein kostbares Ehrengeschenk votirte. Die Wirkung dieser Predigt bewies ihm wohl, daß ich Recht hatte, und er schrieb mir später:

„Für Ihr eben so von Menschenkenntniß, als von Freundschaft zeugendes Benehmen mit meiner Antikritik danke ich Ihnen herzlich. Auch abgerechnet das Schmeichelhafte, bleibt in Ihren Gründen immer noch genug Wahrheit, um selbst den Autor, bei kaltem Blute, zu überzeugen.“

Ich bleibe Ihr herzlichster Freund

Am 9. Januar 1796.

Sonntag.



## Zum zweiten Bande.

### 6. Von Seume.

(Was die erste Zeile dieses Briefes veranlaßte, weiß ich nicht. Ich hatte aber die — Schwäche oder Unart, in trüben Launen, wenn mir eine Feder in die Hand kam, über ein Nichts so pathetisch zu wehklagen, daß ich oft in der nächsten Stunde mich selbst herzlich auslachte, und mochte, in dem Gefühle der selbst gewählten Verlassenheit während meiner ersten Wochen in Weimar, wohl in einer solchen Laune an Seume geschrieben haben.)

Liebster Freund!

Ihr Brief hat mich recht sehr gerührt und ich habe mir selbst Vorwürfe gemacht, daß ich so nachlässig gegen Sie gewesen bin. Aber drei Monate sind es doch wohl noch nicht, daß ich Ihnen zum letzten Male geschrieben habe. Das Schlimmste ist, daß ich gar keine Entschuldigungen habe. Nur rechnen Sie mein Stillschweigen nicht auf Mangel der Achtung und Freundschaft. Wie wären denn Verdrießlichkeiten zwischen uns vorgefallen, die einer Ausgleichung bedürften? Ich weiß von nichts Unangenehmen, als

meiner Sünde, nicht geschrieben zu haben. Traurig ist mir dabei das Gefühl, dadurch Ihre Hypochondrie vermehrt zu haben. Wenn ich Sie dadurch curiren könnte, wollte ich Ihnen sehr gerne jeden Posttag einen Bogen voll vorplaudern.

Also mit uns sind Veränderungen vorgefallen, mit Ihnen und mit mir. Leid thut es mir, daß Sie die Medicin weggelegt haben; ich wollte, Sie könnten mir Ihre Kenntnisse in diesem Fache einhauchen, so wollte ich Anstalten zur Promotion machen. Ihre Bekanntschaften freuen mich; suchen Sie nur mit Ihrer Hülfe die häßlichen Grillen zu verjagen. Weimar ist ja unser Athen und die Attiker sind ja ein zierliches, jovialisches, gutmüthiges Völkchen, die einem Murrkopf etwas von ihrem Frohsinn anthun werden. Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Merkel; Sie kennen mich armen Rauz; aber leidlich froh bin ich und zwar immer, und kann Grillen nicht leiden; und Ihr Lebensinstrument ist etwas verstimmt. Darüber ließe sich eine lange, nützliche, philosophisch-psychologisch-moralische Rhapsodie machen. Von Ihrer neuen Weise hat mir schon Gräff etwas erzählt. Sorgen Sie nur, daß Sie wohl und vergnügt sind; das Uebrige ist Alles Nebenwerk.



Nun meine Neuigkeiten. Der Major ist abgereist nach Moskau; ich habe meinen Abschied, und zwar auf eine Weise, wie ich ihn nicht wünschte, wie ihn aber jetzt sehr Viele erhalten. Der General (Igelsström) hat mich gegen sein Versprechen sehr vernachlässiget. Ich habe deswegen an den Feldmarschall, Präsidenten Soltikow, geschrieben und werde an den Kaiser schreiben. Denn stillschweigen will ich doch nicht ganz. Vor der Hand sitze ich also auf dem Pflaster und bin wieder Studiermacher-Geselle. Einige vortheilhafte Engagements sind mir schon angeboten worden; ich finde sie aber nicht nach meinem Geschmacke, da ich eben kein Geld brauche. Nun habe ich mich aber verbindlich gemacht, einige Zeit in Göschens Officin als Corrector zu arbeiten; dann gedenke ich nach Italien zu gehen und dann: Quid futurum sit, cras! Je älter ich werde, desto leichtsinniger werde ich, oder vielmehr desto leichter wird mein Sinn. Mit der Welt setz' ich mich täglich auf festern Fuß, so daß ich alle Stunden mit ihr abrechnen kann. Ich finde, die Menschen sind es im Allgemeinen nicht werth, daß ich mich über sie ärgere, und damit Punktum. Ich mache mir mein eigenes Gewebe und prätendire, daß man mich in demselben

spinnen lasse nach meinem Gefallen. Wollen sie das nicht, so will ich dann erst überlegen, ob es besser sey, sie wieder zu hudehn oder sich fürbaß zu trollen.

Ich rathe Ihnen, Freund, sich die Hure Hyp vom Halse zu schaffen; dazu müssen Sie Sich aber nicht an dem Kirchhose einquartiren. — Leben Sie wohl, Lieber, und bleiben mein Freund, so gewiß, als ich immer der Ihrige seyn werde.

Leipzig, den 10. May 97.

Seume.



## 7. Von der Frau Elise von der Recke.

Nach unserm Zusammentreffen im Weimarschen Park hatte ich ihr, nach ihrem Verlangen, geschrieben. Sie schickte mir eine Antwort von acht engbeschriebenen Quartseiten. — Ich werde hier nur Stellen daraus geben.

Pyrmont, den 8. September 1797.

Mein Herz hat Ihnen schon lange auf Ihren interessanten Brief geantwortet und für diesen gedankt, aber meine Feder kann sich erst jetzt dieser Schuld entladen; denn ich war die Zeit her so krank &c.

„Seit Catharinens Milde mich vor Nahrungs-  
sorgen schützte und meiner Sorgfalt das Glück von  
508 Menschen durch Pfalzgrafen (Name des Gutes)  
anvertraute, seitdem beglückte der Gedanke mich, wo  
möglich Catharinens Wohlthat dadurch zu verdienen,  
daß ich es nun versuche, einen Gedanken durch That  
zur Reife kommen zu lassen, den mein Aufenthalt in  
Holstein durch des längst verstorbenen Ministers Bern-  
storffs schönes Beispiel so lebendig in meiner Seele  
gemacht hatte. Der Wohlstand der Holsteinschen  
freien Bauern nährte die Hoffnung in mir, daß auf  
dem Wege, auf welchem Bernstorff einst wandelte,

auch bei uns Freiheit der Bauern eingeführt werden  
könnte. Zu dieser Absicht kaufte ich mir ein kleines  
Güthchen, um dort mit dem Beifalle meiner Wohl-  
thäterin den ersten Versuch zu machen. Denn nach  
meiner Ueberzeugung wäre zu viele Gefahr dabei,  
wenn man diese menschenfreundliche Sache sogleich  
in's Große ausführen wollte“ &c. — — — —

„So wie Sie es mir vorschlagen, meinen Bau-  
ern auf der Stelle zu erklären, daß ich sie in einer  
gewissen Reihe von Jahren frei lassen will, dieß werde  
ich nach meiner Sachkenntniß nie thun, weil ich auf  
diesem Wege nicht zum Zwecke kommen, nicht ihre  
Wohlfahrt befördern würde; denn ein in der Ferne  
versprochenes Glück macht den Menschen nie glücklich,  
nie mit dem Geber zufrieden! Man brütet voll Miß-  
muth über den gegenwärtigen Zustand, sieht unge-  
duldig der Zukunft entgegen, — und ist das erwartete  
Glück da, so genießt man es nicht, weil unsre Einbil-  
dungskraft noch größere Dinge vorspiegelte und die  
Wirklichkeit nun unsre Erwartung nicht befriedigt.  
Auch könnten durch die schnelle Erklärung, daß alle  
Bauern meines kleinen Güthchens frei sind, die Bau-  
ern- und Hofsfelder leicht unbearbeitet bleiben; denn



noch sind unsre Bauern nicht dazu erzogen, den Gedanken, daß sie frei sind, zu fassen, ohne daß dieser in jetziger Lage unsägliche Unordnungen hervorbringen würde."

(Diese Stelle des langen Briefes war eigentlich die Ursache, warum ich ihn nicht beantwortete, und überhaupt, wenn ich in späteren Jahren mit der edlen Frau, die ich übrigens sehr hochachtete, zusammentraf, nie mehr über diesen Gegenstand sprechen mochte. Ich fühlte, daß wir uns nie würden verständigen können, und Jemand, der ganz Unrecht hat, ist viel leichter zu überzeugen, als Jemand, der zur Hälfte Recht hat. Ihr Raisonnement über die Wirkung einer Hoffnung künftigen Glückes ist psychologisch durchaus richtig; aber nach meiner Ansicht war von Glück und glücklich machen bei der Bauern-Angelegenheit gar nicht die Rede. Glücklich machen kann kein Mensch den andern; er kann nur dessen augenblickliche Wünsche erfüllen. Ich verlangte, daß anerkannt ungerechte Verhältnisse aufhören und den Bauern die Möglichkeit und Aufreizungen zu ihrer Veredlung gegeben werden möchten. Dazu hatte ich vorgeschlagen, die Dame solle den Ihrigen erklären, nicht, daß sie nach so und so viel Jahren unbedingt frei seyn sollten, sondern daß diejenigen, die während eines solchen Zeitraumes vorwurfsfrei gelebt, häuslicherisch und vernünftig gewirthschafet und dadurch einen bestimmten Grad der Wohlhabenheit erworben hätten, frei und die Einen Eigenthümer

ihrer mit Leistungen beschwerten Güthens seyn, die Andern sich ihren künftigen Lebensgang sollten wählen können.

Dabei hätte aber die Menschenfreundin selbst Nichts zu thun gehabt, und mit ächter, sehr edler Weiblichkeit wünschte sie, selbst dabei geschäftig zu seyn, das „Glück der Bauern zu machen.“ So sagt sie also an einer andern Stelle ihres Briefes:)

„Ich denke, wenn ich meinen Leuten zuerst gute Wohnungen erbaue, ihre übertriebenen Arbeiten vermindere, die willkührlichen von meiner Seite ganz aufhebe, für ihre Gesundheit auf meine Kosten sorge, ihre Moralität und ihre Freuden befördere, ihnen richtigere Begriffe und mehr Kenntniß vom Ackerbau, von der Viehzucht, vom Forstwesen, von der Spinnerei beibringe, sie angenehm und nützlich beschäftige, ihnen Lust zur Gärtnerei gebe, kurz sie glücklich und besser mache, ehe ich es wage, ihnen etwas von Freiheit anzukündigen; dann wird es gut gehen, denn sie müssen erst fähiger seyn, eine solche Existenz würdig zu genießen, wenn die Freiheit der Bauern bei uns für sie selbst und für den Staat wohlthätig werden soll.“

„Wohnen meine Bauern in besseren Häusern, haben sie durch meine Sorgfalt Obst- und gute Küchen-



gärten, wissen sie diese zu bearbeiten, und sich auch außer Bier und Branntwein Freuden zu verschaffen, dann gebe ich ihnen Gesetze, die meine Willkühr binden, und erst mit diesen auch die Freiheit, so bald sie auf diesem Wege zu selbiger erzogen sind."

(Diese Phantasie machte dem Charakter der edlen Brieffstellerin hohe Ehre, aber ich gestehe, daß ich laut auflachte, als ich sie las. Sollte man nicht glauben, das Recept zu einer guten Pastete zu lesen, bei den Maaßregeln, durch welche die wackre Frau ihre Mitmenschen zur Freiheit zurecht machen wollte. Uebrigens hat sie während der 40 Jahre ungefähr, die sie nach der Mittheilung dieses schönen Planes noch lebte, ihre Güter nie wieder gesehen, sondern das Einkommen derselben auf eine sehr anständige Weise in Deutschland, in der Schweiz und in Italien verzehrt, was sich ihr gar nicht verdenken läßt. Sie hat ihr Andenken durch werthvolle Beweise des Talents achtungswerth, durch Handlungen edlen Sinnes ehrwürdig gemacht. Ich verehere es.

Was ihre Ansichten von der Bildung der Leibeigenen zur Freiheit betrifft — ein Mann äußerte einmal ganz dieselben gegen mich und ich antwortete:

Was Sie vorschlagen, kann nur bei einzelnen Individuen von Erfolg seyn, nicht bei Massen von Millionen. Bei diesen würden die Bildungsmaaßregeln so langsam wirken, würden nie allgemein, und auf tausend und aber tausend Punkten durch Verschiedenheit der Ansichten und

den Eigennuz oder die Bedürfnisse einzelner Herren so oft unterbrochen werden, daß der menschenfreundliche Plan nie ausgeführt würde. — Lassen Sie uns Freigeborne nicht vergessen, daß wir keine Wesen einer höhern Gattung sind, als die Leibeigenen, und daß Viele von uns beträchtlich unter demjenigen stehn, was sie von den Leibeigenen fordern, um sie der Freiheit fähig zu halten. Nehme man erst weg, was sie hindert, sich zu bilden, lasse ihnen Raum, gebe ihnen Anreizung und Möglichkeit dazu und überlasse es übrigens ihnen selbst, für sich zu sorgen, wie es der Eigenthümlichkeit eines Jeden entspricht. Wir Menschen haben kein Recht, andere Menschen nach unsrer Phantasie zu modeln. Nur helfen müssen wir ihnen nach ihrer Weise und ihren Wünschen. Wir sind ja, wie gesagt, nicht Wesen höherer Art, als sie. —



## 8. Vom Herrn Baron von — —

(Briefe, wie der folgende, gehören zu den belohnenden Beweisen, daß man für einen guten Zweck nicht fruchtlos zu wirken suchte. Dennoch würd' ich ihn hier nicht mittheilen, besonders da der Herr Verfasser, zum Wohle der vaterländischen Provinz, noch lebt, wenn dies Schreiben nicht ein so selten schönes Product jugendlichen Edelsinnes wäre. Der Jüngling, der, fast noch Knabe, fühlte und dachte, was sich hier mehr noch verräth, als ausspricht, mußte als Mann werden, wofür die öffentliche Stimme ihn anerkennt.)

Edler, verehrungswerther Menschenfreund!

— — — — —  
— — — — —  
Seyn Sie dreimal von mir gedankt für Ihre Schrift, zumal wenn, wie ich gehört habe und vor einiger Zeit in der Hamburger Zeitung las, sie dazu gedient hat, die Leibeigenschaft in Liefeland abzuschaffen, worüber noch die Genehmigung des Kaisers zu erwarten ist. Schon oft habe ich über die Erniedrigung der Menschheit geseufzt. D könnte ich beitragen zum Glücke dieser armen Sklaven, so wollte ich mich glücklich schätzen! — Sind die, welche wir so

verachten, die wir so niederdrücken, nicht unsere Mitmenschen, haben sie nicht vom Schöpfer gleiche Rechte, gleiches Ansehn erhalten? — O Gott, das Erdenleben hat so schon manche Mühe, manchen Kummer, — und man will seinem Nebenmenschen noch vollends alle Freuden rauben? — ihn noch unter das gebeugte Lastthier krümmen? — ihn grausam seinem Weibe, seinen Kindern entreißen? — ihn fast verhungern und zugleich für fremdes Glück arbeiten lassen? — Ich erstaune über die Grausamkeit. D es ist ausgemacht, manches gnädige Herrchen schätzt sein Hündchen mehr, als seinen Mitbruder; indem jenes auf Federn ruht, suchtest er diesen zu Tode. — O der Mensch — und solcher giebt es unzählige — hat ein Pantherherz!

Ich bin nun im 16ten Jahre\*) und seit dem 7ten schon aus Liefeland heraus; dennoch bin ich voll Liebe zu meinem Vaterlande und bedaure den Starrsinn des Adels und das Elend des bedrückten Landvolks. Doppelt ist die Blindheit des Adels zu bedauern, der, wenn er die Augen nicht bald öffnet, sich ein gleiches Schicksal mit dem Französischen zu

\*) Ein Umstand, der bei Würdigung dieses Briefes nicht übersehen werden wird. D. F.



erwarten hat. Ich bin hier in Deutschland Augenzeuge vom Elende der Französischen Emigrirten und von Menschenbedrückung gewesen; von Jenem bei meinem Aufenthalte in Neuwied am Rhein, dem Hauptsiße der Französischen Emigrirten; von Diesem bei meinem Aufenthalte in — U — an der Spree bei Bauzen, unter den Wenden. Jetzt bitte ich Sie, kennen Sie meinen Vater, den Ober-Landgerichts-Assessor B. v. — — auf — — — und — — ? Und wenn Sie ihn kennen, ach, so möchte ich so gern wissen, wie er mit seinen Bauern umgeht. In Betreff derselben hat mein guter Vater so oft gegen mich menschenfreundlich sich geäußert. — So gram ich den Gallischen Freiheitsjägern auch bin, die um eine nicht existirende Chimäre, ich möchte sagen, verrückt werden, so möchte man mit ihnen vereint darauf dringen, das leidige Wörtel von von den Namen zu verbannen, weil Menschen, die dieses besigen, das Recht zu haben glauben, ihre Nebenmenschen, die kein von vor dem Namen haben, zu foltern.

Mit der größten Hochachtung, die Ihnen die ganze Menschheit schuldig ist, bin ich

Halle, im königl. Pädagogio, Ihr

den 3. October 1797. ergebenster Diener B.

## 9. Von Böttiger.

(Nachstehender Brief bedarf keiner Einleitung, leistet aber vollständig, den<sup>e</sup> ich, was von einem psychologischen Gemälde zu verlangen ist.)

Weimar, den 13. November 1797.

Aber wie können Sie auch nur auf Augenblicke den Gedanken bei sich Platz greifen lassen, mein guter, geliebter Freund, daß ich Ihre Trennung vom Schimmelmännischen Hause mißbilligen könnte? Ich habe schon in meinem 9ten Jahre die Fabel vom gleisenden Haushunde, der aber am Halse das Zeichen der Sklaverei trug, auswendig gelernt, und Gottlob! seitdem nie vergessen. — — — — —

Und dieß hätt' ich Ihnen schon vor drei Wochen geschrieben, als ich den Brief an Weiland gelesen hatte, wenn ich geglaubt hätte, daß Sie mein Brief noch in Kopenhagen finden würde. Jetzt weiß ich, daß Sie noch einen Monat dort zu bleiben gedenken, und heute mit rückgehender Post schicke ich traulichen Handschlag und Bitte: kommen Sie, so bald Sie nur können, und seyn Sie versichert, daß Sie, um mit einem Orientalism wahre Empfindung auszu-



drücken, durch die Ehrenpforte unserer Herzen einziehen werden. So denken die edlen Herders, so Weiland, so alle Gute.

Erst von Geschäften, wie Freund Bertuch es nennt, dann auch von Geistes- und Herzensangelegenheiten.

(Er meldete mir, daß ein Buchhändler ihm drei Englische Romane gesandt habe, mit der Aufforderung an mich, sie zu übersetzen, und meinte, ich solle es übernehmen, ich würde in drei Wochen mit Einem fertig seyn: „and would have clear'd a cove sixty Fredericks,“\*) trägt mir dann eine lange Reihe von Anfragen und Meldungen an Münster wegen antiker Vasen und Münzen in Italien und Logensachen, Moldenhauer wegen der königlichen Bibliothek und einzelner Werke, Marezoll, der ihm von der Universität her sehr theuer sey und den er in seine Nähe wünsche, und Suhm auf, die ich weglassen, und fährt fort:)

Dankbar bin ich auch Ihnen für Ihre interessanten Aufklärungen und Winke über die gerühmte Dänische Denk- und Pressfreiheit. Ich werde für den Mercur bescheidenen Gebrauch davon machen und bitte Sie nur, ja fort zu fahren, und mir auch

\*) Ich fand sie alle drei sehr fade; um B.'s Vorfrage zu ehren übersetzte ich Einen: A Gossip's story. Die Uebersetzung erschien ohne meinen Namen.

über andere literarische Erzeugnisse, über Das, was wir noch von Münster, Moldenhauer, Suhm u. zu erwarten haben, über Abilgaard's Rede vom Nutzen des Erbadeis und andere solche Phasen und Phrasen recht viel mitzutheilen. Sie lernen nun zum Dänischen auch Isländisch. Welche neue Blicke wird Ihnen dies über Sagen und Sprachen der scandinavischen Vorwelt gewähren! Wie freue ich mich, in allem Diesen Ihr Schüler zu werden. Aber vergessen Sie darüber Ihre guten Betten nicht. Es wird Ihnen Freude machen, zu hören, daß Ihr schöner Aufsatz über die Volkspoesie der Betten im Mercur, im Pariser Journal encyclopédique mit großem Beifall angezeigt ist.

Gestern las ich bei Wieland in Dsmansstadt Briefe aus Zürich, nach welchen Baggesen sich in der Schweiz eine zweite, aber sehr reiche Frau sucht und der Purgstall mit seiner in London erheiratheten Schottländerin dort in der Schweiz sehr glücklich lebt.. Doch Dieß habe ich nur von Hörensagen. Das kann ich aber als testis oculatus et quorum pars magna fui, versichern, daß wir Alle hier sehr glücklich leben, daß Göthe in 14 Tagen mit seinem trefflichen Kunstfreunde Meier wieder hier seyn wird, daß wir dann wöchentlich



einen sehr angenehmen literarischen Zirkel haben werden, daß unser Dpertheater (?) jetzt besser, als je ist, daß jetzt auch Falk, der Satiriker, mit seinem lieben, jungen Weibchen bei uns wohnt, daß — doch was schreib' ich Ihnen dieß Alles — Komm und schaue!

Der Frau Justizräthin Brun sagen Sie für ihre Musengaben, die ich so eben von Herders zugesandt erhalte, meinen und Wielands — denn ich thue Dieß in seiner Seele — großen Dank. Möchte es ihr doch gefallen, uns auch einige Bruchstücke aus ihrem Tagebuche über das klassische transalpinische Land für den Mercur mitzutheilen, wenn sie nicht Alles in einem Bande auf einmal herausgiebt. Vater Wieland, der eben für's neue Stück das „attischen Museums“ die Ritter des Aristophanes beendigt hat, würde sich dann selbst bedanken. Wir haben jetzt drei Dichterinnen hier, Emilie von Berlepsch, Amalie von Imhof, (deren schöne, im Schillerschen Musenalmanache mit A und F bezeichnete Gedichte Sie gewiß nicht ohne Vergnügen gelesen haben, so wie Abdallah und Balsora in den Horen,) und Luise von Wollzogen, Schillers Schwägerin, deren Agnes von Lilien so eben die Presse verlassen hat.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Mit Kuß und Handschlag

Ihr treuer

Böttiger.

Freund Scherer ist jetzt, wie mir heute Hüttner aus London schreibt, in the country. Er hat jüngst die kunstreiche penny-machine bei Boulton in Birmingham mit Einem Blicke durch und durch geschaut. Schreiben Sie ihm doch noch einmal von Kopenhagen aus, care of Mr. Huttner, no. 8. Upper Rathbone-place, London.

(Wenn man sich erinnert, daß ich Vieles, andert-halb enggeschriebene Quart-Seiten weggelassen habe, so wird man mir glauben, daß mich fast eine Art Schwindel anwandelte, als ich diesen Brief las. Er ist übrigens, da sich Böttiger bei demselben zwanglos gehen ließ, ein treuer Abdruck seines Geistes und Charakters. Zu Dem, daß er ein gründlicher Philolog und Archäolog und ausgezeichnete Schulmann war, füge man noch, was dieser Brief ausspricht, die edelsinnige, sorgsame Freundschaftlichkeit, das allumfassende Interesse für die verschiedenartigsten Gegenstände des literarischen Lebens und Wirkens, die geistvolle Zugabe und Wendung, mit der



er jede seiner kurzen Nachrichten ausstattete, und selbst die abgerundete Vollständigkeit, die er Jeder gab, so hat man das Bild eines hochachtungswerthen Mannes sehr seltener Art, aus den Jahren seiner vollen Kraft.)

# 10. Von v. Schmidt = Phiseldeck.

Kopenhagen, am 12. November 1798.

Wie sehr Ihr lieber Brief, mein hochgeschätzter Freund, mich erfreut hat, mögen Sie aus der Schnelligkeit meiner Antwort beurtheilen. Schon glaubt' ich Sie weit von uns in die glückseligen Beschäftigungen der Musen und Grazien unter dem milden Himmel Italiens \*) versenkt und siehe da! Sie — essen mit Epikurs auserlesensten Schülern in Hamburg. Glauben Sie indessen nicht, daß ich das Hinderniß, welches Sie abhielt, unbegreiflich finde oder Ihren angelegten Lebensplan mißbillige. Ein Paar schöne Augen in einem geistvollen Gesichte sind mehr werth, als die leeren in einer Antike. — — —

— — — Wohl Dem, der sich wie Sie, mein Freund, mit freier Seele einer Muse widmen kann, die an trefflichen Geisteswerken frucht-

\*) Wir hatten den Plan gemacht, zusammen nach Italien zu reisen, aber schon am 20 Januar schrieb er mir: „Aus unserer Reise wird Nichts. Der Graf Schimmelmann hat — freilich auf die verbindlichste Art — eine leise Vorfrage deshalb im Reime ertickt.“ Er glaubte nun, ich sey mit Graf gereift.



bar wird. Sie werden es sonderbar finden, aber es ist die volle Wahrheit, daß ich mich zu tausendmalen aus dem Gewirre des Geschäftslebens und all' den Arbeiten und Mühseligkeiten, in denen ich durch eine wunderbare Verkettung mich befangen sehe, hinweg und zurück in den Schoos der freien Muse und geistiger Wirksamkeit sehne, und wer weiß, ob ich nicht jetzt noch alle meine Fesseln zerbräche, wenn nicht die volle Ueberzeugung, daß mir zu würdigen und großen literarischen Unternehmungen die Kraft gebricht, mich zurückhielte! Und mit Etwas soll der Mensch den Werth seiner Existenz doch bezahlen. — In diesem Sinne gehe ich denn so meinen Weg fort, nicht eben lebensfroh, — doch aber beschäftigt genug, um mich selbst darüber zu vergessen.

Der Ruf von Schillers Wallenstein ist auch zu uns Hyperboraern durchgedrungen; das Werk selbst noch nicht. Ich freue mich herzlich darauf, so wie auf Falk's Taschenbuch. Ueber Falk stimme ich Ihrem Urtheile vollkommen bei. Richter, hoffe ich, wird Ihre Schilderung noch einst in einem Punkte strafen. Seine Originalität wird einst durch sich selbst den Gipfel des Vollkommenen und Musterhaften finden, den so Viele durch's Studium der Alten vergebens

zu erstreben bemüht sind. Finden ihn ja doch die Alten durch sich selbst. Sein Shandy'smus thut ihm unleugbar Schaden; aber dieser blüht in dem Vollendetesten seiner Werke, dem Campanerthale, schon viel weniger durch.

Wie ärgere ich mich, daß ein hochlöbliches General-Landesökonomie- und Commerzcollegium (unter uns gesagt, muß nicht schon der Titel einer solchen Behörde alle Musen auf ewig von den Gliedern derselben verschrecken?) so gar Nichts in Deutschland zu beschaffen hat. Welch ein Verlust, ein Deutscher zu seyn, und den Kreis dieser Männer, und Weimar und Gotha nicht kennen zu lernen!

Ihre Aufträge sollen richtig besorgt werden. Von originalen Geisteswerken ist hier Nichts erschienen, wie denn dergleichen, das mathematische und physikalische Fach ausgenommen, hier seltene Phänomene sind. Aber quid Te nunc dicam facere? Davon schreiben Sie mir Nichts; und Ihre literarischen Chantiers sind doch wohl niemals leer.

Der Gräfin Schimmelmänn wird' ich sagen, was Sie ihr gesagt wünschen. Der Zorn der Göt-



tinnen dauert nicht lange. Und nicht wahr? ein wenig Ursache hatte sie doch, böse zu seyn. Leben Sie wohl und schreiben Sie bald wieder

Ihrem  
aufrichtigen Freunde  
Schmidt-Phiseldiek.

Nachschr. Daß Rahbeck in die Grube gefallen ist, aus der Sie sich so eben noch retteten, (und in die Sie doch, wenn Sie das Nestchen bauen, wohl wieder gerathen werden,) ist das Neueste, was ich Ihnen melden kann. \*)

\*) Ich glaube, er sprach davon, daß Rahbeck ein Amt angenommen hatte, um heirathen zu können.

# 11. Von Wieland an Böttiger.

(Dieser Brief ist wohl eines der schönsten Ehrendiplome, die Jemand für sein erstes Product in einer Gattung erlangen kann. Nicht deshalb allein aber lasse ich ihn aus Böttigers „literarischen Zuständen“ Bd. 2. hier einrücken, sondern um Gewisse sehr wohlgemuth zu fragen, ob sie wirklich glauben, daß ein Schriftsteller, der so glücklich war, gleich bei seinem ersten Auftreten solche Erfolge zu erwerben, weniger der „Geschichte der Deutschen Literatur“ angehört, als sie?)

Osmanstadt, den 4. August 1798.

Sie müssen, mein lieber Freund und Bruder im Aristofanes, Merckels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt) nur in einer zerstreuten Viertelstunde durchblättern haben, um mir schreiben zu können, „es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen. O ihr Philologen und Polyhistoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten? Euch nicht ein wenig rauh anzulassen! Dieses sogenannte Zwittergeschöpf hat nur einen einzigen Flecken und der ist das schändliche, lästerliche (Motto) nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit



von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten sagen, die alle, was den wahren innern Werth betrifft, von diesem kleinen dünnleibigen Zwittergeschöpf bis an den Wageballen hinaufgezogen werden. Merkel hat noch Nichts gemacht, das in jeder Betrachtung diesem deliciösen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. Wie kann man aus falscher Scham vor den hochgelahrten Herren ein so albernes, ein so übel passendes, in die lieblichste Harmonie von Verstand, Einbildungskraft und Herz so widerlich missetzend hinein krächzendes Motto auf ein solches Werkchen setzen? Ich sage Ihnen und Herrn Merkel (der den heiligen Geist in diesem Producte, wozu er, wie es scheint, nur die Finger hergeliehen hat, so greulich lästerte,) daß diese Rückkehr in's Vaterland, \*) ohne eine Nachahmung von Yoricks sentimental journey zu seyn, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist ist, und daß es in jedem Betrachte neben dem Erquisitesten, was unsre Sprache aufzuweisen hat,

\*) Kopenhagen, 1798. (Warum in den „literarischen Zuständen“ Berlin gesagt wird, weiß ich nicht. Erschien dort etwa — eine zweite Auflage, von der ich Nichts erfährt?)

stehen kann. Aber freilich, solche Werkchen, die mit freier, ruhiger, in sich selbst und in der Natur wohnender Seele genossen seyn wollen, kann man nur auf dem Lande lesen. —

W.

(Ich habe diesen Brief, der mich so ehrenvoll ausschilt — und zugleich die Geistes-Physiognomie des großen Dichters so lebendig ausdrückt, — erst aus dem angeführten Buche 1838 kennen gelernt. Warum Böttiger ihn mir nicht mittheilte, als er ihn erhielt, ist mir unerklärlich. Besorgte er, mich zu kränken, oder mich hochmüthig zu machen? — Hätt' ich den Brief gelesen, ich hätte Nichts mehr in der Gattung des Büchelchens geschrieben, um nicht meinem ersten Erfolge zu schaden.)



## Zweiter Anhang.

### Betrachtungen,

veranlaßt durch die katholischen Wirren in Deutschland.

Nach allen den großen Erscheinungen und Erschütterungen, welche unsern Welttheil seit funfzig Jahren bewegten, bietet sich dem Beobachter jetzt Eine dar, welche vielleicht merkwürdiger und in der Weltgeschichte feltner, auch wohl wichtiger ist, als jene Alle. Es ist das Schauspiel des Zergehens, des Absterbens einer Hierarchie, die anderthalb tausend Jahre hindurch ihre Polypenarme immer gewaltiger ausstreckte, bis sie fast die ganze Erde umfingen. Wie unwiderstehlich herrschte sie ein! Wie zwang sie die Fürsten, ihr das Mark der Völker zu opfern! Und wie oft stürzte sie Fürsten, die ihr nicht gehorchen wollten, durch die Völker vom Throne! Wie oft hat sie weite Länder mit immer

erneuerten Blutströmen überschwemmt und ganze Völkerschaften ausrotten lassen, die sich ihrem Toche zu entziehen strebten! Und jetzt — ihre Macht ist unrettbar im Sinken, im Vergehen; denn ihr Besieger ist — das Licht! Nicht ihren Feinden erliegt sie, sondern dem eignen Charakter und dem Klügerwerden ihrer Anhänger. Vergebens wagt sie gerade jetzt, mit dem Muthe der Verzweiflung, möchte man sagen, an zwanzig Orten feste, zum Theil noch unerhörte Anmaßungen; jede wird mit ruhigem Ernste zurückgewiesen und jede ihrer Forderungen büßt sie durch neue, viel größere Verluste. Sie sing damit an, die Kinder gemischter Ehen als ihr Eigenthum zu reclamiren, und sieht große Provinzen, mit einer Bevölkerung von Millionen, ihrem Toche entziehen!

Ganz vernichten werden wir sie nicht sehn. Das zu werden, liegt nicht in der Natur der Hierarchien. Dauern doch die viel älteren der Bramahnen und Buddhaisten noch fort, und so gar die Levitische, obgleich ihr Tempel, ihre Verfassung, ihre Residenzstadt vor 1800 Jahren zerstört und das Volk, das sie beherrschte, über die ganze Erde in's Elend verstreuet wurde. Wäre der Phönix ein Raubvogel, man könnte den unsterblichen, sich immer verjüngenden, für ein



Sinnbild der Hierarchien erklären. — Genug für uns und für die nächsten Jahrhunderte, daß die gegenwärtige unschädlicher wird. Treten sie mit Festigkeit auf, so zersplittert der Knochen im Beine. Stützen sie sich auf den Arm, so bricht die Röhre desselben morsch zusammen, und fallen sie auf den Rückgrad, so weicht er verbogen auseinander.

Ein besonderes wissenschaftliches Interesse erlangen die kirchlichen Wirren des Augenblicks, wenn man sie aus einem weltgeschichtlichen Standpunkte betrachtet. Auf diesem erscheinen die Hierarchien als so unausbleibliche Jugendkrankheiten der bürgerlichen Gesellschaften, wie es gewisse Kinderkrankheiten für die Individuen seyn sollen. Beide kehren indeß nicht selten im höheren Alter wieder und sind dann in der Regel tödtlich, für die Nationen, wie für reife Personen. Der Verlauf Beider hat immer so gleiche Stadien, Symptome und Krisen, daß sich recht gut eine Naturgeschichte der Hierarchie, wie der Pocken, schreiben ließe. „Eine Naturgeschichte der Hierarchie!“ Nun ja! Der Ausdruck ist keck und klingt bizarr, aber er ist richtig. Die Entstehung der Hierarchie ist so in der Natur des Menschen gegründet, wie alles Große, Schöne, Edle, dessen er fähig ist, wiewohl sie

zu Dem gehört, was ein Engländer einmal the backside of humanity nannte, die Rückseite der Menschheit, die übrigens so unnachlässlich zur vollständigen Person gehört, als Antlitz und Brust. Es schmerzt mich fast, daß mein hohes Alter und meine Isolirung es mir unmöglich machen, mich mit dem weitläufigen Studium zu beschäftigen, das eine solche Schrift forderte, um erschöpfend zu seyn; sonst versucht ich selbst, sie zu geben.

Ich will hier wenigstens einige Züge derselben anführen.

— Der Erste, sehr auffallende, ist die schon ange deutete Aehnlichkeit, oder vielmehr Uebereinstimmung aller Hierarchien. Sie ist so groß, daß man schon öfter auf die Vermuthung gefallen ist, sie seyen einander nachgeahmt, und chronologische Data scheinen das zu unterstützen. Man urtheile selbst.

Im siebenten Jahrhundert n. Chr. erklärten sich die Kalifen für die Stellvertreter oder Statthalter ihres Propheten auf Erden, unterwarfen sich als solche bedeutende Länder und rissen die Oberherrlichkeit über viele kleine Sultane an sich, die sie nach Wohlgefallen ein- und absetzten. Im zehnten Jahr-



hunderte, oder noch früher, wurde der Dalai Lama als Repräsentant der höchsten Gottheit, und selber als ein Mensch gewordener Gott anerkannt, bei dessen Tode das Collegium des Oberlamas bestimmte, von welchem jugendlichen Körper er nun Besitz genommen habe; das heißt, sie wählten seinen Nachfolger. Er setzte seine Autorität fest durch zahlreiche Mönchsorden, durch die Lehre von einem Himmel, in den er den Eingang gewähren konnte, von einer Hölle und einem Fegesener, aus dem seine Freisprechung erlöste u. Im Jahre 1100 ernannte er sich auch zum weltlichen Beherrscher von Tibet und wußte sich zum obersten Richter vieler schwächeren Thane zu machen. Eben Das that sein College, der auch Lamaitische Dairo zu Miaco, gegen die kleinen Könige, die das Inselreich Japan beherrschten. — Zu Rom erklärte sich erst 1085, also gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, Gregor der Siebente zum „Statthalter Christi auf Erden“; erst 1179 wurde die Wahl dieses Statthalters dem Collegium der Cardinäle übergeben, und erst Innocenz der Dritte, der von 1198 bis 1216 regierte, erhob sich eigenmächtig zum weltlichen Souverain von Rom. Der Schluß, zu dem das bewegen könnte, wird noch dadurch unter-

stützt, daß die Lehre des Dalai Lama außer Hölle, Teufel und Fegesener, auch die Seelenmessen, den Rosenkranz, das Weihwasser, die Einsegnung der Ehen und viel Anderes enthält, das sich in der Römischen auch findet. Von Mongolen aber, die im Mittelalter Europa bereisten, um es kennen zu lernen, wissen wir nichts; dagegen wohl, daß wißbegierige oder vom Handelsgeiste getriebene Europäer Hochasien durchforschten. Benjamin von Tudela trat diese Reise 1158 an; ihm folgten Carpin de Plan (oder Plan de Carpin?), Marco Polo und Andere, die viele Nachrichten von dort verbreiteten, und zuerst den Dalai Lama, vielleicht unter dem Namen des Priesters Johannes, in Europa bekannt machten. —

Demungeachtet glaub' ich nicht, daß eine Nachahmung statt gefunden hat, als höchstens in solchen äußerlichen Dingen, wie der Rosenkranz, das Weihwasser und dergleichen. Immer und überall waren die Hierarchen Menschen, die unter ähnlichen Verhältnissen nach denselben Zwecken strebten, und diejenigen, bei denen sie sie erlangen wollten, waren auch Wesen Einer Gattung; wie hätten Jene nicht auf dieselben, oder doch ganz ähnliche Mittel fallen sollen? Weben doch auch die Spinnen Einer Art



unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeitaltern einerlei sey. Wichtiger ist die innere Uebereinstimmung aller Hierarchien.

Nacht muß es seyn, soll Irrlichts Strahl  
erglänzen,

und Hierarchien entstehen nur in dunkeln unwissenden Zeitaltern und begründen sich durch Verdunkelung, Verwirrung, Verwechslung der Begriffe des Volks. Die wichtigste dieser Verwechslungen ist Die der Religion mit der Kirche. Sie erscheint so frühe, daß man sie als die Wurzel jeder Hierarchie betrachten, und erhält sich bis in's höchste Alter derselben so unerschüttert, daß man sie für ihr Lebensprincip erklären kann. Noch in den neuesten Allocutionen des Papstes werden beide Worte abwechselnd für denselben Gegenstand als gleichbedeutend gebraucht. Und wie sehr ist doch ihr Sinn verschieden!

Die Religion, wie sie auch heißen mag, ist ein bestimmtes System von Glaubenssätzen über das

Daseyn, über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt und insbesondere zu den Menschen; — ferner: über das Daseyn, das Wesen und die Bestimmung der Seele des Menschen und über seine moralischen Pflichten. Die Stufe ihrer Wahrheit und Weisheit macht den Unterschied der Religionen. Die Kirche dagegen ist ein Institut, durch das jenes System den Völkern immer gegenwärtig, ihrem Gefühle ehrwürdig und heilig erhalten, und dadurch jeder Einzelne mit Eifer für die Erfüllung seiner moralischen Pflichten beseelt werden soll. Man sieht, Religion und Kirche sind verschieden, wie ein Kleid und sein Gehäuse, oder wie Zweck und Mittel, wie ein Pallast und die Maurer, die daran arbeiten. Es würde eine Lücke seyn, wenn ich hier nicht einige Gedanken Montesquieu's, zerstreut im 25ten Buche des Esprit des loix, anführen wollte, wodurch die Entstehung der Kirchen sehr hell dargestellt wird. Er sagt:

„Die ersten Menschen opferten den Göttern nur Kräuter und Früchte. Bei einem so einfachen Gottesdienste konnte Jeder Priester in seiner Familie seyn. Der natürliche Wunsch, der Gottheit zu gefallen, vervielfachte die Ceremonien. Menschen, die der Acker



bau beschäftigte, waren nicht im Stande, sie alle auszuführen, ihren Einzelheiten zu genügen. — Man heiligte den Göttern besondre Orte, man brauchte Beamte, für sie zu sorgen, wie jeder Bürger für sein Haus und die Angelegenheit seiner Familie sorgt, man stellte Priester an. „Leute, die dem Dienste der Gottheit gewidmet sind, mußten geehrt werden, besonders bei solchen Völkern, die eine gewisse Vorstellung von körperlicher Reinheit hegten, die nöthig sey, wenn man sich Orten nahen wolle, welche den Göttern angenehm wären, und die abhängig war von bestimmten Gebräuchen.“

„Da der Gottesdienst eine beständige Aufmerksamkeit forderte, wurden die meisten Völker bewogen, aus den Priestern eine besondere Körperschaft zu machen. So wählte man bei den Egyptiern, den Juden und den Persern (auch bei den Galliern, den alten Gothen, den Peruanern etc.) der Gottheit bestimmte Familien, die sich fortpflanzten und den Dienst vollstreckten.“ (Kap. 4.)

„Wenn die Religion viele Diener hat, ist es natürlich, daß sie ein Oberhaupt erhalten müssen und das Pontificat eingesetzt werde.“ — „Für den Fall, daß ein despotischer Regent die Religion, wie seine

Gefetze, für die Wirkung seines Willens halte, sind Denkmäler der Religion nöthig, z. B. heilige Bücher, die ihre Gestalt bestimmen und feststellen. Der König von Persien ist Haupt der Kirche, aber der Koran ordnet die Religion. Der Kaiser von China ist der unumschränkte Oberpriester, aber es giebt Bücher, die in Jedermanns Händen sind und denen er folgen muß. Vergeblich wollte ein Kaiser sie abschaffen; sie triumphirten über die Tyrannei.“ (Kap. 8.)

Beim ersten Blicke wird es jedem Denkenden klar, von welcher hohen Wichtigkeit ein Institut, wie die Kirche, für jeden Staat seyn kann. So lange sie sich auf ihre erste, ehrwürdige Bestimmung beschränkt, kann sie als ein Palladium des moralischen Werthes und der sittlichen Bildung der Nationen betrachtet werden. — Eben so, daß das Institut, um seinen Zweck zu erfüllen, bei dem Volke durch ehrende Einrichtungen in Ansehn gesetzt, durch eine ansehnliche Dotation über die Sorgen um die Lebensbedürfnisse hinausgestellt werden müsse. Leider ist das aber die



Klippe, an der seine Nützlichkeit meistens scheitert und es das Verderben der Völker wird.

Nur zu häufig und zu bald finden sich nämlich unter den Priestern Ehr-, Hab- und Herrschsüchtige, welche die um des Staates willen ihrem Stande zugestandenen Vorzüge als ursprüngliches, natürliches Eigenthum desselben ansehen und als ihr persönliches benutzen. Nicht zufrieden, vom Volke geehrt zu werden, verlangen sie, es zu beherrschen. Unbefriedigt von dem reichen Einkommen, das man ihnen zum Tempeldienste und anständigen Leben aussetzte, suchen sie Schätze zu sammeln, um Macht zu erlangen im Staate. Zu diesen Zwecken bethören sie das Volk, indem sie ihm mannigfachen Aberglauben aufheften, der immer darauf berechnet ist, ihren Stand höher zu stellen und ihre Person mit einem Nimbus zu umgeben; endlich, indem sie die kirchlichen Vorschriften als viel wichtiger darstellen, als die moralischen und religiösen. Sie verfälschen die Religion durch dem Wesen derselben fremde, nur auf den Nutzen ihres Standes berechnete Lehrsätze. Gelingt ihr Plan, so ziehen sie den größten Theil des Staatsvermögens an sich, bemächtigen sich des Geistes des Volks und führen nun Zerrüttungen herbei, in denen

sie ihren Willen erst neben den des Regenten, bald über ihn setzen, und die Kirche ist zur Hierarchie verunstaltet. Ihre höchste Ausartung ist die Theokratie, die das Volk und den Staat so behandelt, als seyen Beide nur um der Priester willen vorhanden und hätten keine andere Bestimmung, als diesen zu dienen. Sie führt die Cultur und die Macht der Nationen und endlich den Staat selbst zu Grabe.

Ich werde weiterhin mehrere Beispiele aufführen, wie die Theokratie wirke; hier genüge ein Einziges.

Die Geschichte, in welcher ihre Verderblichkeit uns am hellsten vor Augen liegt, ist die der Juden.

Moses, der mir Einer der größten Charaktere und der weisesten Menschen scheint, die je lebten, hatte das Israelitische Volk gleichsam entstehen lassen. Aus einer Masse von Sklaven, die er ihrem Elende entführte, bildete er es, indem er ihm eine gemeinschaftliche Nationalgeschichte und eine Religion gab, die sie hoch über alle andere Völker stellten, sie für das auserwählte Volk Gottes erklärten. Eine solche Stiftung konnte nur durch eine Theokratie erhalten werden; er begründete diese und übergab die Herrschaft seiner Familie. Der Plan gelang vollkommen. Der



Nationalstolz, den er den Israeliten eingefloßt, hielt sie zusammen und trennte sie von allen anderen Völkern; doch die Leviten setzten, was er begonnen, fort, weit über sein Ziel hinaus. Sie benutzten die religiöse Isolirung der Israeliten dazu, sie auch in anderen Rücksichten zu beschränken, und Jahrhunderte hindurch stand das Israelitische Volk mitten unter hochgebildeten Nachbarn roh, arm und elend da. Endlich zwang es seine Priester, ihm einen König zu geben, aber dieser wollte sich vom Joche der Leviten befreien und diese schlossen seine Dynastie noch bei seinem Leben von der Nachfolge aus, und — veranlaßten dann wahrscheinlich seinen Tod. Unter seinen Nachfolgern gelangte die neue Monarchie zu einer ansehnlichen Macht, doch schon unter dem vierten Könige warf der Zwist der Leviten über den Plan, einen zweiten Tempel zu bauen, dem auch wohl ein zweiter Hohepriester vorgesetzt werden konnte, die Monarchie in zwei kleine Staaten auseinander, die Beide bald die Beute mächtigerer Nachbarn wurden. Die ganze Nation wurde aus dem Lande geführt. Ein Theil kehrte nach langer Zeit zurück; aber die Leviten begannen ihren alten Spuk, und die Zerstörung des Tempels und die Zerstreuung der Nation auf immer,

durch Titus, wurde offenbar durch die ehrsüchtigen Intriguen der Leviten herbeigeführt. Seitdem sind 1800 Jahre verfloßen; noch immer wirkt das Bindemittel, durch das Moses seine befreiten Sklaven in ein Volk verwandelte, aber in welcher erbarmungswürdigen Gestalt haben die Trümmer desselben sich erhalten! — Seiner Kindheit war die Theokratie nothwendig; daß sie jene überdauerte, hat es Jahrtausende hindurch elend gemacht.

Die Levitische Theokratie, auch wenn man sie für eine Nachahmung der Aegyptischen und aus dieser hervorgegangen ansieht, bleibt als Erzeugungsakt eines Volkes eine große, weise Maaßregel, die mit der Entstehung der meisten anderen Hierarchien Nichts gemein hat. \*) Der Weg, auf welchem diese

\*) Ein Seitenstück derselben bietet indeß die Urgeschichte Peru's dar. Die Kinder der Sonne, Manco Kapak und Mama Okella, erschienen unter den dortigen Wäldern, und sammelten und bildeten aus ihnen ein Volk, auf Befehl jener Gottheit, die sie anbeten lehrten und deren Priesterchaft ausschließliches Eigenthum der Inka's blieb. — Aus sehr viel älterer Zeit zeigt auch die Urgeschichte der Chinesen etwas Aehnliches. Ein wilder, kühner



aus den Kirchen hervorgehen, ist sich im Ganzen immer gleich, und zwar folgender:

Die Ausartung beginnt damit, daß die Priesterreien behaupten, ihre Einsetzung und Verfassung sey nicht aus dem Willen der Regenten oder des Volks hervorgegangen, sondern ein unmittelbares Gesetz der Gottheit selbst. Am bescheidensten war in dieser Rücksicht die Kirche des alten Roms. Sie schrieb ihre Entstehung den Rathschlägen zu, welche eine Nymphe dem Könige Numa ertheilte. Freilich mochte es aber auch zu augenscheinlich seyn, daß seine Vorschriften größtentheils nur Nachahmung von Dem befahlen,

Jäger, Fohi, streifte längs der Küste hin. Ein geflügelter Meerdrache hatte sich an derselben gelagert. Fohi hatte den Muth, den Rücken desselben zu ersteigen. Hier fand er die Zeichen seiner Buchstabenschrift, und in sein Land zurückgekehrt, versammelte er andere Wilde, lehrte sie die Gottheit kennen und verehren und eine Menge von Künsten, als deren Erfinder er galt und endlich selbst als Gott verehrt wurde. Der Drache aber ist noch jetzt Reichswappen. (Nach Du Halde.) Man überseze den Meerdrachen in ein Schiff einer hochgebildeten Nation, und das Märchen wird zur Geschichte. Eine hochgebildete Nation vor den Chinesen? fragt man vielleicht; aber die gewöhnliche Zeitrechnung läßt das Babilonische Reich, die Sonnenjahresrechnung in Egypten und Thaaüt noch 200 Jahre älter seyn, als Fohi oder Bao in China. —

was bei den Etruskern und Griechen schon seit lange in Gebrauch war. Eine hierarchische Rolle konnte sie in Rom nie spielen, da der Charakter des Staates durchaus kriegerisch blieb und die oberste priesterliche Würde immer einem ausgezeichneten Feldherrn oder Senator ertheilt, also nach den Bedürfnissen des Staates verwaltet wurde, oder doch nach den Plänen eines Nichtpriesters. So war auch Julius Cäsar Summus pontifex. Die Kaiser sahen dies Amt als ein Zubehör ihrer Macht an. (Selbst der Name Pontifex, Brückenmacher, beweist, daß die ganze Priesterei dem Interesse des Staates zu dienen bestimmt war.) Kecker waren Andere, die, wie die Islamitische Kirche, ihre Einsetzung und Verfassung den unmittelbaren Befehlen der Gottheit, durch förmliches Dictiren oder Begeisterung eines Propheten, zuschrieben. Noch mehr wieder Andere, deren Priester sich, wie die Aßen der alten Gothen und die Inkas, für menschliche Abkömmlinge der Gottheit ausgaben; jene Obins, — diese der Sonne, und daher die ganze Priesterei als ein erbliches Familienrecht behandelten, das unveräußerlich war. Die Braminen behaupten gar, unmittelbar aus dem Kopfe Brahma's entstanden zu seyn. Alles, was sie anordnen, müsse daher als ein



Ausfluß seiner Weisheit betrachtet werden. Am unverschämtesten ist die Behauptung der Samas, die nicht nur die Stiftung und Einrichtung ihrer Kirche einem Mensch gewordenen Gotte zuschreiben, sondern auch noch beständig von ihm, der sich immer wieder verjünge, regiert zu werden versichern. Man sieht, ihre Forderungen und Befehle lassen keinen Widerspruch zu, keine Ungewißheit ihrer Erfüllung.

Aus dieser Erhabenheit des Ursprunges der Priesteren folgt natürlich die Heiligkeit und Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes, die von ihm auf alle Glieder ihres Standes ausstrahlen. Von dem Gotte Dalai Lama und seinen Nebengöttern, dem Dairo zu Mizaco und dem Tschu-Lama zu Trascillumba, versteht sich diese Heiligkeit von selbst, und eben so von dem „Stellvertreter des Propheten auf Erden;“ aber auch jeder Ober- und Unterbramine sieht sie als sein Recht an, ja, obgleich die Levitische Kirche seit beinahe 2000 Jahren zerstört ist, hält sich doch jeder Rabbiner noch für den Erben der Heiligkeit des Hohepriesters. — Die Groß- und noch mehr die Ober-Großrabbiner stehen der Gottheit sehr nahe und jeder Rabbiner genießt bei den Gläubigen tiefe Verehrung seiner Heiligkeit und ehrfurchtsvolle Befriedigung

seiner Bedürfnisse; denn schon die Sättigung eines Rabbiners ist Gottesdienst.

Was die Unfehlbarkeit betrifft — als Herr Görres bei Gelegenheit der gemischten Ehen den alten Grundsatz durch's Publikum rief: „Rom hat gesprochen; jeder Zweifel muß schweigen!“ empörte das Viele, erheiterte wohl noch Mehrere. Der ehrwürdige Bretschneider erwiderte darauf (in seinem „Freiherrn von Sandau“), Rom habe auch einmal gegen Galilei gesprochen: Wer da glaube, die Erde umkreise die Sonne, müsse verbrennt werden, und daran, ein unfehlbarer Papst habe den Jesuiten-Orden eingesetzt, ein anderer unfehlbarer Papst ihn als schädlich aufgehoben und ein dritter, eben so unfehlbar, ihn wieder hergestellt. Er hätte noch viele, sehr viele ähnliche Widersprüche unfehlbarer Päpste, z. B. selbst über das Tabackschnupfen, anführen können. Mit Unfehlbarkeit verdammt die Päpste Urban der 8te (1642) und Innocenz der 10te (1650) die Tabackschnupfer durch eigne Bullen zur Hölle; mit gleicher Unfehlbarkeit erklärte aber Benedikt der 13te (1724) das Schnupfen für ein unschuldiges Vergnügen und seine Nachfolger verschenkten häufig Tabatieren.

Seiner Ruf ist übrigens in der Geschichte der



Hierarchie sehr alltäglich und wenigstens eben so oft, als für Rom, hat er für Putala und Cassa, die Residenzen des Dalai Lama, ertönt, für Bagdad und Miaco, ohne Zweifel auch für Meritilli, wo der Papst der Azteken im dreizehnten Jahrhunderte einen Tempel erbauen ließ, der vielleicht an Geschmack, aber gewiß nicht an kostbarer Pracht, der Peterskirche zu Rom nachstand. Die Spanier, die doch an die Herrlichkeit ihrer Kathedralen gewöhnt waren, setzte er in hohes Erstaunen. Noch früher ertönte der Ruf für den Wohnsitz des Oberdruiden und des Krive Kirweito, des Hauptes der Altpreussischen Waideloten. Die Lehre von der Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes ist allen Hierarchien nothwendig; denn ihre Einheit hängt davon ab, und darin, daß sie als Ein Körper der durch so mancherlei Interessen und — die Intriguen der Priestereien zerspaltenen Laienwelt gegenüber steht, liegt ihre Hauptstärke.

Diese Unfehlbarkeit führt indeß eine eigne Verlegenheit für sie herbei. So lange sie in der ehrwürdigen Gestalt von Kirchen dastanden, gründeten sie ihre Lehren, ihre Verfassung, ihre Gerechtsame auf heilige Bücher; aber so bald sie Hierarchien werden, paßt der Inhalt derselben immer weniger und weniger

zu ihren Anmaßungen und Erfindungen. Es liegt sehr nahe, daß die Wahrnehmung dieses Umstandes leicht ein Widerstreben herbeiführen kann, das ihre Autorität erschüttert. Bekanntlich entsprang auch die christliche Reformation daraus, daß ein Mönch, der zugleich ein sehr redlicher Mann von feurigem Charakter war, die Bibel las, voll Erstaunen alle die Lehren, worauf die Macht und die Begehrlichkeit der Römischen Hierarchie sich gründeten, nicht darin fand, und seine Entdeckung der Laienwelt durch eine Uebersetzung der heiligen Schrift bewies.\*)

In der Druidischen Kirche scheint eine solche Verlegenheit vorhergesehen, wenn Cäsar's Angabe richtig ist, daß ihre Lehrsätze nicht aufgeschrieben werden durften. Das zu verhindern, muß um so leicht-

\*) Nebenher — In der zweiten Allocution über die Ehe-sache wird ausdrücklich gesagt, Christus habe die Ehe für ein Sacrament erklärt, aber leider ist die Stelle der Evangelien nicht angeführt, wo das stehe. Kein Theolog konnte mir sie nachweisen, wohl aber ist es factisch, daß die Ehebündnisse in den ersten Jahrhunderten nur als ein bürgerlicher Akt behandelt wurden. Der Presbyter oder Vorbeter wurde dann auch wohl aus Achtung zum Zeugen erbeten und gab, seinem Berufe entsprechend, seinem Glückwunsche die Gestalt eines Segensspruchs, aber — die Gültigkeit der geschlossenen Ehen hing nicht ab von dieser geistlichen Höflichkeit.



ter gewesen seyn, da die Gallier, selbst als die Kirche der Druiden längst eine Hierarchie geworden war, keine eigenen Schriftzeichen besessen zu haben scheinen. \*) Auch die Armeelisten, die Cäsar im Lager der besiegten Helvetier fand, waren mit Griechischen Buchstaben geschrieben, und eine solche fremdartige Neuerung konnten die Druiden leicht als unheilig erscheinen lassen. Anders hielten sich die alten Egyptischen Priester und die Gothischen Aßen. Jene hatten eine eigne Tempelschrift, diese heilige Runen, welche nur die Priester verstanden, und das muß viel wirksamer gewesen seyn, als das Verbot der Braminen, die Vedams aus dem abgestorbenen Sanskrit, oder der Römischen Kirche, die heilige Schrift in lebende Sprachen zu übersetzen. Im alten Rom durften die Sibyllinischen Bücher nur auf Befehl des Senates und nur von einem Oberpriester aufgeschlagen werden; demungeachtet gerieth die Priesterschaft einmal in eine bedenkliche Lage. Beim Aufspflügen eines Ackers ward im 4ten oder 5ten Jahrhunderte Roms ein eisernes Kistchen aufgefunden, und darin

\*) Zwar hat Herr Professor Lelewel zu Brüssel so eben eine numismatische Schrift unter dem Titel „Types Gaulois“ angekündigt, aber diese Typen möchten wohl nur bildliche Zeichen seyn,

lagen die religiösen Lehren und die kirchlichen Vorschriften Numa's, des Stifters der Römischen Priesterei. Diese mochten wohl sehr verschieden seyn von Dem, was die Priester jetzt lehrten und übten; sie hielten also beim Senate an und bewirkten, daß, wie Livius meldet, diese Grundschriften ihrer Religion — öffentlich verbrannt wurden. — Selbst die Rabbiner, obgleich nur die sehr dürftigen Erben der untergegangenen Levitischen Hierarchie, verbrennen zwar nicht die Urschriften ihrer Religion, aber sie haben sie antiquirt. Nicht die Bücher Moses, sondern der Talmud ist ihr Studium und ihre höchste religiöse Autorität. Die Mischna und Gemarra sind ihnen, was die Schriften der Kirchenväter den katholischen Theologen. Man sieht, daß der Römischen Curie, wenn sie den Laien das Lesen der Bibel verbietet, wenigstens nicht der Vorwurf der Originalität gemacht werden darf. Selbst ihr Index librorum prohibitorum wird von dem des strengen Rabbinismus überboten. Er verbietet seinen Gläubigen das Lesen schlechterdings aller nichtjüdischen Bücher.



Die Gleichförmigkeit im Verfahren aller Hierarchien gegen die Schriften *ic.*, die ihnen als Kirchen einst so heilig waren, fließt her aus der Gleichförmigkeit der Ursache davon. Die erhabene Einfachheit der Religionsfäße paßt nicht zu den verwickelten, gemeinen, selbstsüchtigen Plänen und Ansprüchen der hierarchischen Priester. Sie verummnen daher jede Lehre derselben in eine Masse von Zusätzen, die absurd werden, so bald man sie mit den ehrwürdigen Lehren der Religion vergleicht oder der Sonnenstrahl der Vernunft auf sie fällt; daher antiquiren sie jene so sehr, als möglich, und tödten, wo sie die Macht haben, jeden Heldenkenden, der auszusprechen wagt, was er über sie und ihre Lehren nach redlicher Prüfung als wahr erkannte.

Die Religion und die Vernunft lehrt: „Gott ist! Ein allweises, allmächtiges, also auch allgütiges Wesen erschuf das unermessliche Weltall, in dem die Erde nur ist, was ein Sandkörnchen in einem Berge.“

Die Hierarchen sagen: „Wir sind seine Vertraute und Theilhaber seiner Macht und Heiligkeit; denn unsere Genossen weihten uns nach den Vorschriften, die aus Putala oder aus Benares oder Bagdad oder Korakorum *ic.* erlassen wurden. Die

Erde ist der Mittelpunkt und Zweck des Weltalls und wir sind die Auserwählten, die Krone ihrer Bewohner. Was die Erschaffung der Welt betrifft, können wir euch sagen, wie es zuging: (Ueber diesen Punkt besonders ergießen sich die Braminen und Buddhisten \*) *ic.* in einen lächerlichen Wust von Wundermärchen. —)

\*) Den Einwürfen Gebildeter zu begegnen, erklären sie ihre Märchen für poetische Allegorien, ohne daß ihre Sache dadurch besser würde; denn was soll Poesie und Allegorie, wo es sich darum handelt, eine wichtige Wahrheit nackt zu erhalten, oder — das Bekenntniß, daß sie Menschen unerreichtbar sey. Ein Beispiel! Die Lamas oder Buddhisten, deren Religion zwei bis drei Jahrhunderte älter ist, als das Christenthum, lehren: Buddha, eine Person ihrer Trinität, habe beschlossen, Mensch zu werden, um das Elend auf Erden zu mildern. Eine Jungfrau, Maya genannt, sey durch einen Lichtstrahl befruchtet worden und habe ihn geboren, aber er sey für den Sohn oder Abkömmling eines Königs gehalten worden, habe die Lamaitische Religion gestiftet und sey endlich im hohen Alter als Mensch gestorben, aber sogleich wieder als solcher geboren worden, und dies seze sich noch fort in der Person der Dalai Lama. Der Zweck seiner Menschwerdungen, die Verminderung des Elends auf Erden, beschränkte sich übrigens nicht bloß auf die Menschen, sondern erstreckte sich auf alle lebende Wesen. Einst begegnete er einem von Hunger erschöpften Tiger und ließ sich von ihm fressen. Diese Ausdehnung bezieht sich vielleicht auf die Seelenwanderung. Vorstehenden Mythos erklären die Bonzen so: die Jungfrau Maya war die noch unbethätigte Idee des Weltalls; der Lichtstrahl war der Gedanke der Gottheit



Die Religion lehrt: „Gottes allweiser, allgütiger Wille ist das Gesetz des Weltalls — und ordnet auch die Geschicke der Menschen.“ — „Uns allein, versichern alle Hierarchen, wird dieser Wille offenbart. Wir sind die Verkündiger und Vollstrecker desselben; ja, wir vermögen sogar, ihn zu lenken und zu ändern, durch gewisse Ceremonien, die von Putala, Mizaco, Korakorum u. vorgeschrieben werden. Die Völker und die einzelnen Menschen sind uns daher unbedingten Gehorsam schuldig. Unser Oberhaupt ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, also der oberste Richter und Herr der Fürsten und Völker.“ — Sie gehen in der Darstellung ihrer Identität mit der Gottheit so weit, daß sie zu allen Zeiten ihre Angelegenheiten die „Sache Gottes“ nannten. Die „Sache Gottes“ versicherten Mahomet und seine Stellvertreter zu führen, indem sie weite Felder verheerten und ganze Völkerschaften niedermetzelten; eben das behaupten jetzt die Wechabiten, indem sie den Islam

der hinreichte, die Idee zu verwirklichen; denn die Buddhisten sagen, wie die Braminen: „Gott dachte die Welt und sie war da.“ — Die Menschwerdung Buddha's, um das Elend aller Wesen zu mildern, erklärt, der Zweck der Allmacht bei Erschaffung der Welt sey allgemeines Glück u.

zu zerstören suchen, behaupteten die Braminen, als sie die Buddhisten durch Scheiterhaufen und Marter verfolgten und endlich aus Ostindien verdrängten, behauptete die Römische Klerisei, als sie die Albigenser ausrottete, die Kreuzzüge predigte, den Hussitenkrieg anzettelte, den 30jährigen u. u. \*)

Die Religion läßt die Menschen hoffen, durch einen tugendhaften Wandel sich des Wohlgefallens der Gottheit werth zu machen. — Die Hierarchen rufen: „Die höchste Tugend, ohne welche alle tugendhafte Gesinnungen und Handlungen keinen Werth in den Augen Gottes haben, ist, zu glauben, was wir für gut finden, zu lehren, uns zu gehorchen, — und zur Verherrlichung der Kirche und ihrer Diener zu tribuiren.“

\*) So eben lese ich eine Proclamation des Karlistischen Kriegsministers Don Juan Montenegro: „Die Sache Gottes ist in Gefahr, wie auch die des Königs!“ Was mag der Mann für einen Gott haben, dessen Sache in Gefahr gerathen kann? Der Gott, den die christliche Religion verkündigt, kann es nicht seyn. Dessen Sache kann nicht bei Etwas in Gefahr gerathen, das sich in einem kleinen Theile eines der kleinsten Planeten zuträgt. Sein Wille ist das Gesetz des Weltalls; dieser wird geschehen, mögen die Christinos siegen oder die Karlisten. Doch schon zu viel Worte über eine Albernheit.



„Der Mensch, sagen alle Religionen, hat eine unsterbliche Seele, und das Loos derselben nach dem Tode wird durch seinen tugendhaften oder lasterhaften Wandel im Leben bestimmt.“ „Uns, rufen alle Hierarchien wie aus einem Munde, ist die Entscheidung übertragen, wem ein glückliches Daseyn oder ein höchst unglückliches zu Theil werden soll. Den Gläubigen an uns, denen, die uns in allen Dingen gehorchen oder es von uns zu erwerben vermögen, öffnen wir den Himmel; über die Widerspenstigen oder Ungläubigen verhängen wir unaussprechliches Elend. Denn uns ist die Macht verliehen, die Sünden zu vergeben oder sie jenseit des Todes bestrafen zu lassen.“ — So setzten sich die Alt-Egyptischen Priester zum Gerichthalten über Verstorbene hin und bestimmten, wessen Leiche durch Mumifirung dem Verwesen entzogen und dadurch seine Seele der Wanderung überhoben seyn sollte oder nicht; so verurtheilen die Lamas ihre Feinde zum Fegfeuer oder zur Hölle; so — doch es genüge hier die Bemerkung: Nach den Berichten der Evangelien sagte Christus nie zu den Reuigen und Bußfertigen: „Ich vergebe Dir Deine Sünden,“ sondern nur: „Deine Sünden sind Dir vergeben.“ Das heißt doch

wohl: „Deine aufrichtige Reue hat sie gesühnt.“

Bei der durchgängigen großen Uebereinstimmung der Hierarchien in Rücksicht ihrer Zwecke und Mittel, erfüllt sie alle auch ein gleicher Haß gegen einander. Jede verwirft, schmäht, verfolgt, unterdrückt alle Anderen, so weit ihre Macht reicht und Jede wendet wiederum dieselbe geistliche Waffe an, ihre Rivalinnen bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Es ist wichtig, diese Waffe in's Auge zu fassen und ihre Wirkungen auf die Völker. —

Die Gläubigen jeder Kirche halten diese für die beste, sonst würden sie ihr nicht anhangen und dieser Glaube verträgt sich mit der Pflicht der Toleranz. So lange die Priester nicht nach weltlicher Herrschaft streben, sieht das Volk in anders Glaubenden nur Irrende, die man höchstens bemitleidet oder belächelt, ohne den Irrthum für eine Schuld, ein Vergehen anzusehn. Kaum gilt er für ein Mißgeschick. Jeder Mensch wird nach dem Werthe seines Charakters und seiner Handlungen für achtungswerth anerkannt. Was er von der übersinnlichen Welt denkt und von dem künftigen Leben hofft, bleibt ihm überlassen. Die



weltbeherrschenden Römer, deren Priester auf den Gottesdienst beschränkt waren und blieben, ließen, selbst zur Zeit der höchsten Macht Roms, jedem überwundenen Volke nicht nur seinen Glauben und Gottesdienst, sondern erlaubten auch die Ausbreitung desselben im Reiche, selbst in der Hauptstadt, so lange er nur nicht die Religion der herrschenden Nation angriff und untergrub. Dieselbe weise Verfahrensart finden wir in allen Zeitaltern in solchen Staaten, in welchen die Priesterei oder Kirche noch nicht in eine Hierarchie überging. Jede Solche aber erklärt ihren Glauben für allein seligmachend, folglich für die höchste Instanz, die das Loos der Seelen bestimmt, und jeden andern Glaubenden für verrückt und auf ewig verworfen; — und zwar nach den ewigen Beschlüssen der Gottheit! —

Jede Gotteslästerung ist Unsinn, aber eine unsinnigere, lächerlichere, als diese Behauptung, scheint mir nicht denkbar. Das allweise und allgütige Wesen, das das Weltall, viele Millionen Sonnen und Planeten schuf, und alle mit einer sich immer erneuernden, für uns unaussprechlichen Zahl von Lebenden füllte, denen Allen schon ihre nicht verlangte Erschaffung ein Recht giebt, von Seiner Güte Wohlseyn zu

hoffen, — (denn Wesen entstehen zu lassen, damit sie elend seyn sollten, überstiege selbst die ärgsten Greuel, aus denen man den Charakter eines Teufels zusammenge setzt hat! —) sollte auf unserm einzigen Planeten allein viele Billionen unsterblicher Geister mit der Bestimmung zu ewigen Martern in's Daseyn gerufen haben, insofern sie nicht die Lehren einer bestimmten Kirche glaubten und befolgten, die entweder noch gar nicht existirte, als sie lebten, oder die sie, wenn auch Zeitgenossen, gar nicht kannten, oder der sie nicht anhangen konnten, weil sie zu Anhängern einer andern Lehre von Kindheit auf gebildet wurden, die sich eben so für allein seligmachend ausgab. Hat der Bramine Recht, so sind Buddhisten, Moslemim, Juden und Christen eine Beute ewigen Elendes, weil sie nicht ihm glauben, nicht das höchste Wesen in der Trinität Brama, Wischnu und Sihwa anbeten, nicht es für eine heilige Pflicht halten, die Pagoden durch Wallfahrten zu bereichern, nicht für eine Gott gefällige Handlung, sich von dem Götzenwagen zu Taggenaut zermalmen zu lassen und sterbend einen Ruhschwanz in der Hand zu halten; denn sein Glaube ist der allein seligmachende. Hat der Lama Recht, so sind alle Generationen aller Nationen



die Beute der Hölle oder des Fegeseuers, die nicht seinen Dalai für einen verkörperten Gott erkennen, seine Nagelschnigel oder seinen gedörrten Koth als heilige Reliquien betrachten u., denn seine Kirche ist die allein seligmachende. Hat es der Rabbiner, so kommt nur der Jude in Abrahams Schooß, d. h. in den Himmel; alle andere Menschen sind unreine Geschöpfe, ein Ekel in den Augen der Gottheit; denn seine Religion ist die allein seligmachende. Nach den Lehren des Islamismus theilt der Jude diese Verworfenheit mit Allen, die nicht an Mahomets und seiner Kalifen göttliche Stellvertretung Allah's glauben, sich nicht beschneiden lassen, sich nicht täglich fünfmal betend waschen und dabei das Gesicht nach Mekka wenden. Selbst seine Glaubensgenossen, die Schiiten, verurtheilt der Sunnitische Imam dazu, nur in Ekel verwandelt, in eine geringere Art von Himmel, als Mahomets Wonneparadies, zu gelangen, weil sie glauben, nicht Omar, sondern Ali sey vor zwölfhundert Jahren der wahre Kalif gewesen. Diesen Nothhimmel können Juden allenfalls mit ihnen theilen, weil der Mosaismus eine der Wurzeln des Islam war; die Anhänger aller anderen Religionen sind dem höllischen Marterpfuhle verfallen; —

wie nach den Lehren des Papismus alle Nichtkatholiken, die je lebten, leben oder leben werden, mit Ausnahme der Jüdischen Patriarchen, nach dem Beschlusse des allweisen und allbarmherzigen Wesens, das die Welt erschuf! Denn die katholische Kirche ist die allein seligmachende.

Und solche Behauptungen fanden in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsstrichen \*) bei einer langen Reihe von Generationen Glauben, wo eine Hierarchie ihr Panier aufstreckte. — Des großen Hallsers Ausspruch nämlich ist unerschütterlich wahr: Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden, Er sucht die Wahrheit nicht; sein Pfaff hat sie gefunden.

Eingang findet diese Lehre vorzüglich dadurch, daß sie den Volkscharakter mit religiösem Hochmuth vergiftet, dem albernsten, den es giebt. Wie sollten die Juden nicht dem Rabbiner glauben, daß nur die

\*) Die Mexikaner scheinen eine ehrenvolle Ausnahme zu machen, wenn man von einer Aeußerung Montezuma's auf seine Nation schließen kann. Er sagte zu Cortez, als dieser in ihn drang, ein Christ zu werden: „Eure Religion ist wohl gut für Euer Land, die meinige ist es für mein Land,“ ein Ausspruch, den selbst Montesquieu weise fand. Freilich aber scheint Montezuma ein Ungläubiger. Er hatte die Hierarchie der monarchischen Gewalt unterworfen.



Abkömmlinge Abraham's in's Paradies berufen seyen, da sie dadurch zum ausschließenden, von keinem andern Volke zu erlangenden Erbadel des Menschengeschlechtes erhoben werden! Wie nicht der Hindu seinem Braminen, der Buddhaist seinem Bonzen, der Moslem dem Imam, der Katholik seinem Mönche, daß sie allein durch ihren Glauben zu einst beglückten Lieblingen Gottes werden, da sie dadurch so hoch über alle andere Menschen gestellt werden. Ja, Hochmuth, unzerstörbarer Hochmuth ist es, daß der halbverhungerte Hindu und der schäbigste Jude sich zu verunreinigen, zu entehren glauben, wenn sie die erbettelte Speise verschmähen, sollte ihr christlicher oder mahomedanischer Wohlthäter sie nach der Bereitung noch berühren oder gar kosten oder sie in einem Geschirre bereitet seyn, das auch Christen diene u., — und Hochmuth, wenn Katholiken auf sogenannte Keher mit Widerwillen, wo nicht gar Abscheu zu blicken gelernt haben. Wie zäh aber, ja unzerstörbar ein solcher Aberglaube werden kann, wenn er auf Hochmuth gepropft wurde, beweisen wieder die Hindus, Buddhaisten und Juden, die den Bahn ihrer ausschließenden Würdigkeit zum Seligwerden nun schon drei bis vier Jahrtausende nähren.

Ihm diese Dauer zu geben und sich die Herrschaft, die sie sich durch die religiöse Isolirung ihrer Beute über diese erschlichen, zu sichern, gebieten die Hierarchen der Cultur und Verstandesbildung der bethörten Nationen Stillstand und vernichten so allmählig ihre Bildung; denn Leben bewahrt sich die Cultur nur durch das Fortschreiten. Um die erforderliche Macht herbeizuführen, bemächtigen sie sich des Unterrichts der Jugend, und indem sie sich auf die heilige Würde der Religion berufen, machen sie die Vorschriften, Deutungen und Phantasien der Kirche zum Hauptstudium. Das Studium der Religion kann nur einfach seyn und kurz; für das des kirchlichen Wustes reicht in allen Hierarchien kaum ein Menschenleben hin. Die Jugend aber wird mit Gewalt von den wahren Wissenschaften hinweg, \*) zu Jenem hingerissen, und damit sie ja nicht mit genialischer Wärme sich Bahn breche zu reinem, höherm

\*) So eben melden die Zeitungen, daß die Päpstliche Regierung allen Gelehrten ihres Ländchens verboten hat, der Zusammenkunft der Naturforscher zu Pisa beizuwohnen. In früheren Jahrhunderten würde eine solche Versammlung ohne Zweifel geradezu in den Bann gethan worden seyn. Die Kenntniß der Natur ist freilich gar zu bedenklich, wenn man des Wunderglaubens bedarf.



Wissen und Denken, wird sie mit kleinlichen, streng bewachten Vorschriften auch für den Gang ihres Thuns und Lassens im Leben eingezwängt. Sie soll nicht gebildet, sie soll nur abgerichtet werden, brauchbar zum Dienste der Hierarchie zu seyn; wo aber der Jüngling nicht Enthusiasmus für eine Wissenschaft, die seinem Geiste entspricht, fassen kann und ihm mit freiem Aufschwunge folgen, da kann er als Mann nichts Eigenthümliches leisten. Die Wissenschaft im Allgemeinen bleibt gelähmt stehen und sinkt endlich in dumpfe Vergessenheit. Lange vor Europa hatten die Hindus und die Mongolen große, glänzende Universitäten. Sie bestehen noch, aber seit Jahrhunderten ist, was sie lehren, nutzloser Tand. Ihre Gelehrten staunen das Wissen der Europäer an, und diese erstaunen oft nicht weniger, indem sie in vergessenen Schriften Jener entdecken, daß jene Nationen vor vielen Jahrhunderten schon wußten, was sie jetzt bei den Europäern mit Bewunderung erfüllt. Eben so ist es mit allen auf Wissenschaft gegründeten Künsten. Europa unterjocht Asien mit den Erfindungen, die dieses gemacht und — vergessen hat unter dem Drucke der Hierarchie. Genau dieselbe Erscheinung bietet die Cultur der Araber dar. Sie

waren bekanntlich die Lehrmeister der Europäer, wie schon die noch jetzt gebräuchlichen Arabischen Benennungen fast in allen Wissenschaften beweisen; doch was ist aus ihrer Cultur geworden, seit die Herrschaft der Kalifen zur strengen Hierarchie ausgebildet wurde! Und sehen wir auf Europa selbst — Italien, Spanien und Portugal waren die am höchsten gebildeten Länder, ehe die Päpste Jenes durch List oder Gewalt unter ihre Herrschaft beugten, und Diese, ehe Philipp des Zweiten feiger und abergläubischer Tyrannensinn sie der Inquisition und den Jesuiten auslieferte, den beiden Pranken der Eigerin Hierarchie.

Nicht bloß die Cultur der Nationen aber, mit ihr auch die Selbstständigkeit und Macht ihrer Staaten richtet die Hierarchie zu Grunde und gefährdet zuletzt gar die Existenz derselben, immer durch die Lehre ihrer allein seligmachenden Kraft. Auf diese gestützt, unterjocht sie den Geist der Regierenden oder stürzt sie durch die Bethörung des Volkes vom Regentensuhle, und so wird der Staat, auch indem er den Namen einer weltlichen Monarchie oder Republik behält, der That nach eine Theokratie. Denn welches politische oder moralische Gesetz könnte seine bindende Kraft behalten, einer Autorität gegenüber,



die nicht nur allein eine ewige Glückseligkeit gewähren, sondern auch alle Vergehungen und Sünden, wodurch diese verloren gehen könnte, verzeihen zu können behauptet! Eine Theokratie aber ist ein Staat, in welchem alle innere Maaßregeln nur darauf berechnet werden, die Herrschsucht und den Eigennuß der Priesterei zu befriedigen, das ausgefogne Volk aber in tiefe Finsterniß zu stürzen, damit es ihr desto gläubiger und unverbrüchlicher fröhne. Dem Auslande hat ein solcher Staat Nichts entgegen zu setzen, als Ränke und Missionarien. \*) Er muß im

\*) Wie gefährlich die katholischen Missionaire den Staaten sind, in die sie sich einschleichen, geht schon aus der Instruction hervor, welche der Jesuiten-Orden den seinigen ertheilt. Mosheim führt (in der Vorrede zum zweiten Theile der Uebersetzung der Du Halbeschen Beschreibung von China) folgende Vorschriften an: Der Missionar muß das Aeußere eines Geistlichen oder Weisen des Landes annehmen, in dem er predigt, in Indien ein Bramine, in Siam ein Salapoin, in China ein Bonze, in Afrika ein Marabut scheinen. Er muß durch Geschenke und Ehrenbezeugungen die Gunst des Hofes und der Großen erwerben und sich bemühen, von ihnen zu Staats- und Regierungsgeschäften gezogen zu werden. Er muß die Sitten, Gebräuche, Meinungen und Religionslehren der Heiden in die christliche Glaubenslehre aufnehmen, so viel es möglich ist; endlich, da er Geld braucht, soll der Apostel heimlich Handel treiben. Und das Alles wozu? „Die unsterblichen Seelen der Heiden zu retten,“ d. h. sie der Päpstlichen Herrschaft zu unterwerfen.

Zusammentreffen der Völker vernichtet werden; dazu war er in dem Augenblicke verurtheilt, da die Theokratie in ihm zur Reife kam.

Sa! durch ihre allein seligmachende Kirche gingen Cultur und Macht aller der Asiatischen Völker zu Grunde, die hier schon öfter genannt wurden, und so eben die der Türken; denn wenn ihr Glaube nicht allein selig machende Kraft gehabt, hätten sie nicht die Bildung der christlichen Völker verachtet, sondern wären mit ihnen fortgeschritten, statt sie nur durch Schimpfworte zu benennen. Besäßen wir die alte Geschichte Amerika's, ich bin überzeugt auch Mexiko und Peru hätten nicht durch eine Handvoll roher Abentheurer erobert werden können, von denen sie jedem Einzelnen vielleicht Zehntausend entgegen zu setzen hatten, wäre Peru nicht eine vollendete Theokratie gewesen und die Mexikanische Hierarchie Feindin Montezuma's. Die überzeugendsten Beweise aber für uns von der abtödtenden Kraft einer „allein seligmachenden“ Hierarchie bietet Europa dar. Ich erinnere noch einmal an das einst hochcultivirte und in allen Welttheilen übermächtige Spanien und an Portugal, das überall mit ihm rivalisirte, bis der abscheuungswerthe zweite Philipp sich und sie den



Priestern unterwarf. Ich erinnere an das, was Deutschland, durch die Arglist der Hierarchie zersplittert, im Mittelalter geworden war. Hätte die Reformation ihre Macht nicht wenigstens in einem Theile desselben gebrochen, es hätte längst das Schicksal des ehemaligen Polens gehabt, das nicht so glücklich war, sich ihrer, die weltliche Macht entmännenden und Alles in Finsterniß begrabenden Arglist zu entziehen.

Verehrung der Religion und ihren heiligen Lehren! Strenge, wachsame Prüfung der Lehren und unerschütterliche Festigkeit bei den Annahmen der Kirche! Das ist eine der höchsten Lebensregeln für Staaten und Nationen. Glauben, daß es irgend eine Hierarchie gebe oder geben könne, deren Priestern der Schöpfer des Weltalls die Entscheidung über das ewige Loos unsterblicher Geister gab; an eine allein seligmachende Kirche glauben kann nur angeborner Stumpfsinn oder von Kindheit auf angekünstelte Bethörung. Wer aber nicht daran glaubt und es doch als eine heilige Wahrheit ausruft, —  
— Psui, Herr Görres! Psui über Den!